Zur Geschichte

der

modernen französischen Literatur.

Essays

von

Ludwig Spach.

Straßburg,
Verlag von Karl J. Trübner.
1877.

Vorwort.

Die Essays sind eine theilweise Fortsetzung der „modernen Kulturzustände im Elsaß“; ([1]) mehrere derselben wurden seit Jahresfrist in der „Straßburger Zeitung“, ein einzelnes (Daniel Stern) in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht. Die größeren Aufsätze: «Rouge et Noir» von Stendhal (Henri Beyle), die Korrespondenz von „Honoré de Balzac“, die „Mémoires von Philarète Chasles“, „Mérimée's Briefe an eine Unbekannte“ erscheinen hier zum erstenmal.

Mein Verleger bestimmte mich zu einer vorläufigen Scheidung zwischen den literarischen auf französische Persönlichkeiten bezüglichen Portraits — und den zahlreicheren nur mit elsässischen Zuständen sich befassenden Exkursen.

([1]) 3 Bände 1873—1874 in 8. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner.

Der Verfasser vorliegender Skizzen erhebt durchaus nicht den Anspruch, eine vollständige Charakteristik der besprochenen französischen Dichter und Literatoren zu liefern. Dagegen wollte er, von seinem hiesigen unabhängigen Standpunkt aus, einzelne Kehrseiten der Pariser Literatenwelt hervorheben. Diese Bemerkung bezieht sich vorzüglich auf die Verunglimpfung, welche der Altmeister Goethe voriges Jahr in der französischen Akademie von namhaften Kritikern erdulden mußte. Auch an sehr hochgestellte Größen legte der Verfasser in aller Bescheidenheit einen strengeren Maßstab, und wies auf Flecken an den Marmorsockeln ihrer Monumente hin. In Paris würde solches nicht geduldet; man verhüllt dort die Bildnisse der Hingeschiedenen mit nachsichtigem Schleier.

In gegenwärtigen Konjunkturen dürften die nachgelassenen Briefe Doudan's, des Erziehers des Herzogs Albert de Broglie, die Aufmerksamkeit der deutschen Leser auf sich ziehen. Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) scheint durch ihre so eben ausgegebenen Mémoires die Voraussicht des Verfassers über das Unzulängliche und Euphemistische der erwarteten Autobiographie zu rechtfertigen.

Aller Kritik unbeschadet, vertiefte sich der Essayist mit besonderer Vorliebe in die unver-

geßliche Epoche der Restauration und der Juliregierung, als die Spitzen der Parisergesellschaft und der Dichterwelt in verjüngtem Glanze strahlten.

Straßburg im Mai 1877.

---

glückliche Epoche der Restauration und der Julieregierung, als die Spitzen der Geschichtswissenschaft und der Dichtkunst in verjüngtem Glanze strahlten.

Straßburg im Mai 1877.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Rouge et Noir

von

Herrn von Stendhal (Henri Beyle).

Unendlich viel Romane gehn wie Eintagsfliegen zu Grunde; einige dagegen, vernachlässigt bei ihrem ersten Erscheinen, erleben eine Art von Palingenesie. Verschwindende Zeitgenossen der Verfasser machen es sich zur Pflicht, vor ihrem eigenen Absterben, die Aufmerksamkeit der jüngeren Generationen hinzulenken auf originelle Geburten der Phantasie, auf frappante Sittenmalerei. In diese Klasse wiederbelebter Novellistik gehört unstreitig Rouge et Noir, und der pseudonyme Verfasser des erschrecklichen Werks.

Ja! ein erschreckliches Kompositum ist Rouge et Noir. Nicht daß es allen Regeln des guten Geschmacks widerspräche, seltsame Gemälde vorführte, und durch paradoxe Erfindung zu fesseln suchte; nicht daß der lang Verkannte auf einmal durch den Mund seiner jüngsten Erklärer Eigenschaften offenbare, die, vor bald einem halben Jahrhundert für damalige Blicke

wie mit einem Nebelschleier bedeckt waren. Nichts von alle dem. Und doch ist es eine furchtbare Revelation, gerade weil es einfach, ohne Phrase, die Realität der letzten Jahre der älteren Bourbonen in einem Charakterbilde darstellt, das man beinah historisch nennen möchte, obgleich es nur theilweise aus der höheren Sphäre seine Gestaltungen entlehnt.

Der Verfasser selber ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, die einem Beobachter in jener schon ferne liegenden Epoche aufstoßen konnte; um so unerklärlicher daß sein Hauptprodukt, Rouge et Noir, mit vorhergehenden und nachfolgenden Werken — denn Henri Beyle war Polygraph — nicht zu jener wohlfeilen Schriftstellerglorie gelangen konnte, die, auf einer untergeordneteren Stufe manchem seiner Kompatrioten und Zeitgenossen zu Theil wurde. Beyle konnte mit vollem Recht ausrufen, wenn er um sich her die Mitbewerber um die Gunst des Publikums gewahrte:

Ich sah des Ruhmes heilge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.

Woher dies sonderbare Hintansetzen eines überragenden Talents?

Henri Beyle war, als Skribent, im Grunde kein angenehmer Gesellschafter; er wußte dem allgemeinen Geschmacke nicht zu schmeicheln, beleidigte auch beiläufig reelle Größen; er warf zwar dem Publikum höchst originelle Wahrheiten hin, brachte paradoxale Sätze vollauf zu Markte; allein es lag in seiner Art den Stoff zu behandeln, eine Herausforderung für seine Leser. Besonders die Götzen der Modewelt und der

Salons suchte er herunter zu stoßen von ihrem Throne; in einem seiner ersten literarischen Pamphlete; Racine et Shakespeare — etwa um 1824 — brutalisirte er die bis dahin verehrten aristotelischen Gesetze des Theaters; er that es nicht wie Victor Hugo bald hernach mit jugendlichem Uebermuth, nicht mit selbstständigen Belegen. Eiskalt und giftig wie eine Schlange wagte er sich auf die Stufen und in das Heiligthum des anerkannten officiellen Tempels der dramatischen Kunst; jeder Phraseologie und Rhetorik abhold, stellte er die Sachen unverblümt hin; alles ironisirend, ein unverkennbarer Enkel des Mephistopheles, besprach er die Liebe (v. de l'Amour), Italien (Rome, Naples et Florence) das Leben in der französischen Provinz, Rossini, die Alterthümer, die Geschichte und moderne Gesellschaft Roms (Promenades dans Rome) oft vielfach und ohne Pedanterie belehrend (histoire de la peinture en Italie), bisweilen planlos, aber doch bei jedem besprochenen Gegenstand auf die Hauptpunkte hindeutend .... bemerkt wurde er wohl von Kunstkennern, von Bibliophilen; aber nicht goutirt, wie das die Franzosen mit einem eigenen Ausdruck benennen. In seinem Bestreben die Augen aller auf sich zu ziehen, mühte er sich umsonst ab, und als er, um die Zeit der Julirevolution mit seinem größeren Romane Rouge et Noir hervortrat, hatte er bereits ein durch seine eigene Schuld verdorbenes Terrain vor sich; günstige Besprechungen waren nicht hinreichend ihn neben Balzac, Eugène Sue, Alexandre Dumas (den älteren) ins Licht zu setzen; vollends, wenn in aristokratischen Kreisen einige tonangebende Autoritäten ihn

zu durchblättern geruhten, da fiel das Verdikt so ungünstig aus, mußte so ausfallen, daß keine Dame den verpönten Roman, auch nicht im Geheimen, las; denn es gab ja das Buch keine Gelegenheit zur Konversation; wer hätte sich darüber zu äußeren gewagt, wer sich bewogen gefühlt ein „geschmackloses, unsittliches Sittengemälde" zu lesen. Rouge et Noir lieferte den unwiderleglichsten Beweis, daß eine Phantasieschöpfung, so merkwürdig sie sein mag, temporär wenigstens zu Tode geschwiegen werden kann, und oft auf ewige Zeiten hinaus in der anschwellenden Fluth der Makulatur untergeht.

Henri Beyle, aus der Dauphiné gebürtig, unter dem ersten Kaiserreich in der Beamtenwelt bekannt, hatte sich unter der Restauration vielfach in Italien herumgetrieben, und wurde nach der Julirevolution als Consul in Civita-Vecchia angestellt. In seiner officiellen Residenz weilte er aber nicht, hatte in Rom seine feste Wohnung aufgeschlagen, und überließ die eigentlichen Geschäfte dem Kanzlisten im päpstlichen Hafen. Seine literarische Notabilität war doch in so weit eine Thatsache, daß man diesen Verstoß gegen jede diplomatische Regel zugab. Der französische Gesandte in Rom benutzte übrigens die Gegenwart des geistreichen, halbitalianisirten Mannes. Als Ankona, im Frühjahr 1832, durch einen Gewaltstreich von französischen Truppen, zu einer Demonstration gegen östreichischen Einfluß, besetzt worden, betraute Graf St. Aulaire den Konsul von Civita-Vecchia mit einer konfidentiellen Sendung; er sollte die aufgeregten italienischen Patrioten besänftigen, belehren,

denn das Aufhissen der Trikolore in der Festung und im Hafen von Ankona schien zu einem förmlichen Aufstand gegen die pontifikale Regierung erwünschte Gelegenheit zu bieten.

— „Ich werde meine Pflicht erfüllen", betheuerte der innerlich radikalgesinnte Konsularagent, als ihm der Gesandte seine Verhaltungsbefehle gab; und als Ehrenmann hielt Beyle seine Parole. — In den Salons war er der genaue Abdruck seines Pseudonyms; d. h., wenn er sprach, ironisirte er Gegenwärtige und Abwesende, allgemeine Zustände und tägliche Vorkommnisse; doch immer in den Gränzen der Konvenienz und ohne sich eine Blöße zu geben; die boshaftesten Bemerkungen behielt er für die a parte unter vier oder sechs Augen, in einer Ecke oder Fensterbrüstung des Salons. Nicht ungern ritzte er die Haut seines Partners mit einem seiner Stylete, und minderte das Prickeln der Wunde nicht. Dabei hatte er doch etwas von dem «fanfaron de vice», liebte schlimmer zu scheinen als er in der That war. — „Wie viel Köpfe würden sie fordern", fragte ich ihn eines Abends, da wir uns allein in der Gesandschaftsloge des teatro valle zusammenfanden; „wie viel Köpfe, wenn Sie Herr und Meister der Lage wären?" — „O! höchstens einige hundert", war seine einschneidende Antwort. Er wähnte mich einzuschüchtern, vielleicht gar zu glauben, ich könne die Aeußerung gelegentlich wiederholen. Mir ließ er dabei den unangenehmen Eindruck, daß er sich das Ansehen eines kühnen Politikers geben wollte. Wie wenig er sich mir gegenüber als Menschenkenner bewährte, blieb ihm wohl immer unbekannt.

Unterhaltend war er in hohem Grade, besonders wenn er von Musik und Antiquitäten sprach. — An jenem erwähnten Theaterabend wurde die Semiramide gegeben.

Die Ungher, damals in voller Jugendblüthe, sang die Hauptrolle, mit ihrer glockenreinen, umfangreichen Stimme. — „Zum wievielten Male hören Sie diese Oper", fragte ich unwillkürlich meinen Nachbar. — „In der That, ich wüßte es nicht zu sagen; Sie würden mich für einen Aufschneider halten". — „Und finden immer neuen Genuß?" — Ja, fürwahr, Nuancen, die ich beim 40ten Mal nicht bemerkte, treten jetzt hervor." — Das durfte ich wohl auf Treu und Glauben hinnehmen. Geht es uns doch mit großen Dichterwerken so! Wie vielmal haben nicht Schiller's Verehrer „das Ideal und das Leben" auf Spaziergängen, oder in schlaflosen Nächten, oder vor Freunden recitirt, überdacht, und dabei immer frische Empfindungen, philosophische Ideen und Aussichten, und tiefere Abgründe entdeckt.

Ich konnte bemerken, daß im Zwischenakte, oder Recitativpausen unser lebhaftes Gespräch die Aufmerksamkeit der Nachbarlogen auf sich zog. — Nicht daß Beyle über die Maßen gestikulirte, und auch seine Stimme war klanglos; aber seine Physionomie beherrschte er nicht wie der Prinz von Talleyrand, oder gab sich nicht die Mühe sie vor dem fremden römischen Publikum zu beherrschen. Und ich vollends war ein Novize. Er ließ sich gehen, zur Entschädigung für andere Abende, wo die Gegenwart der Spitzen des Hauses ihm etwas mehr Zwang anlegte.

Henri Beyle, warum sollte ich es nicht eingestehen, war im Gesandschaftshôtel nicht gerade beliebt; seine allzusehr blosgelegte dämonische Natur mißfiel; der verkappte Republikaner, welcher sich der transitorischgeglaubten Julimonarchie nur ungern anbequemte, legte manchmal auf eine köstliche Weise die vorgehaltene Maske ab. — „Wie lange noch glauben Sie", so äußerte er sich einmal vor mehreren Herren der Ambassade, „wie lange glauben Sie den Strom noch aufhalten zu können? ... Sie lassen unvorsichtig den höheren Unterricht sich entfalten; die turbulente jüngere Generation wird Ihnen über kurz oder lang zurufen: Gebt mir Brod, Geld, Einfluß."

Gegen mich war er zuvorkommend; da er eine zweite Ausgabe seiner «Promenades dans Rome» vorbereitete, und er mich mit den deutschen kapitolinischen Gelehrten in Verbindung wußte, kam mir der wenig schmeichelhafte Gedanke: er suche mich etwa auf, weil es ihm nicht unangenehm wäre, von der deutschen eruditen Schule einige Brocken mühelos zu erhaschen. Einer der französischen Sekretäre, der sich mit denselben Gegenständen beschäftigte — denn es treibt in Rom jeder Gebildete etwas Archäologie — gab mir meine Vermuthung zu. Doch blieb mir Eigenliebe genug für den Wahn: auch meine Individualität, die nicht ganz in den gewöhnlichen Guß paßte, habe für ihn einige Anziehungskraft.

Dem deutschen Wesen in genere war Beyle abhold. Es erstreckte sich bei ihm diese Antipathie auf einen Theil der deutschen Musik. Wie er sich gegen Maria von Weber verhielt, entsinne ich mich nicht

mehr; Schubert war ihm nicht kongenial. Eines Abends wurden im Privatsalon der Gesandschaft Schuberts herrliche Lieder vorgetragen. Beyle schnitt dabei unliebsame Gesichter.

Auf einem auswärtigen Ausflug traf ich ebenfalls einmal mit ihm zusammen. An einem glänzenden Maitage 1832 schaarte sich eine Karavane von Spaziergängern aus der höheren Gesellschaft um den Gesandten, der seine Familie auf den monte Albano geleitete. Horace Vernet mit Frau und anmuthsvoller Tochter nahm daran Theil; selbstverständlich mehrere jüngere Attachés, welche den Damen ihre Dienstfertigkeit bei dem Bergritt erwiesen; ein neapolitanischer Duca, ein freiwilliger Bewohner des Benediktinerklosters von Subiaco, der uns wenig Wochen zuvor in jenem reizenden Hochthale empfangen, schlenderte hier zu Fuß mit dem Nachtrab, worunter Henri Beyle, meine Wenigkeit und Eichhoff, der Privat-Bibliothekar der Königin Amalie. — Diesmal war der Verfasser von Rouge et Noir keineswegs ironisch, nein, sehr ernst gestimmt; er ließ dem berühmten Künstler Horace das unschuldige Vergnügen seine Begleiter, sobald sie ihm einige Schritte voreilten, auf eine drollige Art in ihren Bewegungen und Gesten zu karikiren. Er selber, von den Pariser Nachrichten seltsam ergriffen — die Cholera herrschte dort — gestand ehrlich seine Furcht vor der schrecklichen Krankheit. War doch „Herr von Stendhal“ jeder Affektation fremd und gehörte zu der Klasse von Menschen, die weder Gott, noch Teufel, noch Mann, noch Frau respektiren, aber vor der asiatischen

Seuche den Hut abziehen. „Die keckſten und beſten Aerzte,“ ſagte er zu mir, „ſind der Anſicht, daß kein „Mittel probat, und es iſt fünf gegen eins zu wetten, „der reell ergriffene geht ad patres. Wäre nur die „Seuche nicht mit mörderiſchen Schmerzen verbunden, „ich habe mir immer einen ſchnellen Tod erſehnt“. — Sein Wunſch, wenn er aufrichtig (?!), ſollte ihm zehn Jahre ſpäter, in derſelben ſchönen Frühlingszeit, in Erfüllung gehn. Er wurde nach einem Beſuch in den Büreaux des Miniſteriums des Auswärtigen zu Paris vom Schlage gerührt und fiel todt in der rue des Capucines zu Boden.

Mit einer Grabrede: Friede ſeiner Aſche! wäre ihm wenig gedient. Durch ſeinen radikalen Unglauben und ſeine Gleichgültigkeit gegen ein eventuelles Jenſeits war er einigermaßen gegen derartige Wünſche gefeit; woran ihm hundertmal mehr lag, an ſeinen Nachruhm, der hat ſich, gegen ſeine Hoffnung, an ſeine Pſeudonymität und ſeinen bürgerlichen Namen geheftet.

Mir wollte es manchmal ſcheinen, als läge der Grundzug ſeines Charakters in einer krankhaften Eitelkeit. Sein breites Geſicht, ſeine unfeinen Züge, ſeine etwas ſchwerfällige Geſtalt, machten aus dem 40jährigen durchaus keinen ſchönen Mann. Wenn er in der Jugend bei den Frauen ſein Glück ſuchte, ſo hatte er es gewiß nicht durch einſchmeichelndes Weſen erobert; vielleicht hatten ihm Witz, Einſchüchterung oder ſonſtige unritterliche Mittel den Weg dazu geebnet.

Ich kann füglich, nach den vorangeſchickten Be-

merkungen über Beyles Eigenheit, zu der Analysis seines Hauptromans übergehn, eines Werkes, dem er seine unverhoffte, postthüme Berühmtheit verdankt. Ein leichtes Unternehmen ist diese Darstellung oder Uebersicht keineswegs, denn Rouge et Noir ist vollgepfropft von bizarren, leidenschaftlichen Charakteren, abnormen Begebenheiten, moralisirenden Gedanken, vielfältigen landschaftlichen Bildern; gerecht wird man dem Verfasser auch durch die treueste Bleistiftskizze nicht.

Der Roman ist auf eine wahre Begebenheit gegründet. In der Restaurationsepoche wurde zu Besançon ein junger hübscher Hauslehrer vor den Assisen abgeurtheilt, zum Tode verdammt. Der Unselige hatte in einem Anfall von Liebeswahnsinn und Eifersucht seine Prinzipalin ermordet. Es war einer jener Sensationsprozesse, die während einigen Wochen das Publikum der Provinz aufregen, durch die Gazette des Tribunaux bis in der Kapitale Anklang finden, und dann in der immer bewegten Atmosphäre der Tagesbegebenheiten wie eine Seifenblase verpuffen.

Aus dem einfachen Elementarstoffe hat Beyle ein seltsames Gewebe herausgezaubert; dabei aber benahm er sich selber so einfach, so anscheinend anspruchslos, als verstände sich die Arbeit von selber.

Wir sind in einem pittoresken Städtchen der Freigrafschaft Burgund, an dem letzten Ausläufer des Juragebirgs, etwas über dem Doubs, der einige Sägemühlen in Bewegung setzt. Verrières, so heißt diese fiktive Bezirkshauptstadt, ist mit einem ausge-

zeichnet reichen Maire, Herr von Renal, beglückt; es zählt derselbe zwischen 48 und 50 Jahren; auf seinem Gesichte gatten sich gränzenloser Eigendünkel und Selbstzufriedenheit. Er gehört zu der herrschenden legitimistischen Parthei. Seine Wohnung liegt zwischen prächtigen Gärten; eine Stufenterrasse führt hinunter an die Ufer des Doubs; Herrn von Renal's Augen aber schweifen wohl bis nach Paris; ehrgeizig ist er und hoffnungsvoll. — Wir treffen ihn zuvörderst mit seiner 30jährigen Frau und drei kleinen Knaben auf dem öffentlichen von ihm angelegten Spaziergang, einer platanenbepflanzten Terrasse; seine gegenwärtige Stimmung ist nicht die beste; er ist höchst ungehalten über den berühmten Philantropen Appert, welcher sich vor einigen Tagen unter den Flügeln des Ortsgeistlichen Chélan — eines Jansenisten — in das Bezirksgefängniß eingeschlichen, dann in das Spital und das Armendepot verfügt, mit einem Empfehlungsschreiben des Herrn Marquis de la Môle, Pairs von Frankreich. — Dieser Umstand konnte einen nachtheiligen Widerhall in der Presse der Hauptstadt wachrufen. In der Verwaltung der Armengüter hatte sich Herr von Renal einige Blößen gegeben, und in der Lokalität selber steht ihm ein Rivale entgegen, der Direktor der Armenanstalt, ein Herr von Valenod.

Der Maire kündet seiner jungen Gattin an, er müsse den halbliberalen Valenod in den Hintergrund schieben durch eine standesgemäße klerikale Erziehung seiner Söhne; er habe deshalb die Augen auf den jungen Latinisten Sorel, einen Schüler des Pfarrers, und Sohn des Sägemüllers Sorels geworfen; mit

dem Vater wolle er den Handel abmachen, so wohlfeil als möglich, aber sein Entschluß stehe fest.

Frau von Renal, eine hübsche modeste Dame, galt in Verrières für eine felsenfeste Tugend; sie hatte den Valenod als bräutlichen Bewerber, später als impertinenten Liebhaber zurückgewiesen.

Die Sägemühle des père Sorel lag am Eingang des Städtchens. Dorthin begab sich der Maire; doch hatte er's mit einem schlauen Fuchse zu thun, der nicht gleich auf den Vorschlag Renal's einging. Zwischen Vater und Sohn kömmt es alsobald zu einer Unterredung. Der Alte findet den 19jährigen, zartgebildeten Jungen nicht an der materiellen Sägemühlearbeit, sondern lesend, über der Maschine kauernd. Mit einem Faustschlag wirft der brutale Vater das Buch — einen Band der Mémoires de Ste Hélène — in die Wasserleitung, zieht den oft mißhandelten Julian vor einen Art Familienrath, worin die älteren Brüder Sitz und Stimme haben. Um die Einwilligung des Jungen, dessen Physionomie nur Haß gegen den Vater ausdrückt, wird nicht gefragt, drauf, nach diplomatisch-bäurischem Hinaufschrauben bei Herrn von Renal, die Besoldung Julians mit 400 Francs akkordirt.

Als Knabe war Julian Sorel fanatisch für den Soldatenstand eingenommen; er hatte viel mit einem alten Militärchirurg des ersten Kaiserreichs verkehrt, doch bald eingesehen, daß heuer der Priesterstand obenan sei. In tiefster Brust ehrgeizig, läßt er sich in erbettelten Mußestunden vom Hauptpfarrer Chélan

in der Theologie unterweisen, lernt die Vulgata auswendig, wird mit einem Worte zum Tartuffe.

Ehe er in seinen neuen Präzeptorberuf eintritt, auf dem Wege nach Herrn von Renals Behausung, besucht er die neugebaute Jesuitenkirche des Städtchens, und rafft zufällig in einem Betstuhl einen gedruckten Papierschnitzel auf: „Hinrichtung von Ludwig Jenrel in Besançon". Von einer sonderbaren Ahnung wird sein Gemüth ergriffen. „Der Name endet wie der meine", flüstert er sich zu. Im Weihkessel glaubt er Bluttropfen zu sehen; es war der Widerschein der rothen Festvorhänge im festlich aufgeputzten Tempel.

An der Gitterthüre des Schlößchens begegnet ihm Frau von Renal, — „was willst Du, mein Kind?" fragt sie den knabenhaften in Bauerntracht gekleideten Jungen — gerade wie einst Frau von Warens den Jean Jâques. Eingeschütert erwiedert Julian: „Ich soll hier Präzeptor sein."

Madame de Renal bricht unwillkührlich in ein mädchenhaftes Lachen aus. So hatte sie sich einen Latinisten, einen Hauslehrer nicht gedacht. — „Sie werden meine Kinder nicht zu sehr schmälen, nicht wahr? Kommen Sie nur herein." Sie war gleichsam umgewandelt, erfrischt. — Der Athem der jungen Frau in Sommerkleidern hatte die Wangen Julians beinahe berührt. — „Sie werden meine Kinder nicht züchtigen", widerholte sie. — „Wie sollte ich! Ihnen, Madame, werde ich in allem folgsam sein."

Jetzt erst bemerkte Frau von Renal die ausgezeichnete, schöne Physionomie Julians. Sie fragte nach seinem Alter. — „Bald neunzehn." — „O so

werden Sie der Spielkammerad meines ältern Sohnes." — Zur Antwort und Bekräftigung küßt er die Hand der jungen Dame; unter ihrem Schawl leuchtet der nackte Arm hervor. Wir sind im Hochsommer, und sie in leichter anmuthiger Kleidung. Durch den Gestus des angehenden Jünglings ward Sie etwas überrascht und leise aufgeregt.

Im nahen Hauskorridor hat der Maire einige Worte der flüchtigen Unterredung vernommen; er führt den Julian in sein Kabinet, verlangt, nachdem er ihn gemustert, daß er sich auf der Stelle umkleide; dazu wird ihm eine schwarze Redingotte überreicht; das ignoble Bauernwams legt er freudig ab.

Madame de Renal empfängt ihn jetzt im Salon mit sichtlicher Kälte. Julian dagegen fühlt sich in seiner neuen Kleidung wie umgegossen, halbverrückt.

— „Ruhig, mein Herr", sagt ihm der Maire, „gravitätisch müssen sie sein."

— „So lassen sie mich auf einige Zeit allein, in meinem künftigen Zimmer."

Mit den Kindern benimmt er sich sehr korrekt, kramt seine lateinischen Kenntnisse aus, und die Domistizität, die unter der Thüre horcht und lauert, bewundert auf der Stelle den jungen bildschönen, angehenden Priester.

Auch der Unterpräfekt, Herr Charlot de Maugiron, der zufällig einen Besuch abstattet, bezeugt seine Satisfaktion. Für Julian ist dieser erste Eindruck allgemein günstig.

* * *

Und nun beginnt, im Verlauf der Erzählung, eine subtile treffliche Analyse der Leidenschaft, die sich langsam in das Herz der Mutter der Zöglinge stiehlt. Julian zeigt sich kalt und stolz; einen Schleier will er werfen über den Augenblick, worin er sich so weit vergaß, der „Aristokratie" demüthig die Hand zu küssen. Er haßt, instinktiv, die mittelmäßige Provinzialgesellschaft, die ihn umgibt; aber untadelhaft ist sein äußeres Auftreten, sein Anzug immer reinlich, etwas kokett. „Wie macht ers nur", fragt sich die Dame im Stillen, „um auszukommen mit seinem geringen Gehalt?" Von ihrer Kammerjungfrau Elisa erfährt sie, daß er seine Wäsche durch diese Zose besorgen läßt. Unwillkürlich nistet sich im Herzen der Frau, mit der Neigung, die Eifersucht ein.

Frau von Renal war im Sacré-Cœur zu Paris erzogen; dort als reiche Erbin verhätschelt, angebetet: aber unwissend blieb sie, ohne irgend eine Lektüre, ideenleer, ganz auf ihr Herz angewiesen. Lieben konnte sie ihren brutalen sich selbst bewundernden Gemahl nicht; bis zum Eintritt Julians in ihr Haus waren ihre Kinder, Kinderkrankheiten und Spiele ihre einzige Sorge; auch diese mütterlichen Bekümmernisse mußte sie vor ihrem Manne geheim halten; der Schmerz ward ihr Erzieher.

In geheimer Sympathie und Bewunderung des nobeln Julians fand sie einen bis dahin unbekannten Genuß. Dachte sie an Julians Armuth, da gingen ihr die Augen über. — So fand er sie eines Tags.

— „Ist ihnen ein Unglück begegnet?“

— „Nein, mein Freund ... lassen sie uns mit den Kindern spazieren gehn.“

Sie rückt mit ihrem Antrag heraus, und bietet ihm, schüchtern, einige Louis d'or zum Ankauf seiner Waffe. Julian schlägt aus, mit einem Anflug von zornigem Wesen; der Spaziergang endet mit einem bedeutsamen Stillschweigen.

Die naivunschuldige Frau entdeckt ihrem Herrn Gemahl den Vorfall und wird geschmählt. Gegen Julian benimmt sie sich beinahe zärtlich; hat sie doch ein Versehen gut zu machen. — Herr von Renal aber nöthigt ihn zu bewußtem Ankauf 60 Louis d'or anzunehmen.

„Sie sind doch nicht ungehalten über mich“, sagte sie zu Julian, und drückte seine beiden Hände. — „Wie sollte, wie dürfte ich?“ Er fuhr indeß fort die Personen, mit denen er in diesem Zirkel verkehrte, zu verachten; er, seinerseits wurde von den Honorationen des Städtchens gehaßt; die Kinder liebten ihn. — Fand er sich allein mit der Dame des Hauses, da erlosch jede Konversation. In den schwarzen Augen Julians las Frau von Renal, daß mehr in ihm lag, als er zeigen wollte.

Unterdeß ist Elisa, die Zofe, zur Beichte gegangen, hat dem Priester ihre Liebe zu Julian, ihren Wunsch, ihren Willen ihn zu heirathen angedeutet. Der Pfarrer bespricht sich darüber mit Julian; dieser antwortet mit einer Weigerung. Der ehrwürdige, 80jährige Curé Chélan entdeckt in seines Beichtkindes Seele den Stachel des geheimen Ehrgeizes, räth ihm ab

vom geistlichen Stand; denn Er, der Beichtvater müsse für ihn die ewige Verdammniß fürchten. Julian ist erschüttert; sein besseres Wesen erwacht; er weint sich aus in den Wäldern oberhalb Verrières.

Die Kammerjungfer, liebeskrank, hat sich unwillkührlich ihrer Herrin eröffnet; sie hat viel bittere Thränen vergossen; wie sollte sie so leicht die abschlägige Antwort des spröden Geliebten verwinden! — Frau von Renal, dagegen, die bisher von geheimer Eifersucht verzehrt, dem Wahnsinn nahe war, empfindet nun einen ungeahnten Genuß, eine berauschende Freude. Sie hat die Entfernung, die Heirath Julians nicht mehr zu fürchten.

Im ganzen gegenseitigen Verhältniß tritt eine neue Phase ein durch den ländlichen Aufenthalt der Familie in Vergy. Vergy! der Name erinnert fürwahr an die berühmte Gabrielle de Vergy. Und so ist's. Der Autor verlegt die Szene in dasselbe Schloß, worin der Sire de Coucy so unendlich gelitten, und dessen tragisches Ende Uhland in einer unsterblichen Ballade besungen.

Frau von Renal, wie neugeboren, pflegt und verschönert die Baumgärten, geht mit Julian und ihren Kindern auf die Schmetterlingsjagd. In ihrer Kleidung wird eine geschmackvollere Auswahl an den Sommerstoffen bemerkbar; ein Anflug von Koketterie, der Julian nicht ganz entgehen kann. — Zum Besuch auf den romantischen Landsitz kömmt Frau von Derville, eine Freundin der Renal aus deu Tagen des Sacré-Cœur. Julian begleitet die Damen in der herrlichen Umgebung; die Abende werden unter einer

hochstämmigen, dichtbelaubten Linde des Schloßhofes zugebracht. Des Jünglings aufgeregtes Wesen, seine Beredsamkeit wird expansiver; im Extemporiren berührt er einmal — unwillkührlich? — der Patronin Hand. Nun kömmt ihm der ehrgeizige Gedanke das nächstemal im Abenddunkel diese Hand vorsätzlich anzufassen, zurückzuhalten. — Wolken bedecken den Horizont; er setzt sich neben die Dame; aber im letzten Augenblick verläßt ihn der Muth. — Da thut er im Stillen den Schwur: „Ehe der letzte Schlag der Zehnerglocke auf dem Schloßthurm verhallt, führst du dein Vorhaben aus" — und in der That, die leichenkalte Hand der Dame bleibt in der Seinen zurück. Er fühlt sich eloquent, hat auch die vornehme Gefährtin durch seiner Rede Zauberkraft gefesselt, obgleich einige Gewitter=tropfen durch die Lindenblätter fielen.

Mit dem Chef des Hauses scheint sich dagegen die Lage zu trüben. Herr von Renal wirft dem Julian vor: Er vernachlässige seine Pflicht. Der Präceptor entschuldigt sich nicht, wird beinah imper=tinent; da kömmt, bei des Knaben Keckheit, dem Maire der tolle Gedanke: der Valenod wolle ihm den Julian abspannen. Unaufgefordert erhöht der Pinsel den Gehalt des „Erziehers", auf 600 Francs.

An einem der nächsten Abende, unter der Linde, wiederholt Julian sein früheres Manövre; die schöne Hand wird von ihm erfaßt, von der Dame jedoch zurückgezogen. Da küßt er, zum Schrecken der tugend=samen Frau, einen ihrer herrlichen Arme. Dieser leidenschaftliche, unerwartete Ausbruch wirkt betäubend, während Herr Gemahl, kaum zwei Schritte entfernt,

wie mit Blindheit und Taubheit geschlagen, gegen Jakobiner und Industrielle perorirt, die ihm in Verrières den Rang abzulaufen suchen.

Frau von Renal, unter dem ersten Eindruck eines nie gefühlten Wohlbehagens, kömmt erst im Bette zu sich selber; das erschreckliche Gespenst des Ehebruchs, des scheußlichen, materiellen Ehebruchs ersteht vor ihr: unwillkührlich stößt sie einen Angstschrei aus; die Zofe im Nebenzimmer erwacht, und muß ihr, zur Beruhigung der empörten Nerven, aus der Quotidienne vorlesen. Das Mittel in solchen Fällen ist probat.

Auch Julian besteht einen Kampf mit sich selber. Von seinem Prinzipal hat er einen dreitägigen Urlaub verlangt, zum Besuch eines erprobten etwas älteren Freundes, eines jurassischen Holzhändlers. Er verreist ex abrupto. Erst durch ihre Kinder bekömmt die Dame die für sie erschütternde Nachricht. Und gerade, am selben Morgen, hat sie den Freund unzart „tugendhaft“ behandelt. Vor sich selber muß sie erschrecken, sich zu Bette legen. Frau von Derville zweifelt keinen Augenblick mehr an der auftauchenden Leidenschaft ihrer armen Freundin.

Julians Gedanken im Hochwald, auf dem Wege zu seinem praktischen Kameraden Fouqué sind ganz eigener Art. Einen Theil des ersten Tags und der Nacht bringt er in einer Grotte zu; Träume von Paris überwältigen ihn; dort, wähnt er, erwarten ihn ganz andere Eroberungen in der großen Welt und beim schönen Geschlecht. Der Dämon des Ehrgeizes schlägt je mehr und mehr Krallen in seine Brust.

Fouqué, nachdem er kaum einen winzigen Theil der Bekenntnisse Julians vernommen, macht ihm den generösen, aber rein prosaischen Vorschlag, in sein Holzhändlergeschäft einzutreten, verspricht ihm einen jährlichen Reinertrag von 6000 Francs, das zehnfache seiner Besoldung bei Renal. Julian überlegt im Stillen: „Ja, dann hab' ich in acht Jahren ein kleines Vermögen, bin aber 28 Jahre alt; in diesem Alter hatte Napoleon bereits seine großen Erstlingsschlachten geschlagen, und ich wäre dann verbraucht! Er giebt dem umsichtigen Freund eine ausweichende Antwort und erscheint demselben total verrückt.

Er, dagegen, ist durch diesen kurzen Ausflug gleichsam umgewandelt, renovirt; er weiß was er will. Sein Verhältniß mit Frau von Renal soll nur eine Episode sein!

Ja wohl! aber eine fürchterliche Episode, die zuletzt den Ausschlag giebt.

— „Sie wollen doch ihre Zöglinge nicht verlassen? sagte ihm die Dame bei seiner Nachhausekunft.

— „Es wird mir Mühe kosten . . . so liebenswürdige Kinder! doch hat man auch Pflichten gegen sich selbst."

Diese Eventualität durchbohrte ihr unschuldiges Herz. Sie hatte sich für ihn geschmückt; ihre sonst so blühenden Wangen waren leichenblaß. Die nächtlichen Sommerspaziergänge beginnen wieder. Sie muß sich auf seinen Arm stützen; er bleibt einsylbig, mürrisch, läßt die schöne Hand fallen. Sie sieht in dieser Bewegung ihr künftiges Schicksal besiegelt.

Die augenscheinlichen Beweise der keimenden Leidenschaft gehen indeß nicht unbemerkt an ihm vorüber. — „Meine Ehre fordert es, sagt er zu sich selbst, ihr Liebhaber zu sein.“

Der unheimliche Gedanke stieg in ihm auf: „Es ist für meine künftige Laufbahn ersprießlich, die Mutter meiner Schüler geliebt zu haben; das erklärt dann mein einstweiliges Ausdauern in einer untergeordneten Stellung.“

— „Sie wollen also verreisen?“ fragte sie, nach einer kleinen Pause.

— „Ich muß wohl! ich liebe sie, leidenschaftlich. Welch’ ein unverzeihlicher Fehler für einen künftigen Priester!“ Dabei fühlte er, da sie sich herüber neigte, die Wärme ihrer Wangen an den Seinigen. Wie verschieden war doch in diesem Augenblick das Gefühl beider Liebenden. Madame de Renal war durch eine moralische Wollust exaltirt; sie sagte sich ganz ehrlich: „Zugestehen werde ich ihm nichts; er wird nur ein Freund für mich sein.“ — Indeß wird sie immer unvorsichtiger, kompromittirt sich vor fremden Besuchern; er wird immer unverschämter. Bei einem der nächsten Spaziergänge neigt er sich zum Ohr der Dame: „Heute Nacht um zwei Uhr werde ich zu Ihnen kommen; ich habe Ihnen etwas zu sagen.“ — «Fi donc!» erwiedert sie ihm entrüstet.

Als er zwei Uhr schlagen hörte: „Unerfahren bin ich“ flüsterte er sich zu; „aber schwach und furchtsam bin ich nicht“. An der Thüre des Schlafzimmers des lautschnarchenden Maire’s geht er vorbei, kommt „in wahrer Todesangst“, an das Kabinet

der Herrin. Er öffnet die unverschlossene Thüre. Ein Nachtlicht brannte. Frau von Renal stürzt unwillig und erschrocken aus dem Bette. Nun aber giebt er sich seiner natürlichen Jünglingsrolle hin, läßt die angenommene systematische fallen. Er wirft sich zu Füßen der schönen Frau, die ihn mit Vorwürfen überhäuft — Vorwürfe, denen er mit lautem Schluchzen begegnet.

Einige Stunden nachher konnte er, das Schlafzimmer der Herrin verlassend, den Gemeinplatz wiederholen: „Zu wünschen habe er nichts mehr!" Und doch hatte er sich nicht glücklich gefühlt; er wollte nicht ganz der geträumten Rolle entsagen; mit Byrons Don Juan wollte er behaupten:

The paltry prize is scarcely worth the cost.

Beyle vergleicht ihn mit einem sechzehnjährigen Mädchen, das sich zum Balle schmückt und schminkt.

Frau von Renal, die ihn doch etwas durchschaut, fällt in eine gränzenlose Verzweiflung.

Er, in seinem Kabinette angelangt, sagt sich: „Glücklich zu sein, geliebt zu werden, ist es nur das?... hab' ich meine Rolle gut gespielt?" ... Und welche Rolle! die eines Mannes, der schon bei den Frauen sehr wohl gelitten war!

Und dann, beim Frühstück? ... Sie konnte fast ihre Blicke nicht von ihm wenden, obgleich sie jedesmal flüchtig erröthete.

— „Ach! und ich bin um zehn Jahre älter als Er!" — Der Eheherr sieht nichts. Madame Derville erräth zur Hälfte: „Meine Freundin ist auf dem Punkte zu fallen!"

In der folgenden Nacht klopft Julian wieder an dieselbe Thüre; seine reelle Liebe nimmt zu. Bei jedem neuen Reize, den er an der Geliebten entdeckt, wird sein Ehrgeiz mehr und mehr befriedigt. Das Glück eine so schöne Frau zu besitzen, erscheint ihm in seiner ganzen Fülle. Stunden brachte er hin im Anschauen des Schmuckes, der Roben der Freundin ganz verloren; nicht unwillig gestand er seine Unerfahrenheit, seine Unwissenheit. — Durch Frau von Renal in die miserabeln Intriguen der Kleinstadt eingeweiht, läßt er die Dame unwillkührlich in sein Inneres blicken, in seinen Ingrimm gegen die gesellschaftlichen Zustände, „worin, seit Napoleons Sturz, nicht alle intelligenten jungen Leute emporkommen!“ Frau von Renal schmählt ihn, bethätigt ihn: sie selbst aber wird immer unvorsichtiger, erlaubt sich, vor ihren Kindern, Familiaritäten, die er, durch die letzten und vorletzten Erfahrungen vorsichtiger geworden, Ihr ernsthaft vorwirft.

Eine originelle, der damaligen Epoche entliehene Episode wird hier von dem Verfasser eingeschoben; übergehen dürfen wir sie nicht ganz; sie wirft ein Schlaglicht auf das Ganze ... Eine hohe Persönlichkeit wird in Verrières erwartet. Daß Beyle sich Karl den Zehnten selber unter dieser durchsichtigen Maske dachte, ist unverkennbar. Intriguen um Zulassung der jungen Söhne der Honorationen zu einer Ehrengarde sind vollauf im Gange. Frau von Renal, verblendet, will durchaus, daß Julian in diese berittene garde d'honneur aufgenommen werde; seltsam genug, sie erhascht mit ächtweiblicher Feinheit die Zustimmung

ihres Mannes, läßt eine Uniform in Besançon verfertigen, hat die Satisfaktion ihren Liebling am Empfangsmorgen von Frauen und Mädchen bewundert zu sehen. — Dann, am Nachmittage, muß er sich — was kaum glaublich — im Habit, in der Soutane als Diakon des Kanonikus Chélan zeigen, welcher die Reliquien eines Heiligen der Lokalität dem König vorzuweisen berufen ist. — Der Erzbischof von Besançon aber, im Gefolge Sr. M. reisend, soll die ganze, imposante Ceremonie leiten. Unter diesen Kirchenfürsten verbirgt sich ebenfalls eine damals wohlbekannte Persönlichkeit — und zwar keine geringere als der jugendliche Kardinal von Rohan — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen zu Straßburg, Zabern und Paris, beinah in weltgeschichtlicher Erinnerung gebliebenen Freund und Beschützer Cagliostros.

Dieser Rohan II. nun läßt auf sich warten. Schon ist der König vom Mittagstische nach der Reliquienbesichtigung unterwegs. Julian wird abgesendet, den Kardinal in aller Eile aus der Abtei zu berufen. Er trifft den geistlichen, koketten Herrn vor einem Spiegel sich in seiner Rolle, Segen ertheilend, vorübend. Die Szene ist historisch und in drolatischer Manier vorgetragen. Die Klerikalen, wenn Rouge et Noir Leser in dieser Parthei fand, mochten sich in tiefer Seele verwundet fühlen; genug Beyle wagte diese kecke Travestirung; eine Juli-Censur existirte nicht. (*)

(*) Für die Identität der Persönlichkeit des Kardinals kann Schreiber dieser Zeilen sich verbürgen. Er hatte das

Bald nach dieser Festivität, wird der jüngste Zögling tödtlich krank; mit diesem Familienschmerz erwacht das Gewissen der Mutter; sie sieht in dem Unfall eine Strafe für ihre Sünde; will, aus Furcht vor den Höllenstrafen, nach abgelegter Beichte, ihrem Gemahl alles gestehen. Julian bekämpft ihren Seelenschmerz; er entfernt sich freiwillig aus Verrières; aber die halbwahnsinnige Frau ruft ihn bald zurück.

Durch die eifersüchtige Zofe wird dem Valenod das Verhältniß beider Liebenden bald verrathen; ein anonymer Brief erregt den Verdacht des Hausherrn. Zwischen beiden Gatten erfolgt eine heftige Szene, worin die Dame den Kopf nicht verliert, und mit ächtweiblicher Finesse ihrem Manne zu verstehen gibt, es könne nur von seinem und ihrem Todfeinde Valenod die verläumderische Anklage herrühren.

Sie verlangt auf der Stelle, imperiös, die Entfernung Julians. Der Maire läßt sich beschwichtigen; Julian verläßt das Landgut, zieht nach Verrières, und bleibt sogar, um jedem Verdachte vorzubeugen, eine Zeitlang in der städtischen Wohnung Renals.

---

ungesuchte Glück den koketten Priester, der als Napoleonischer höherer Kavalerieoffizier verabschiedet und in die geistliche Laufbahn getreten war, noch in Rom zu Anfang des Jahrs 1831 zu sehen. Ein schöner Zug in seinem Leben ist wohl der folgende: In Besançon bricht im Frühjahr 1832 die Cholera los. Kardinal Rohan war nicht gegen die Furcht der Ansteckung gepanzert, begab sich aber nichtsdestoweniger in die infizirte Hauptstadt seines Kirchensprengels, und starb korrekt an den Folgen, nicht der Cholera, doch eines Herzschlags.

Doch bei einem Besuche der Mutter mit den lieben Zöglingen wird der definitive Bruch zwischen der Dame und dem eifersüchtigen Gatten beschleunigt; Julian wird sich in das geistliche Seminar von Besançon mit einem Empfehlungsbriefe des Pfarrers Chélan begeben. Nur Eines behält er sich vor, und erpreßt von der Geliebten eine Zusage: „Er wird unterwegs nächtlicherweile nach Vergy zurückkehren, sich einschleichen mit Lebensgefahr, drei Tage und drei Nächte noch zum letztenmal das volle Liebesglück genießen.“

Es sind spannende, hirnzerrüttende Verzweiflungsszenen. Schilderung der materiellen Gefahr, und der psychologischen Zustände der Liebenden fesseln in den einfachsten Ausdrücken. Beyle macht alles ohne Phrase ab. Er straft sich selber Lügen — kein liebeleeres Gemüth erfindet solche Symptome einer alles beherrschenden Leidenschaft.

* * *

Julians Ankunft in Besançon; seine Aufnahme im Priesterseminar bilden einen bedeutenden Abschnitt im Roman. Es ist vielleicht ein etwas karikirtes Gemälde; doch mögen die Hauptkonturen genau der Realität entnommen sein; erfreulich und erbaulich sind sie nicht. Die bauernhaften, materiellen Gestalten der Mehrzahl der Zöglinge, ihre vulgären Ansprüche an das Leben, an ihre künftige Laufbahn, die Stellung der Oberen unter sich zu dem Erzbisthum, der damals ausbrechende Kampf zwischen Jansenismus

und Ultramontanismus erscheinen in photographischem Relief.

Julian, stolz und abstoßend, wird von seinen Kommilitonen durchweg gehaßt. Er stellt sich von allem Beginn auf einen Standpunkt, der ihm nur Widersacher und Feinde zuführen muß, jedoch, nach einer Verkettung von sonderbaren Umständen, im ultramontanen, weltmännisch gebildeten Erzbischof einen Gönner und Protektor finden läßt. Auch als Dekorateur leistet er, bei einem großen Prozessionsfeste, ausgezeichnete Dienste, und befreundet sich dadurch mit einer einflußreichen geistlichen Persönlichkeit. — Eine Begegnung in der geschmückten Festkirche mit Frau von Renal, ist tragisch, die Bekehrung, die sich in der unglücklichen Frau vollzogen, sehr wahrscheinlich; wohl aber war diese Anhäufung von erschütternden Szenen zur Motivirung des folgenden Verlaufs nicht unumgänglich.

Im Seminar wäre jedoch Julian zu Grunde gegangen; verkümmert wenigstens. Der Autor läßt ihn zu dem Marquis de la Môle, einem einflußreichen Pair von Frankreich, nach Paris als Sekretär berufen. Zu dieser lokalen Umwandlung in seinem äußeren Geschicke war ihm der abgesetzte Direktor des Seminars, Abbé Pirard behülflich; es gelangt derselbe, durch den halbfreisinnigen Marquis zu einer geistlichen Sinekure in der Umgebung von Paris, und bleibt als Berather an der Seite seines ehemaligen Schülers, hat indeß wenig Einfluß auf dessen eigentliche Entwicklung und Aufführung, die sich bald in ganz anormalen Bahnen bewegen sollte.

Das Innere der Familie de la Môle, im Faubourg St. Germain ist meisterhaft gezeichnet; das läßt sich indeß erkennen, daß Beyle vieles nur vom Hörensagen aus zweiter Hand, und nicht über Selbsterlebtes, Selbstangeschautes referirt. Gewisse delikate Nuancen entgehen ihm; nur wenn er die Haupttendenzen, Angewöhnungen und Umgebungen der höheren legitimistischen Gesellschaft unter der Restauration schildert, wird er oft ergreifend wahr; in manchem karrikirt er, vorsätzlich, wie schon zu Verrières und im geistlichen Konvikt zu Besançon.

Unter den Mitgliedern des Delamôleschen Hauses zeigt sich uns das Oberhaupt der Familie als ein galanter, sehr gebildeter, nur auf seine geschichtliche Abkunft allzusehr erpichter Mann, der auf irgend ein Ministerium oder eine der höchsten Positionen in Paris lossteuert, viel arbeitet, viel arbeiten läßt, — ich meine auf intellektuellem und administrativem Gebiete — und dem neuangekommenen Julian gleich sehr bündig erklärt, was er von ihm wünscht und erwartet. Ein Hauptzug seines Charakters ist die Manie sein Vermögen anzuschwellen, nicht aus gemeiner Habsucht; seinen Einfluß will er ausdehnen; er scheint zum großen Börsenspiel gleichsam geboren; Beyle zeichnet in ihm, zum Voraus, das kommende Geschlecht der Boursiers. —

Neben ihm seine Gattin, auch aus einer alten Familie; eine verknöcherte Legitimistin; auf das äußere Decorum haltend, ihr Hauswesen etwas despotisch regierend, dabei aber gastfrei. Auch haben Er und Sie einen Chor kleiner und großer Parasiten um sich,

die aber durchaus nicht aufs Gradewohl, sondern erst nach erprobten Diensten und einer gewissen anerkannten Honorabilität angenommen werden. Darunter figurirt ein alter Akademiker, augenscheinlich ein karrikirtes Portrait. Der Académie française ist Beyle überhaupt abhold; in mehreren seiner Flugschriften verfolgt er sogar mit seinen Epigrammen den illustren Villemain, der damals in seiner vollen rhetorischen Glorie prangt; er wirft ihm, unter anderem, geographische Schnitzer vor. Doch Villemain ist wohl in Rouge et Noir nicht gemeint; er verirrte sich nicht leicht in ein legitimistisches Hotel, er der affenhäßliche Liebling mehrerer doktrinären Damen.

Der Sohn des Hauses Lamôle ist ein geistreicher Modejüngling, der sich den mütterlichen Reglements leicht anzubequemen versteht, im Bois de Boulogne für einen der elegantesten Reiter, in den Soirées der hoffähigen Welt für einen der schönsten und besten Tänzer gilt; ein liebenswürdiger, durchaus nicht heuchlerischer Lebemann, der aber nie über die Schnur haut. Um ihn gruppiren sich einige hyperelegante junge Leute; sie fühlen sich geschmeichelt im Hôtel de la Môle gefällige Aufnahme zu finden; das zählt als Rangordnung in jener auf Schein und Lüge gegründeten Welt. Dafür nimmt man sich gern einige Stunden des Abends zusammen, erträgt die Langeweile des aristokratischen Salons, oder weiß mit dem Sohne des Hauses sich so einzurichten, daß um das Canapé seiner Fräulein Schwester sich ein aparter Zirkel bildet, der sein eigenes Gespräch laut oder sotto voce führt und wie durch eine stillschweigende Uebereinkunft auch von den Hausherrn geduldet wird.

Mlle Mathilde de la Môle ist eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Figur, ein Janusgesicht, auf zwei Seiten hin wundersam ausgebildet; das adelige, bildschöne, elegante, devote Fräulein, mit Epigrammen gegen alle Welt, besonders gegen die Speichellecker, die pique assiettes ausgestattet; impertinent, wo sie's ungestraft sein darf; gegen ihre Verehrer, des Bruders Freunde, die Bewerber um ihre kostbare Hand bald mild herablassend, bald launig abgewendet — und dagegen, in ihrem Inneren mit Ansprüchen auf ein ideales Schicksal. Sie hat die Geschichte Frankreichs gelesen, nicht blos in Kompendien für Klosterpensionate. Wo? und wie? Das werden wir bald des näheren erfahren. Hohe Gestalten, nach unseren jetzigen „winzigen Begriffen" verbrecherische Figuren aus den Zeiten der religiösen Bürgerkriege des sechzehnten Jahrhunderts gaukeln wie Traumbilder vor ihren Augen; ein de la Môle starb auf dem Schaffot. Das ist ihr Abgott! ... solche in Stahlkuiraß geschlossene Charaktern trifft man ja nicht mehr in unserer prosaischen, parlirenden, parlamentarischen Welt; im Grunde verachtet sie das ganze sie umgebende Eunuchengeschlecht. Wie eine Nachtwandlerin auf hohem Dachgiebel schreitet sie einher, doch mit vorgefaßter Gewißheit, daß aus ihrem selbstbewußten Schwindeltraum keine Stimme hier in den Gemächern des Hauses sie wecken wird.

Diesen Zirkel betritt Julian Sorel. Dem jungen Vicomte wird er vom Vater als eine Art von Begleiter zu beliebiger Verfügung zugegeben; seine offizielle Beschäftigung besteht in der Analyse des Briefporte-

feuille, im Minutiren, Kopiren; im dem Saale der prächtigen Privatbibliothek des Vaters ist ihm sein Aufenthalt angewiesen; eine erwünschte Heimath für den metamorphosirten, halbweltlichen Seminaristen. Er, von Hause aus wißbegierig, lebt sich bald hinein in diese Prachtbände, welche die geistigen Größen früherer Jahrhunderte Frankreichs verhüllen. Zu seinem Erstaunen wird er gewahr, daß die im Salon verhöhnten, verpönten Autoren hier in elysäischer Ruhe schlummern; noch mehr erstaunt er, daß hin und wieder verborgene Lücken in der Reihenfolge der Polygraphen, Voltaire, Montesquieu, der Encyklopädisten sich zeigen. Durch fein angebrachte, mit Wachs bestrichene Fäden kömmt er auf eine bestimmte Spur. Fräulein Mathilde besucht des Vaters Bibliothek durch eine Geheimthüre; sie ist die schelmische Entleiherin und Leserin. Julian weiß nun was hinter der starren Weltmaske sich birgt; er ist um ein großes psychologisches Geheimniß reicher, und um eine Illusion ärmer.

Um eine Illusion? ... hat er denn je an weibliche Tugend geglaubt? hat er nicht im höchsten Glücksgefühle zu Verrières geahnt, gehofft, daß wenn eine in der That fromme Dame, wenn Frau von Renal sich für ihn, den armen Teufel geopfert, in der Hauptstadt, sobald er seine ehrgeizigen Pläne gut anlegen würde, für ihn die Evafrucht nicht an allzu hohem Aste des Lebensbaumes hängen dürfte.

Und nun beginnt ein unbeschreibliches unterirdisches Kämpfen aristokratischen Uebermuths gegen demokratischen, im Grunde sozialistischen unbezwing=

baren Stolz; ein Kampf, wovon die Umgebung nicht die geringste Ahnung, die Kämpfenden selber nicht einmal ein klares Bewußtsein haben.

Julian sucht nicht zu imponiren; er giebt sich, mit erschrecklicher Naivetät, wie er ist; er spielt seine angeborene Rolle mit einer Natürlichkeit, die ihm zugestanden wird, gerade weil sie in diesem hyperfeinen Zirkel, außerhalb aller Berechnung, wie eine krankhafte kuriose Exzentrizität eines Jean Jaques sich erweist.

Einer der ersten Vorfälle bei seinem Eintritt ins Haus zeigt den Sorel in vollem Lichte. — Der junge Comte Norbert hat ihm einen Spazierritt vorgeschlagen, Julian frischweg angenommen, ohne dem Weltmann zu bemerken, wie unerfahren er als Kavalier, wie er nur durch seine Keckheit auf dem Pferde sich zu halten wisse. Bei der Heimkehr, in der Rue du Bac, überstürzt sich sein Pferd, er fällt in die kothige Straße. Wie die Stallknechte ihn empfangen, läßt sich denken! Nach Tische, giebt er selber seine Ungeschicklichkeit zum Besten und schämt sich nicht vor dem muthwilligen Gelächter Mathildens und der jungen Gesellschaft. Mit vieler Grazie bietet ihm Norbert am folgenden Tag an, er möge die Reitbahn besuchen; Julian besteht dagegen auf einen nochmaligen Spazierritt mit Norbert, und dieser, mit einer heroischen Liberalität, verweigert nicht die kecke Bitte. Diesmal zieht sich Julian, auch im ärgsten Wagen- und Reitergewirre der Place Louis XV. aus dem gefährlichen passus, und beim Dîner sagt Norbert unverholen, anmuthig lächelnd: „Lieb Schwesterchen, ich

„präsentire dir den größten Wagehals der mir je „vorgekommen.“

Somit trat Julian gleich aus der Reihe der gewöhnlichen Alltagsmenschen, und wenn man ihn aus seiner Reserve in die allgemeine Konversation herüberzog, war es leicht bemerkbar, wie er, in gewissen modernen Dingen unerfahren, sobald von Alterthum, Rom und römischen Schriftstellern die Rede war, sich als ein durchaus originelles Wesen offenbarte, das jedem Gemeinplatz, jeder gesellschaftlichen Konvention die Stirne bot.

Daß er sich nicht wie ein glatter Höfling gegen Vater und Mutter benahm, war ebenfalls für ihn bei Mathilden ein Stein im Brette. Dem Vater leistete er bald bedeutende geschäftliche Dienste; Herr de la Môle beschützte ihn, seiner Frau gegenüber, die vorgeschlagen, man möchte doch jedesmal, wenn hohe Persönlichkeiten zur Tafel gezogen wurden, den ungeschickten Halbpriester mit auswärtigen Aufträgen versenden. Herr de la Môle dagegen bestand auf seiner Protektion; er glaubte bestimmt in dem Seminaristen ein verkapptes Genie zu errathen.

Ein glücklicher Zufall giebt der vulgären Sekretärstellung Julians eine unerwartete Wendung. In einem Café, wohin er vor dem Regen geflüchtet, wird er von einem Unbekannten auf eine beleidigende Art gemustert. — „Sie sind ein Flegel“, ruft er ihm zu; „ihre Karte; ich verachte sie.“ Der andere wirft ihm eine Karte zu: «Chevalier de Beauvoisin». — Julian begiebt sich am folgenden Morgen, mit einem Leutnant, zu dem Chevalier, einem bekannten jungen Diplo-

maten; trifft aber auf eine völlig fremde Figur, die sich dennoch, nach abgegebener Erklärung des Zeugen, zu einem Duell bestimmen läßt, weil ihm in der That seine eigene Karte vorgewiesen wird, und Julian, in einem eleganten, von Staub (*) verfertigten Frac erscheint. Im Hofe, und im Begriff das Kabriolett des Chevaliers zu besteigen, erkennt Julian, im Kutscher des Diplomaten, seinen gestrigen Gegner, stürzt auf ihn los, wirft ihn zu Boden, tritt ihn mit Füßen. Beauvoisin jagt den Kutscher zum Teufel, findet aber, man habe ihn selber in seiner Hausherrnwürde beleidigt; das Duell findet statt; Julian wird, am Arm verwundet, von Beauvoisin in das Hôtel de la Môle geführt.

Der Chevalier will sich nicht mit einem einfachen Sekretär geschlagen haben; er verbreitet das Gerücht, Julian sei der Bastard eines intimen Freundes des Marquis de la Môle. Diesem ist dieses romaneske Emporschrauben seines Protégés nicht unerwünscht; der Roman wird beglaubigt, so sehr sich Julian, des Sägemüllers Sohn, dagegen sträubt.

Wir lassen, die Wahrscheinlichkeit eines solchen Duells dahingestellt. Es wäre nicht das erste Mal, daß in der großen Gesellschaft eine zufällige Erfindung als Realität ausgegeben und angenommen worden. Eine Laune des Marquis, der seit sechs Wochen vom Podagra in sein Zimmer verschlossen sich langweilte, während Frau und Tochter in Hyères sich amüsirten, hatte völlig den Ausschlag gegeben. Julian vertrieb

(*) Ein damals fashionabler Kleiderkünstler.

ihm auf eine angenehme Weise die Zeit, traf eine korrekte Auswahl in Journalen und Flugblättern, auch in den Pamphleten der Opposition. Er läßt sich Anekdoten aus dem früheren ländlichen und späteren Seminaristenleben des Sekretärs erzählen; dieser letztere dagegen übt sich hiebei in selbsteigener Censur. — Dem Legitimisten verbirgt er seine kindische Bewunderung Napoleons, dem scheinheiligen Vertheidiger des Throns und des Altars seinen radikalen Unglauben. Was er von seinem Verhältniß im Hause der Renal zu sagen für gut fand, verschweigt der Verfasser.

Vom Marquis nimmt er keine Geldgeschenke, bevor sie offiziell in das Register der Ausgaben eingeschrieben und paraphirt. Unbezähmbar ist in dieser Hinsicht die Susceptibilität Julians; nicht den Schatten eines Argwohns will er auf sich haften lassen. Der Alte sagte sich: welche Ungelegenheit könnte mir aus meiner Eingenommenheit für den kleinen Abbé entstehen? — höchstens das Legat eines Diamanten in meinem Testament.

Nach einer höchst delikaten Mission, die er ihm in Englands Hauptstadt aufgiebt, bewillkommte er ihn bei seiner Rückkehr mit der Frage: „Wissen sie wohl, was sie in England gethan?" — „Nein." —

„Nun sie haben sich das rothe Bändchen geholt."

Und da Julian sich in Dankergießungen auslassen will, unterbricht ihn der Marquis: — „Das wird sie übrigens nicht weiter führen. Behagen wir uns einmal nicht mehr, dann verschaffe ich ihnen eine gute Pfarrei; aus ihrer eigentlichen Laufbahn will ich sie nicht herausziehen."

* * *

Bei einer Nachhausekunft von Villequier, dem Besitzthume des Marquis am herrlichen Ufer der Seine in der Normandie, trifft Julian die Damen, die von Hyères zurück sind; und nun beginnt wieder, mit neuen Episoden, der Kampf zwischen dem emanzipirten, im Schooße des Ueberflusses gelangweilten Mädchen und dem berechnenden, ehrgeizigen Diener des Hauses.

— „Sie werden heut Abend auf den Ball des Duc de Retz kommen", sagt ihm befehlerisch Mathilde ...

— „Ich bin nicht vorgestellt."

— „Mein Bruder wird das besorgen"; — „ich habe sie über Villequier zu befragen."

— „Also wieder ein Theil meiner sklavischen Pflicht," flüstert sich Julian zu — „im Schooße der sogenannten Weltlust!"

Er läßt sich indeß in die Prachtsäle des herzoglichen Ballfestes hinführen, wird geblendet, betäubt von diesem gränzenlosen Luxus, und wohnt der Ovation, dem Triumphe Mathildens bei — denn Sie scheint die umworbene Königin der glänzenden Soirée. Die Sommitäten der heirathsfähigen Hofjugend buhlen um einen Blick der feenhaft geschmückten jungen Dame. Sie nimmt die Huldigung mit kalter Herablassung entgegen; ihre Augen forschen nach dem gleichgültigen Sekretär; dieser ist in eine Unterredung mit einem italienischen hohen Flüchtling vertieft und scheint kaum an die Befehle der Zauberin zu denken, die

alle Welt zu ihren Füßen sieht. — Der Exilirte, ein Graf von „Altamira", eine damals wohl bekannte historische Persönlichkeit, führt den kongenialen Julian in die politischen Mysterien der Gesellschaft ein, reißt die Masken ab; Julian, indem er sich dem Gespräche hingiebt, findet das freundliche Verhältniß zu dem noblen Jüngling, der sein Leben für den undankbaren König von Piemont in die Schanze schlug, anziehender als die Nähe Mathildens. Diese erräth von ferne, wovon zwischen beiden die Rede, und sieht mit noch größerer Geringschätzung auf die Puppen herab, die sich um ihre Gunst bewerben, aber unfähig sind im Dienste einer Idee, dem Schaffot zu trotzen.

Auch am folgenden Tage, da sie mit Julian in der Hausbibliothek zusammentrifft, hypokritisch von seiner Hand einige Bände von Vely's Geschichte entlehnt, erräth sie an seiner Zerstreutheit, daß sie ihn aus seinem eigenen Gedankengange aufgeschreckt, daß er nicht mit ihr beschäftigt war und ist. Und doch muß er sich eingestehen, da er die Aristokratin, von allem Schmuck und Glanz entblöst, in einfachem schwarzen Kleide sieht, daß ihre blauen Augen genievoll, ihr blendend weißer Nacken einer Fürstin würdig; — um nicht schwach zu scheinen, drängt er seine Bewunderung zurück; seine Zerstreutheit spielt ihm sogar unglückliche Streiche; mit dem Aufstellen einer Leiter zerbricht er den Spiegel des Bibliothekensaales.

— „Die Verschwörung des Grafen Altamira liegt ihnen wohl tief im Sinne? ... sprechen sie; ich werde sie nicht verrathen."

Julians Antwort war für die aristokratische junge

Dame sehr beleidigend; es lag darin etwas Dantonisches; Mathilde erschrack, und verließ eiligst den Saal.

An selbem Tage erkundigt sich Julian, beim Diner, da er an der Seite des alten Akademikers saß, warum denn Fräulein Mathilde schwarz gekleidet sei?

— „Sie wissen somit nicht? sie kennen denn die Annalen der Familie nicht? Den 3. April 1574 starb ja ein de la Môle auf der Grève, weil er den Herzog von Alençon und den König von Navarra (Henri IV.) aus den Händen der Katharina von Medizis ziehen wollte. Er war ja der Geliebte der Margaretha von Valois, und diese erkaufte vom Henker das Haupt des Geschlachteten. Mathilde hört sich gern Margaretha nennen; sie braucht einen weibischen Gatten; führt das Haus hier am Gängelband, wie künftig ihren Mann."

Von diesem Augenblick an muß der Plebejer Mathilden seine Bewunderung zollen; von heimlicher Bewunderung zur Liebe ist nur ein kleiner Schritt. Während den abendlichen Spaziergängen im Garten des Hôtels suchen sich beide, wie nach einer stillschweigenden Uebereinkunft. Julian, der sich nun seiner natürlichen Beredsamkeit hingiebt, mannigfache Kenntnisse, originelle Ideen an den Tag legt, wird unversehens der Vertraute der Tochter des Hauses; auch sie, mit ihrer Exzentrisität, hält nicht mehr hinter dem Berge; sie heftet oft sonderbare bezaubernde Blicke auf „den Armen"; er fühlt, wenn er sie bis an die Thüre des Salons zurückgeleitet, oft einen

unverkennbaren Druck ihres Arms. Er müßte vernagelt sein im Kopfe, käme ihm nicht in leisem Anflug der Gedanke: Sie will dir wohl! — die Stolze behandelt dich besser als ihren Bräutigam, den hübschen, braven Marquis de Croisevox" ... und dann wieder Zweifel und Furcht, alles sei nur eine zwischen Bruder und Schwester abgeredete Mystifikation.

— „Hübsch ist sie! ich muß sie besitzen", sagte er in einem fieberhaften Anfall; „dann nehm' ich Reißaus, und wehe dem, der mich aufhalten will in meiner Flucht!"

Wenn sie an Ihn dachte, und ihre Gedanken abwendete von den langweiligen Gesichtern der eleganten Jünglinge, da sagte sie sich wohlgefällig: „Er wird eine Laufbahn machen, wie der Abbé Maury."

Dem Grafen Norbert und seinen Freunden wird er immer widerwärtiger, verhaßter; Julian unterbrach bisweilen im Garten eine Unterredung, welche bei seiner Annäherung verstummte.

— „Julian, wenn eine Revolution ausbrechen sollte, Julian, der energische, würde uns alle guillotiniren", sagte einmal Norbert.

Die Schwester antwortete nicht direkt; sie verspottete blos die Furcht vor der Energie. „Sollte er wohl den Stoff eines Danton in sich tragen?" dachte sie im Stillen. Sie erschrack vor dem Gedanken. „Und doch! ist er nicht der einzige, wirklich ausgezeichnete Mensch, den wir in diesem ganzen Winter gesehen. Mein Vater, der unseres Hauses Glanz will, respektirt ihn; die anderen hassen ihn ... Julian ist aufrichtig mit mir; ihn selbst will ich befragen; er

bedarf einer Freundin; ich bin wohl diese Freundin; doch seine Liebe werde ich nicht gewahr. Ich will mirs kaum gestehen: ich liebe ihn, weil diese Leidenschaft mich großen Gefahren Preis giebt."

Die fürchterlichsten Seelenkämpfe folgen diesem Selbstbekenntniß. Aber auch Julian unterliegt einer inneren unsäglichen Pein. Er besteht auf dem Wahne, man wolle sich über ihn lustig machen, ihn in eine Falle locken. Eine Krisis mußte eintreten bei dieser gegenseitigen Spannung. — „Ich muß fort; verreisen muß ich", sagte sich Julian. Der Marquis hatte in Languedoc eine Masse kleiner parzellenartiger Besitzthümer; die Verwaltung dieser Gütchen fiel dem Sekretär zu. Er bittet den Marquis um Urlaub; ungern wurde ihm die Bitte gewährt.

Mathilde erfuhr die Vorbereitung; sie erstickte. Im Garten war sie grob mit ihren Bewerbern; mit Julian blieb sie einen Augenblick allein. Kein Gespräch war möglich; er verabschiedete sich; sie drückte seinen Arm heftig. „Diesen Abend empfangen sie einen Brief von mir" sagte sie mit zitternder Stimme. „Reisen sie morgen nicht ab; finden sie einen Vorwand." Sie lief davon. Eine Stunde darauf übergab ihm ein Lakei den Brief; es war eine Liebeserklärung, Er war außer sich, verrückt. „Ha! der Bauernsohn triumphirt über den Marquis de Croisevox". — Dem Marquis zeigte er Briefe aus der Normandie, welche schleunige Besorgung erheischen. — „Gut! mir ist lieb, daß sie nicht fortgehen; ich sehe sie gerne."

Diese Worte erschüttern Julian! — und ich will seine Tochter verführen?!" — Aber bald erlischt dieser

letzte Funke von Pflichtgefühl. Er erinnert sich gewisser verächtlicher Worte und Blicke der Frau de la Môle und ihrer Freundinnen; er denkt an seine bedrängte Lage; er hat Rache auszuüben an dieser ganzen Gesellschaft. Mit höllischem Ingrimm entschließt er sich den Brief Mathildens an seinen jurassischen Freund Fouqué in einer protestantischen Bibel eingeschlossen zu senden; das Dokument soll ihm zum eventuellen Rückhalt dienen, wenn Fräulein Mathilde ihn etwa verrathen wollte.

Von Verrath kann nicht mehr die Rede sein. Stolz und Jugend liegen bei ihr in den letzen Zügen. Julian hat einige Briefe mit ihr gewechselt, und seine unabhängige Stellung gehandhabt. Er stellt die Zuneigung des Mädchens auf die Probe, indem er wiederholt mit seiner Abreise droht; nun endlich entschließt sich die Unselige zu dem demüthigenden Schritt; sie flüstert ihm zu: „Ich habe Ihnen um zwei Uhr nach Mitternacht etwas zu sagen.“

Mathildens Zimmer ist streng durch das Appartement der Mutter abgesperrt; Julian kann das jungfräuliche Heiligthum nur vom Garten her durch eine Leiter erreichen; er hat auf diesem Schwindelwege einen Handstreich zu befürchten ... Nicht aus Leidenschaft und Liebe, nur aus Eitelkeit und Bravour wird er sich in Mathildens Zimmer begeben.

Befreunden kann man sich unmöglich mit solch' einem Charakter; unbeschreiblich häßlich nimmt er sich aus, doch über die Maßen spannend, wie einem Stück di capa e spada entnommen ist die Situation.

Julian besteht das Wagniß mit Lebensgefahr; er springt in das Gemach. Und nun erwarte man sich nur nicht auf eine lüsterne Szene; es ist eine anziehende psychologische Studie; eine ganz anormale, zuerst fast kalte Konversation entspinnt sich zwischen den zwei sich befehdenden Partheien. Die weibliche und aristokratische Delikatesse wiederstrebt bei dem Mädchen der definitiven Niederlage. Mathilde giebt nach, weil sie sich verpflichtet glaubt, den Jüngling, der nicht nur dem Tode, sondern der kriminalistischen Schande trotzt, zu belohnen. Mathilde ist ein Anachronismus; eine aus dem sechzehnten Jahrhundert in die Neuzeit verpflanzte Kreatur.

Nun will ich nicht läugnen, daß hinter dieser Analyse der beiden Charakter und ihrer Aeußerungen sich ein raffinirter, materieller Sinnenreiz sich berge; aber er muß hinter dem Texte herausgelesen werden. Wie in Verrières wird Julian beglückt, und fühlt sich erst so, durch die Reflexion über den Triumpf, den er, der Bürgerliche, davongetragen; aber auf diesen ersten Eindruck folgt, zu seiner furchtbaren Strafe, das wahre Gefühl, daß Mathilde nicht nur wünschenswerth, daß sie die Perle der weiblichen Aristokratie der Hauptstadt, und daß Er sie liebe bis zur Raserei.

Er muß am folgenden Morgen sich durch einen Ritt in die Wälder von Meudon beschwichtigen. Die ganze Welt liegt nun unter ihm! er ist zum König erhoben! ja, er ist der Herr der ganzen Erde!

Unselige Verblendung!

Mathilde erscheinet nicht bei Tische. Des Abends betritt sie den Salon und bemerkt den Geliebten nicht. Er buhlt um einen einzigen verstohlenen Blick; sie kennt ihn nicht mehr. Und dieses wiederholt sich einige Tage aufeinander; der Verzweiflung ist er Preis gegeben; sich zu rächen, wie dürfte er? Liebt er doch wie ein Rasender. Ein Wort, ein Blick wäre ihm ein himmlisches Labsal. Einen Augenblick im Billardzimmer redet er sie an, flüstert ihr einige Worte eilig zu. — „Wie, mein Herr, sie wagen es mit mir zu sprechen und sehen doch, daß ich es Ihnen verbiete? Nie hat irgend wer solche Frechheit gegen mich sich erlaubt!" — Er bleibt wie vom Donner gerührt.

Als Schreiber dieser Zeilen zum ersten Mal die Szene gelesen, blieb auch er in starrem Unglauben versunken, und theilte seine Zweifel einem an Jahren schon hochstehenden Weltmann mit.

— „Sie sind im Irrthum befangen" erwiederte mir der Erfahrene. „Solche Frauen giebt es; sie vergessen mit unglaublicher Schnelligkeit" und als ich einer liebenswürdigen, offenherzigen, bürgerlichen Dame dieselben Zweifel mittheilte, gab sie mir eine noch bündigere Antwort: „Es ist die einzige Art uns empor zu richten!"

Nur setzte sie den Augenblick der Rehabilitation etwas weiter hinaus.

Der Kampf zwischen den Liebenden beginnt aufs Neue. Man erklärt sich, daß man sich gegenseitig „verabscheue". „Doch", fügte Julian hinzu, „will ich

Sie durch eine völlig zurückhaltende Begegnung nicht kompromittiren".

Er entschließt sich zum zweiten Mal, in einem Augenblick von Selbstbeherrschung, in den Languedoc abzureisen. Herr de la Môle verweigert ihm die Erlaubniß; er hat seine intimen Dienste von einem Augenblick zum anderen nöthig. So fühlt sich denn Julian ganz zernichtet, als wahrer Sklave. In der Bibliothek findet er Fräulein Mathilde.

— „So bin ich denn gar nichts mehr für Sie?"

Boshaft erwiedert sie: „Ich bin ergrimmt mich dem ersten Besten hingegeben zu haben."

Julian, außer sich vor Wuth, greift nach einem alten historischen Degen, stürzt mit der Waffe auf sie los, doch der Gedanke an seinen Wohlthäter de la Môle steigt auf zwischen ihm und ihr.

Diese unerwartete Bewegung Julians erfüllte den Geist Mathildens mit ungewohnter Lust. — „So war ich denn im Begriff von meinem Geliebten getödtet zu werden!" — Sie langweilte sich nicht mehr. Unbeweglich war sie vor Julian stehen geblieben; dann verließ sie rasch den Saal.

In dem Garten begannen die abendlichen Unterhaltungen wieder. MaltHilde schildert dem Zurückgestoßenen ihre Gefühle für einige ihrer Bewerber, sie erregt mit einer höllischen Subtilität seine Eifersucht. Er glaubt an die Aufrichtigkeit dieser Selbstanalyse, sieht er doch genau, wie er die glänzenden feinen Pariser nicht bestehen kann. Nicht ärger hätte er gelitten, wäre ihm siedendes Oel oder Blei in die Adern gegossen!

— „Sie lieben mich denn nicht mehr!“ rief er in herzzerreißendem Tone.

Es war der größte Fehler, den er begehen konnte. Mathilde erwiederte mit einem Blick der tiefsten Verachtung. — Zu keiner Arbeit war er mehr aufgelegt.

— „Sie werden toll“, sagte ihm der Marquis. — „Ich bin sehr krank, entlassen sie mich.“

Bei Tische spöttelte der Hausherr über Julians nahe Abreise.

In Mathildens launenhaftem Kopfe nimmt die Liebe wieder zu. „Er könnte wohl in einer Revolution Rolands Rolle spielen“, denkt sie; „und warum sollte ich nicht Madame Roland sein? Ich fände das annehmbar. Frau von Staël aber behagt mir nicht.“

Im Garten weilt eines Abends Julian liebestrunken. Er faßt den Entschluß, in derselben Nacht eine Leiter anzulegen, in das geheiligte Zimmer einzubrechen, Ihr nur einen Kuß zu rauben, und dann sich zu entleiben. Diesen Entschluß führt er theilweise aus.

— „Ha! da bist Du! ruft sie, und drückt ihn an sich, wirft sich zu seinen Füßen. — „Ich bin deine Magd. Sag mir das, wenn ich mich wieder empöre!“

Und als er, beim Abschied, an der Leiter unten anlangt, halb nackt, in Blut gebadet, wirft sie ihm, zur Erinnerung, eine Hälfte ihrer blonden Haarflechten nach.

Beim Frühstück hat sie die Lücken künstlich zu verbergen gewußt. Gegen Julian erweist sie sich in hohem Grad vor aller Welt gütig.

Und am folgenden Tag, war es wieder die ehemalige Kälte.

Noch einmal kommt es zu einer Erklärung in der Bibliothek. — „Ich weiß, daß sie mich zu sprechen wünschen, beginnt Fräulein de la Môle.“ — „Wie so?“ — „Ich weiß es. Wenn Sie ein ehrloser Mensch sind, können sie mich zernichten. Ich liebe sie nicht mehr. Meine tolle Phantasie hat mich betrogen.“ Und dieses Thema entwickelt sie mit barbarischer Wollust. Julian bleibt sprachlos; er findet sie sei in ihrem Rechte.

Beim Frühstück, verlangt Frau de la Môle nach einer Broschüre. Er holt sie auf einer Konsole, und zerbricht, unvorsichtig, eine japanesische historische Vase.

Zu Mathilde sagt Julian: Die Vase ist hin; so ist es mit einem Gefühle, das mich bemeisterte; „entschuldigen sie meinen Wahnsinn“ und verläßt den Saal.

„Man sollte meinen“, sagt die Marquise, „seine Ungeschicklichkeit mache ihm Freude“.

Der Marquis beauftragt ihn mit einer geheimen Mission nach ***; um sie ausführen zu können, wohnt er mit seinem Patron einem nächtlichen, legitimistischen Konventikel bei, verreist in militärischer Uniform nach Straßburg.

Wir wollen freiweg die relative Schwäche dieser Parthie eingestehen. Man merkt dem Verfasser an, er habe den mysteriösen Debatten nicht beigewohnt;

sein radikales Glaubensbekenntniß macht ihn gegen die herrschende Partei mißtrauisch oder ungerecht. Vielleicht hat er aus zweiter Hand manches erhascht, und in den Portraits der eingeführten Persönlichkeiten ist vielleicht manches nach der Natur gezeichnet; doch im ganzen sticht gegen die vorherige leidenschaftliche, tiefergreifende Entwicklung dieser politische Exkurs bedeutend ab.

Auch der Aufenthalt in Straßburg befriedigt uns wenig. Wir sehen nur, daß er dort mit einem russischen Welt- und Geschäftsmann in Berührung kommt, und von dem neuen Freunde den Rath erhält, sich bei der Marschallin von Fervacques, einer Freundin der de la Môle, einzuführen, um durch diese neue Verbindung die Eifersucht Mathildens wachzurufen. Mit diesem für die exzentrische Person neuen Gefühle, das für sie keinen Ennui aufkommen läßt, tritt auch eine neue Phase in dem Verhältniß der Liebenden ein.

Die Marschallin von Fervacques ist eine reelle Tugend, mit katholischem Mystizismus ausstaffirt, nicht gleichgültig gegen ehrerbietige Adoration, die sie ablehnen kann, und sich dabei mit einer Gloire umgeben; eine dem Faubourg St. Germain von 1827—1830 entliehene köstliche Figur, eine Dame, die Julian in allen strategischen Regeln belagert, mit vorauskomponirter, numerotirter Korrespondenz, die ihm sein neuer straßburger-russische Freund, der Prinz Korasoff, zugesteckt. — Mit der Marschallin scheint Julian einzig und allein im Salon de la Môle beschäftigt. Man glaubt den jungen Abbé mit ehrgeizigen Plänen befaßt, auf ein Bisthum ausgehend. Frau von Fervacques

ist durch ihre Intimität mit der hohen Klerisei gar wohl berechtigt einen Anbeter aus dem niederen Klerus mit solcher Hoffnung zu ködern. Mathilde wird von Tag zu Tag aufgeregter, aufmerksamer; ihre schwererkämpfte Reue zerfließt in Nichts; die bizarre Sünderin ist nicht mehr der Langeweile Preis gegeben, und nimmt unversehens, aus eigenem Trieb, die abgelegten Fesseln wieder auf; die stolze Aristokratin wird zum dritten Mal, und nun für immer, die Sklavin eines Plebejers.

Die Szene, worin die Metamorphose sich vollzieht, hängt mit der Korrespondenz Fervacques zusammen; vermuthlich hielt Beyle auf diese, für uns gleichgültige, Erfindung. Genug, Mathilde entdeckt im Bibliothekensaale, auf Julians Bureau, eine Reihe von Briefen der Marschallin, die der Verstoßene unerbrochen gelassen. Mathilde ist außer sich; ihr Herz strömt über.

— „Das kann ich nicht dulden", rief sie: „sie vergessen mich ganz; und doch bin ich Ihre Frau. Ihr Betragen, mein Herr, ist abscheulich."

Bei diesen Worten besinnt sie sich, wie toll der Ausbruch; der angeborene Stolz erstickt sie; sie bricht in Thränen aus.

Julian, im ersten Augenblick, vermag kaum zu durchschauen, wie beglückend, verheißungsvoll für ihn dies unwillkührliche Geständniß. Er hilft Mathilde auf einen Fauteuil; sie läßt sich beinah in seine Arme sinken. Er verliert die Besinnung nicht. „Mit einem einzigen Wort kann ich alles verderben!" — Seine Arme bleiben starr. — „Ich darf mir nicht

erlauben diesen herrlichen, schmiegsamen Körper gegen meine Brust zu pressen! Sie verachtet mich, oder mißhandelt mich ... welch' ein unausstehlich häßlicher Charakter!"

Und doch, so sehr er dem Charakter Mathildens fluchte, liebte er sie tausend mal mehr als früher; in seinen Armen hielt er ja eine Königin!

Julians unerschütterliche Kälte schnitt noch tiefer in die unselig stolze Seele des Fräuleins. Diesmal war sie nicht besonnen, kaltblütig genug; sie konnte nicht in seine Augen schauen; sie wagte nicht zu errathen, was er in diesem Augenblick für sie fühlte; sie zitterte; konnte sie doch auf den Ausdruck der Verachtung stoßen.

Auf dem Divan der Bibliothek sitzend, unbeweglich, das Haupt auf die entgegengesetzte Seite gekehrt, rangen in ihrer Seele die Liebe und der Grimm um die Oberhand. In welche entsetzliche Lage war sie herabgestiegen?!

„Mir Unglücklichen war es beschieden, die beschämendsten Anträge zurückgewiesen zu sehen! Von wem?!" ... „Von meines Vaters Diener!" ...

— „Nein, dies ertragen kann ich nicht!" rief sie mit lauter Stimme. Wuthentbrannt steht sie auf, öffnet instinktiv den kaum zwei Schritt entfernten Schreibtisch. Wie von Entsetzen ergriffen bleibt sie bewegungslos stehen; auch hier sieht sie dutzend Briefe der Marschallin, und überzeugt sich, daß die Couverts unangetastet.

Ganz außer sich, ruft sie: „Mit ihr stehen Sie denn auf so vertrautem Fuße, und verachten sie?

Sie, ein namenloser Mensch, sie verachten die Marschallin von Fervacques?“

„O! vergieb mein Freund!“ ... und da warf sie sich zu seinen Füßen ... „Vergieb, verachte mich, aber liebe mich; ich kann nicht mehr leben ohne deine Liebe.“ Und halb entseelt, wand sie sich zu seinen Füßen.

— „Da ist sie denn, die Stolze, zu meinen Füßen!“ sagte sich Julian befriedigt.

Er hat den übermenschlichen Muth ruhig zu bleiben. Er antwortet einsylbig auf die dringende Frage: Ob er Frau von Fervacques liebe? ob ihm Gegenliebe geworden? ... In dem Ausdruck der Augen Mathildens findet er eine ungeahnte Weichheit. Seine Kräfte fangen an zu weichen. „Doch nein“, denkt er, „sie verachtet mich wieder, sobald ich ihr meine Liebe zeige.“ — Sich zu ihr wendend: „Auch ich bin stolz, sagt' er tonlos, halb erstickt; ich konnte fast Liebe für die Marschallin empfinden; doch, fürwahr, von ihrer Neigung hab' ich keine sichere Beweise. Sie war aber nachsichtig, sie tröstete mich, da man anderswo mich verachtete. Wie kann ich jetzt Zutrauen fassen in schmeichelhafte Worte? welche Garantie geben sie mir?“

— „Das Uebermaß meiner Liebe — und meines Unglücks, wenn sie mich nicht mehr lieben.“

Er fand Muth genug seine Hände aus den Händen Mathildens loszuwinden, und die zerstreuten auf dem Divan liegenden Briefe der Marschallin zusammen zu raffen.

— „Fräulein de la Môle wird mir erlauben, über all dies nachzudenken“. Er verließ rasch die Bibliothek.

— „Der furchtbare Mensch!“ sagte sie zu sich selber, „nicht einmal beunruhigt ist er!“

Von diesem Augenblick an, obgleich von Liebe trunken, sucht er sie nur in Furcht und Schrecken zu erhalten.

Den folgenden Tag saß sie auf dem Divan der Bibliothek, als er eintrat; sie war unfähig eine Bewegung zu machen: „Freund, ich habe dich beleidigt; du hast ein Recht mir übel zu wollen; du willst Garantie'n? entführe mich, nach London, wohin du willst. Entehre mich!“

— „Schon gut! und acht Tage später, werden sie mich noch lieben? ... Ich bin kein Ungeheuer; nicht ihre hohe Lage in der Welt drängt sich zwischen uns; Ihr Charakter macht ihr und mein Unglück.“

Im Garten ließ er einmal seinem Schmerze vollen Lauf; er sagt Mathilden, wie sehr um sie er hier gelitten, nach ihrem Fenster gespäht; dann lenkt er wieder ein: „Ich mache Phrasen, ich lüge!“ — Auf die Folter legt er das bestimmt erweichte Herz der Geliebten; er zwingt sie, nach seinem Willen, gegen ihre Bewerber ein Benehmen einzugehen, wie sie es nie gehabt.

Eines Tags theilte sie Julian mit: Sie fühle sich in einem interessanten Zustande: — „Können sie jetzt noch Zweifel hegen? ist dies nicht eine Gewähr? Ich bin ihre Gattin auf immer und ewig.

Ich werde an meinen Vater schreiben; er ist mein Freund; ich darf ihn nicht länger betrügen.

— „Er wird mich verjagen.“

— „Das Recht hat er; ich werde dir den Arm geben; wir werden, bei heller Mittagsstunde, miteinander zum großen Thor des Hôtels hinausgehen.“

Julian bat um acht Tage Aufschub. Von jetzt an hatte er nicht mehr den Muth ihr harte Worte zu sagen.

Der furchtbar kritische Augenblick naht heran. — Acht Tage sind herum. Nach einer Soirée beim Herzog von Retz fand der Marquis auf seinem Schreibtisch den Brief Mathildens; sie nahm alle Schuld auf sich; sie bittet um 6000 Francs jährliche Rente. Julian wird sich in Besançon niederlassen, und Unterricht au cachet geben.

Der Gemüthszustand Julians während der Viertelstunde, da er Mathildens Brief in des Vaters Händen wußte, läßt sich nicht andeuten. Er fühlt alles was er dem Marquis verdankt. — „Alles, was ich bin! ... wenn er jetzt die Feder ergreift, mir mein künftiges Verhalten vorschreibt, was wird er beschließen?“

Der alte Kammerdiener tritt herein: — „Der Marquis verlangt Sie zu sehen, angekleidet oder nicht. Er ist außer sich; nehmen sie sich vor ihm in Acht.“

Auch diese Szene läßt keine Beschreibung zu; zum ersten Mal in seinem ganzen Leben war der Marquis gemein grob.

Julian spielt die Rolle des Tartüffe: „Ich war kein Engel!“ — Er warf sich zu den Füßen des

Alten, dann sprang er wieder auf. Der Marquis überließ sich den gemeinsten Ausbrüchen seiner Wuth.

Julian tritt an einen Tisch, und schreibt:

„Schon lang ist mir das Leben verhaßt. Bitte „Herrn Marquis mich zu entschuldigen wenn mein „Tod in seinem Hôtel einige Ungelegenheit verursacht."

Im Fortgehen sagt er: „Tödten Sie mich oder lassen sie mich durch einen Valet de Chambre umbringen."

Der Selbstmord wäre für Julian selbstverständlich gewesen; aber er fühlte: neue Pflichten, künftige Vaterpflichten lägen ihm ob. Er wurde klug. Dem Abbé Pirard, der in der Umgebung von Paris, wie wir uns erinnern, als wohlbestellter Curé lebte, wollte er sich in der Beichte und als Mensch anvertrauen, seinen Rath befolgen. Mit ihm debattirt er die verschiedenen Eventualitäten. Der Abbé sagt ihm trocken: „Der Marquis wird ihr Kind, ihren Sohn wegzuschaffen wissen."

— „Das werd' ich nicht dulden."

Mathilde hatte ihren Vater um sieben Uhr des Morgens gesprochen; den Brief Julians gelesen. — „Wenn er sich getödtet", sagte sie zu ihrem Vater, „werde ich Trauerkleider anlegen; ich werde öffentlich Madame Sorel sein; darauf zählen Sie!"

Von Julian nimmt sie bei seiner Nachhausekunft Abschied; sie befiehlt ihm, unverzüglich, ohne sich bei Tisch sehen zu lassen, nach Villequier abzureisen: „Laß mich unsere Geschäfte besorgen!"

Abbé Pirard, zu dem sich Julian flüchtet, wird der Alliirte der Liebenden. Er beweist dem Marquis,

daß eine öffentliche Heirath das einzige kecke Mittel sei allem vorzubeugen.

Der Marquis erliegt beinahe einem tiefen Seelenkampf; er überdenkt vielfache Pläne; zuletzt entschließt er sich genaue Nachforschungen anzustellen über das frühere Leben Julians in Verrières: „ob er aus Berechnung so gehandelt, blos um zu einem materiellen Vermögen zu gelangen, oder aus Leidenschaft, oder aus Ehrgeiz einen Namen zu erwerben. Er nimmt sich Zeit zum Nachdenken. Seiner Tochter übergiebt er einen Brief mit einem Leutnantsbrevet für Monsieur le Chevalier Julien Sorel de la Vernaye; und den Befehl auf der Stelle in die Garnison nach Straßburg abzureisen.

Mathildens freudige Ueberraschung gränzt an Wahnsinn. — „Erlauben Sie, schreibt sie an den „Vater, erlauben Sie Herrn de la Vernaye sich zu „ihren Füßen zu werfen. Ich kann aber das Brevet „nicht annehmen, wenn Sie mir nicht versprechen, „daß meine Heirath in vierzehn Tagen gefeiert werden „wird."

Es erfolgt eine unerwartete Antwort: — „Herr Sorel de la Vernaye reise auf der Stelle nach Straßburg ab. In vierzehn Tagen erhalten sie meine Willensäußerung. Ich werde sehen. Ich kenne Julian noch nicht."

Julian reist ab. Der Chevalier de la Vernaye wird gut in der Garnison aufgenommen; er imponirt; er träumt von einer goldenen Zukunft.

Nach einigen Wochen erhält er, durch einen

jungen Kammerdiener des Hôtels de la Môle einen Brief Mathildens.

— „Alles ist verloren! Lassen sie alles hinter „sich; desertiren sie, wenn es sein muß. Erwarten „sie mich in einem Fiacre hinter der kleinen Garten= „thüre. Sie werden mich stark finden im Unglück. „Ich liebe Sie.“ —

Er kommt an die Hinterpforte, wie befohlen. Es war fünf Uhr Morgens; die Straße einsam:

— „Alles ist verloren; mein Vater fürchtet meine Thränen; er ist verreist; wohin? niemand weiß es. Hier sein Brief.

— „Alles könnt' ich verzeihen, nur nicht sein „Vorhaben dich zu verführen, weil du reich bist. Ich „werde nie in Deine Ehe mit diesem Menschen willigen. „Ich gebe ihm 10,000 Franken Rente; er flüchte „nach Amerika, wohin er will. Der Unvorsichtige! „er selber bat mich, ich möchte an Frau von Renal „schreiben. Hier die Antwort! Entsage frankweg „einem Elenden, und ich werde Dir wieder Vater „sein.“

— „Wo ist Frau von Renal's Brief?“ fragte er kalt.

Dieser Brief nun, von der Hand der ehemaligen Geliebten Julians geschrieben, macht aus ihm einen Schuft, einen Heuchler, einen Atheisten.

— „Ich kann Herrn de la Môle nicht tadeln; bin ich, was der Brief von mir aussagt, dann ist Herr Marquis nur gerecht und vorsichtig. Leben sie wohl!“

Er springt aus dem Fiacre, läuft nach seiner Postchaise, die am Ende der Straße wartet. Mathilde macht einige Schritte, aber die Läden öffnen sich; sie muß eilig in den Garten zurück.

Julian stürmt nach Verrières. Er kauft bei einem Waffenschmied ein Paar Pistolen. Er geht in die Kirche, und drückt beide Schüsse auf Madame de Renal ab; beim zweiten fällt sie zu Boden. Die ganze Kirche leert sich wie auf einen Zauberschlag. Er wird im Getümmel zu Boden geworfen. Zwei Gendarmen fassen ihn ab. Er läßt alles geschehen, gefühllos.

— „Nun, in vierzehn Tagen, ist alles abgethan." Im Gefängniß schlief er ein.

Madame de Renal war nur an der Schulter und nicht tödtlich verwundet. Sie versank in dumpfen Schmerz. Ihr Beichtiger hatte den Brief diktirt; es war der letzte Dolchstich für die Niedergebeugte.

Ein Instruktionsrichter erschien in Julians Gefängniß, und wollte seinem Amte gemäß verfahren. — „Es ist unnütz", sagt ihm Julian; ich habe vorsätzlich getödtet; ich kenne den Artikel 1342 des Code pénal."

An Fräulein de la Môle schrieb er: „In zwei Monaten werde ich sterben; sprechen sie nie von mir, auch mit meinem Sohne nicht.

„Sie werden, sie müssen mich vergessen. Ein „Jahr nach meinem Tode heirathen sie Herrn von „Croisevoy; ich befehle es Ihnen, als Ihr Gatte. „Schreiben sie mir nicht; ich werde nicht antworten."

J. S.

Der Gefängnißwärter, Herr Noirand meldet ihm, daß Frau von Renal sich bessere.

Als Julian allein, fiel er auf seine Knie. — „Großer Gott! sie ist nicht todt!“ Er weint bitterlich. In diesem Augenblick glaubt er an Gott. Was kümmert ihn jetzt die Hypokrisie der Priester! Was vermag sie gegen die Gottesidee, die Erhabene! Er bereut das begangene Verbrechen.

Einen Augenblick denkt er daran mit dem leicht bestechlichen Gefangenwärter in die Schweiz zu flüchten. Aber der Gedanke sich mit einem solchen Wesen zu verständigen hält ihn ab. Auch war es nicht mehr Zeit dazu. Bereits am ersten Abend entführte eine Postschaise den Gefangenen nach Besançon.

Man quartierte ihn unter der Spitze eines gothischen Thurmes ein. Er genoß dort eine herrliche Aussicht. Selten dachte er an Fräulein de la Môle, viel mehr an die leidende Frau von Renal. Er hatte den ganzen Verlauf errathen.

Nun bestand er einen harten Kampf mit sich: „Durch Selbstmord sich dem Pathos des Procureur général und des Advokaten zu entziehen, welch ein Vortheil! ... Und doch, nein! auch Napoleon bezwang sich; ich bin hier allein, fern von jeder langweiligen Störung.“

Der achtzigjährige Curé Chélau besucht ihn; er bringt ihm 500 Francs, die Julian einige Wochen zuvor für Almosen gespendet. Doch bald erschien der Neffe des Greisen und winkt: „Sie müssen ihn nicht ermüden!“

Julian beginnt den Tod ernsthafter zu betrachten. Fouqué besucht den Gefangenen; er ist außer sich vor Schmerz. Er will all sein Hab und Gut verkaufen, Julian zur Flucht verhelfen; Lavalette schwebt ihm vor. — „Du peinigst mich“, sagt ihm Julian; „Lavalette war unschuldig; ich bin es nicht.“

Bis in den Grund der Seele ist der Verbrecher erschüttert. Er muß diese Opferfähigkeit des Freundes bewundern; er begreift das Erhabene der angebotenen Handlung; er wirft sich in die Arme des Freundes. — „Ha! nicht ein einziger der schönen, jungen, adlichen, durch Erbschaft reichen Pariser Herren wäre dessen fähig!“

Die Interrogationen wurden immer häufiger, gegen Julians Willen, der abzukürzen wünschte. Die Eigenliebe des Richters war aufs Spiel gesetzt.

Herr von Frilair, der grand vicaire im Erzbisthum, ist eine Kundschaft des Holzhändlers Fouqué, und gut gestimmt für diesen Lieferanten; er will den Beklagten bei den Jurés und Richtern rekommandiren. Auf einer anderen Seite hofft er Frau von Renal einzuschüchtern. Die Aspekten stellen sich somit nicht übel.

Mademoiselle de la Môle eilt nach Besançon; dringt zu dem Gefangenen. — „Ihre Reise hieher, sagt Julian, giebt Ihrem Herrn Vater den Todesstoß. — „Ich komme mit einem Scheinpaß; ich bin Madame Michelet, meine Kammerfrau.“ — Der Sekretär des Instruktionsrichters ist bestochen, der Zugang zu Julian jeden Tag gestattet. Mathilde schlägt ihm vergebens einen gemeinsamen Selbstmord vor.

Sie war bald zur Ueberzeugung gelangt, daß in Besançon alles vom Abbé de Frilair abhänge. Nach acht Tagen erhält sie eine Audienz von dem geistlichen Würdeträger. Sie hatte vorher eine fürchterliche Angst ausgestanden; sie wähnte vor einen Großinquisitor zu treten, und fand nun ganz das Gegentheil. Sie gesteht ihm aufrichtig ihre Familienverhältnisse, auch die übrigen Vorfälle der letzten Monate entdeckt sie ihm, dann aber verschwindet die natürliche Miene des Grand vicaire's; Feinheit und Falschheit zeigen sich auf seinem Gesichte, er will Nutzen ziehen aus dem Vorfall. — Jetzt erst erschrickt sie ernstlich ... Er (Abbé de Frilair) hofft durch Frau von Fervacques, Mathildens Freundin, zum Episkopat zu gelangen; er läßt durchschauen, wie durch seinen Einfluß auf die Jury eine Absolution Julians möglich wäre. — Aber daneben spannt er Mademoiselle de la Môle auf die Folter, indem er sie errathen läßt, daß Julian der Frau von Renal eine tiefe Leidenschaft eingeflößt, und wohl nur aus Eifersucht die geliebte Frau tödten wollte.

Bei ihrer Nachhausekunft aus dem Évêché schreibt Mathilde an Frau von Fervacques; sie verlangt von ihr einen Brief des einflußreichen Bischofs von *** an Herrn von Frilair. Herrlicher Zug in dieser eifersüchtigen stolzen Seele! Mit Julian spricht sie kein Wort über ihren Vorsatz. — Die gränzenlose Leidenschaft Mathildens läßt Julian unbewegt. — „Der nahe Tod erklärt vieles; ich bin also ein Egoist." Der Ehrgeiz war in seinem Herzen erstorben; eine andere Leidenschaft steigt darin empor: „Die Reue."

Die Reue Frau von Renal ermordet zu haben, so nannte er dies Gefühl; es war aber eine unendliche Liebe für das unglückliche Schlachtopfer. Fräulein de la Môle ihrerseits liebt Julian immer mehr. Wenn sie seinen Kopf gegen ihre Brust drückte, schreckte sie auf: „Wie, dieses herrliche Haupt wäre für das Fallbeil bestimmt?! nein, auch meine Lippen wären, vierundzwanzig Stunden später, geschlossen auf ewig!" — Die Idee des Selbstmords dominirte; sie war stolz darauf, ihrer Ahnen würdig zu sein.

Er fand immer noch, unwillkührlich, harte Worte für sie: „Ich bitte Dich, gieb meinen Sohn einer Amme nach Verrières; Frau von Renal wird die Amme überwachen." Und immer noch kommt er auf den Plan zurück, sie solle nach einiger Zeit Herrn von Croisevox heirathen, ihn zum Helden stempeln: „Sie können die Rolle einer Chevreuse, einer Longueville spielen."

* * *

J. Sorel promenirt auf der Plattform des Thurmes; er raucht herrliche Cigarren, die Mathilde aus Holland durch einen speziellen Kourrier holen ließ. — In ganz Besançon sind Teleskopen auf den Gefängnißthurm geheftet.

Die Liste der Jury's wird gebildet; Frilair glaubt eine günstige Majorität herausheben zu können; das Versprechen eines Bisthums hat er quasi in Händen.

Auch Frau von Renal kommt, krank, nach Besançon. Sie schreibt einzeln, an jeden der sechs-

unddreißig Geschworenen, und schickt jedem ihre drei Kinder zu. Sie verbürgt sich für die Frömmigkeit Sorel's; nur einige Mal im Jahr habe er melancholische Anfälle gehabt.

Der Gerichtstag bricht an. Durch seine eigene Rede fordert der Angeklagte sein Todesurtheil heraus. Valenod ist der Chef der Jurys, und das Verdikt eine persönliche Rache.

Julian wird in die Todtenkammer geführt. Mathilde weckt ihn des anderen Morgens auf; sie war ergriffener als er.

— „Frilair hat mich verrathen!“ — Jetzt war sie ganz zärtlich und natürlich geworden, wie ein armes Mädchen, das eine Mansarde bewohnt.

Mathilde und der Advokat bestürmen ihn vergebens ein Kassationsgesuch zu unterschreiben. Julians Gedanken sind zu Verrières, im Zimmer der Frau von Renal — die Arme war ebenfalls in die Todtenkammer Julians eingedrungen; sie bestimmte ihn zu appelliren. Er giebt nach; hofft er doch während zwei Monaten sie täglich zu sehen; doch Herr von Renal läßt sie drei Tage später nach Hause abberufen.

Mathilde erzählt ihm, daß am Tage der Verurtheilung Herr von Valenod seine Ernennung zum Präfekten schon in der Tasche hatte, und sich dabei ungestraft das Vergnügen machte, Herrn von Frilair zu hintergehen. — Eine schöne Galerie von häßlichen Schuften!

— „Wie hat ihr Freund die Idee gehabt“, sagte der Generalvikar zu seiner unwilligen Klientin, „von

bürgerlicher Aristokratie, von einer Kaste in seiner Vertheidigungsrede zu sprechen; sein Tod ist ein Selbstmord.

Mathilde verbarg dem Geliebten, welche unheimliche, infame Gedanken, gegen sie, in Frilairs Busen aufgestiegen! — den Julian beschützt er deßhalb immer noch insgeheim; er behauptet mit etwas mehr esprit de conduite sei er jetzt noch zu retten.

Frau von Renal ist aus Verrières zum zweiten oder dritten Mal entwichen; durch den Einfluß ihrer steinreichen Tante sieht sie, zwei Mal im Tage, den Verurtheilten: Die Eifersucht Mathildens wächst bis zum Wahnsinn.

Herr von Croisevox wird in einem Duell, wovon Fräulein de la Môle der Gegenstand, durch einen reichen Parvenu getödtet.

Julians Beichtiger im Gefängniß, — ein junger Jansenist — von den Jesuiten umgarnt, sucht sein widerspännstiges Beichtkind zu einer eklatanten Bekehrung zu bewegen. — „Ich kann mich nicht selber verachten, nicht feig sein" erwiederte Julian auf die eindringlichen Beweggründe des Priesters.

Auch um die unselige Frau von Renal wird ein Intriguennetz gesponnen. Man will sie bestimmen, sich zu den Füßen Karls des X. im Parke von St. Cloud zu werfen. Unverholener Zorn kochte in Julians Busen: „Welcher Schurke hat dir zu dieser Infamie gerathen?!"

An seinem Todestag war das Wetter prächtig. „Alles macht sich gut" rief er aus. Fouqué hatte ihm versprochen, des Morgens vor seiner Hinrichtung

beide Frauen in einer Kalesche fortzuführen. Von Frau von Renal hatte er noch verlangt in der bekannten Grotte oberhalb Verrières beigesetzt zu werden.

Fouqué hält Wache bei dem verstümmelten losgekauften Körper seines Freundes. Mathilde, die er unterwegs nach Verrières glaubte, kömmt halbwahnsinnig zurück; sie nimmt unter dem blauen Mantel den Kopf Julians hervor, setzt ihn zwischen Wachskerzen auf einen altarähnlichen Tisch, küßt das im Tode noch schöne Haupt, begleitet, mit Fouqué, den wieder zusammengesetzten Leichnam in die Grotte, und wohnt den erschütternden Exequien bei.

Madame de Renal bleibt ihrem Versprechen treu; sie sucht den Selbstmord nicht; aber drei Tage nach Julians Hinrichtung, stirbt sie nach einem Kuß auf ihrer Kinder Stirne.

II.

Matter und Swedenborg.

Mehrmals trafen wir in den Kulturbildern auf den Namen Matter's, des elsässer Bauernsohns, welcher, der Ersten einer aus hiesigem Kreise, fast am Beginn des laufenden Jahrhunderts sich in die Reihen der französischen Schriftsteller emporarbeitete und wo nicht Außergewöhnliches, doch nicht ganz Unbedeutendes leistete. Noch einmal sei uns gestattet, auf ihn zurückzukommen und zwar in einem Bereiche, auf welches er ursprünglich nicht hinzusteuern schien; wir meinen das mysteriöse Geisterreich. Zwar hatte er sich frühe mit den Gnostikern abgegeben; doch dieses Noviziat implicirte noch nicht unumgänglich die Neigung zu alt=und neutestamentlicher Mystik. — Mais l'appétit vient en mangeant.

Straßburg ist bereits in früherer Zeit, besonders im achtzehnten Jahrhundert, diesem Gebiete nicht fremd geblieben; der Charlatans Cagliostro und Meßner nicht zu erwähnen, kommen hier in Betracht, die ernsten Geisterseher Jung=Stilling, Pfarrer Oberlin, St. Martin. Ich erlaubte mir bei anderer Gelegenheit,

diese Specialität physiologisch der nebelhaften Atmosphäre Straßburgs in Verbindung zu bringen. In mehreren Schichten der Gesellschaft trafen sich hier immer Adepten der Geheimkünste, des Forschens nach dem Stein der Weisen, d. h. der Goldmacherei; Somnambulismus und Magnetismus fanden von jeher hier Anhang und Anklang.

Matter, nach seinem Abschied aus Paris (1846), während seinen ziemlich langen am Fuße der Thomaskirche und in Scharrachbergheim hingezogenen Greisenjahren, beschäftigte sich also mit dem Studium der Mystiker des vorigen Jahrhunderts und theilte dem Publikum in weitläufigen Biographien und Abhandlungen die Resultate seiner geschichtlichen und psychologischen Forschung mit. Glaubte er daran oder nicht? chi lo sa, möchten wir mit dem Italiener ausrufen. Es möchte fast scheinen, er hielt Skepsis nur als einen Schild vor, um sich nicht dem Spotte Preis zu geben, und neigte sich im Grund der Seele auf die Seite der Geisterseher, deren Lebensbild er con amore hinstellte.

Ehe ich zu seinem Memoire über den historisch berühmten skandinavischen Hellseher und Mystagogen übergehe, erlaube ich mir eine Abschweifung, die aber doch zum eigentlichen Gegenstand dieser Besprechung hinüberführen soll.

Die Scene, die mir jetzt nach einem Vierteljahrhundert fast wie eine gestrige vorschwebt, machte mich zum erstenmal auf die sociale Bedeutsamkeit des nordischen Magus aufmerksam. Ich kannte schon aus früherer Jugend seinen Namen und seine Werke, wie

man solche aus encyklopädischen Compendien sich aneignet, aber von dem Einfluß, den er auf ganze gesellschaftliche Schichten gewann, hatte ich nur oberflächliche Begriffe.

Es war an einem Abend des Maimonds 1850, in einem Kabinet der Präfektur des Niederrheins. Zwei Tage vorher hatte der bisherige oberste Departementalverwalter Herr v. Chanal seine Abberufung notificirt erhalten, und soeben war der neuernannte Präfekt, Herr Cäsar West, aus Colmar angelangt. Die erste Begegnung beider Beamten, des Aus- und des Eintretenden war in höflicher, fast in cordialer Weise vor sich gegangen; der seiner Stelle aus politischen Motiven Enthobene war ein lebenslustiger, noch jugendlicher Weltmann; nicht gerne verließ er seinen Posten, hatte sich aber ins Unvermeidliche gefügt. Ich machte in Gesellschaft mit Professor Bibliothekar Jung († 1863) einen Abschiedsbesuch. Wir wurden, wie gesagt, in einem Kabinet empfangen, worin sich zugleich Frau von Chanal und der Nachfolger ihres Gemahls befanden. Letzterer war leidend, entfernte sich bald, um zu Bette zu gehn, und ließ die obenbezeichneten Personen in dem kleinen Salon, worin Herr von Chanal zum letzenmal eigenhändig die Gasbeleuchtung ansteckte.

Die Ablösung eines Präfekten ist kein Regierungswechsel en grand; doch im Bezirke und der nächsten Umgebung des obersten Civilbeamten eines Departements war die Verabschiedung des Einen und die Besitzergreifung eines Andern nicht ohne Wichtigkeit. Eine ernste, gedrückte Stimmung herrschte unter den

vier Anwesenden. Frau von Chanal war eine geborene Amerikanerin aus den Vereinigten Staaten, etwas älter als ihr Gemahl; ein ernster Charakter mit puritanischem Ausdruck in ihren strengen Zügen. Ich hatte sie, neben ihrem Voltairianischen ächt französischen Manne, immer für eine Methodistin gehalten. Das Gespräch kam, nach unmerklichen Uebergängen, auf religiöse Gegenstände, zu denen sich der liebenswürdige libre penseur ganz willig hergab. So erfuhren wir, Jung und ich, halb aus des Ex-Präfekten Munde, halb durch ein unwillkürlich herbeigeführtes Selbstbekenntniß der Frau von Chanal selber, daß sie eine erklärte Schülerin und Anhängerin Swedenborgs sei.

Mir schien die Sache so abnorm und sonderbar, daß auf meinem Gesichte ein unverhehltes Staunen sich aussprach und dem maliziösen Gaulois Gelegenheit gab, seine Frau und seinen naiven Unterbeamten mit etwas Spott zu überschütten. Bibliothekar Jung, der als ein wahrer Encyklopädist besser mit den Einzelheiten des Swedenborgischen Systems vertraut war als ich, fand sich auch leichter in das gegebene Sujet, und so erfuhr ich denn die merkwürdige Verbreitung der Sekte Swedenborgs in den Vereinigten Staaten, in England und anderen Theilen des nördlichen Europas, und konnte nur mein Bedauern äußern, nicht früher von den Lippen der gegenwärtigen Dame die Lehre des großen Mystagogen vernommen, und vielleicht durch sie zu „diesem alleinseligmachenden Glauben" bekehrt worden zu sein.

So knüpfte sich für mich die erste Einweihung

in Swedenborgische Mysterien an eine Abschiedsscene, die, mit politischen und administrativen Uebelständen verquickt, ein sonderbares mixtum compositum in meiner Erinnerung zurückließ.

Die zweite Initiation fand statt durch Matter.

Als ich vor einigen Jahren die Arbeiten der „literarischen Gesellschaft von Straßburg" besprach,(*) kam auch beiläufig die Rede auf einen Vortrag Matters über Swedenborg; doch wurde die nähere Untersuchung auf spätere Zeit vorbehalten. Matters Behandlung dieses Mannes ist eigenthümlich, und noch jetzt ist die Meinung über ihn nicht fixirt. Swedenborg war bis in sein achtundfünfzigstes Jahr spiritualistischer Philosoph und Naturalist; dann kam es bei ihm zu einer radikalen Metamorphose; es wurde ihm eine höhere Offenbarung zu Theil. Er erzählte einem Geschäftsmann, einem Director der schwedischen Nationalbank, die phenomenale Erscheinung folgendermaßen:

„Ich befand mich in London und aß spät zu Mittag in meinem gewöhnlichen Gasthof, woselbst ich mir ein entlegenes Gemach vorbehalten, um dort ungestört meinem Forschen und Nachdenken über geistliche Gegenstände obzuliegen.

„Ich war sehr hungrig gewesen; meine Mahlzeit ging jedoch zu Ende, als sich ein Nebel über meine Augen ausbreitete und der Fußboden sich mit häßlichen Reptilien füllte.

(*) Moderne Kulturzustände im Elsaß I p. 210 u. s. w.

„Als die Dunkelheit nachließ, sah ich in einer Ecke des Zimmers eine sitzende Gestalt inmitten eines blendenden Lichtes. Mit der Finsterniß war das Gewürme verschwunden. Ich befand mich allein und Sie mögen sich einbilden, wie mir zu Muthe als die hehre Gestalt mir die Worte zuflüsterte: „Iß nicht zu viel". Meine Augen entflorten sich wiedernm, und als ich zu mir selbst kam, war ich einsam im Zimmer; erklären konnt' ich mir nicht, ob dies alles nur eine Wirkung des Zufalls oder die Wirkung einer übernatürlichen Ursache."

Matter bemerkt hierbei sehr vernünftig, es sei dies doch eine allzu feierliche Erscheinung, zur Erinnerung an eine Mäßigkeitsregel, an einen im täglichen Leben sehr regelmäßigen Menschen gerichtet.

Swedenborg fährt fort:

„In der folgenden Nacht erschien mir dieselbe Gestalt im Lichtglanz und sprach: „Ich bin Gott, der Herr, der Schöpfer, der Erlöser; ich habe dich erwählt zum Dolmetscher des eigentlichen, inneren Sinnes der heiligen Schriften; ich werde dir dictiren, was du niederschreiben sollst."

„Diesmal erschrack ich nicht. Der Lichtschein, der die Gestalt umfloß, war blendend, und doch verwundete derselbe keineswegs mein Auge. Die Gestalt war gehüllt in Purpur; die Vision dauerte eine Viertelstunde lang.

„Und diese selbe Nacht wurden die Blicke meines innern Menschen geöffnet; von nun an konnten sie hineinschauen in die Regionen des Himmels, in die Hölle. Ueberall fand ich mir bekannte Personen,

die einen schon lange, die anderen erst vor Kurzem verstorben."

Niemals, bemerkt hier Matter, war ein Sterblicher so bevorzugt. Für Swedenborg öffnet sich der Himmel und er kann sich unterhalten mit wem es ihm beliebt.

Bis dahin folgten ihm indeß seine gläubigen Zöglinge nicht und es wünschte wohl mancher, es hätte sich ihr Meister nicht verstiegen zu solcher Offenbarung, die manche Leser abschrecken mußte.

Matter durchgeht, untersuchte jede mögliche Hypothese, die zur Erklärung des sonderbaren Seelenzustandes Swedenborgs führen mochte, bei jeder stößt er auf eine unlösbare Negation.

Ein Betrüger war Swedenborg nicht; das einmüthige Zeugniß der Zeitgenossen steht für die Honorabilität, die Aufrichtigkeit seines Charakters ein. Es ist auch kein Selbstbetrug ohne Weiteres annehmbar; eine Verblendung, eine Hallucination zieht sich nicht während 27 Jahren hin; denn als 58jähriger hatte der schwedische Geisterseher jene erste Offenbarung und bis in sein 85. letztes Lebensjahr behielt er die Fähigkeit, Reisen in die unsichtbare Welt zu machen, sich mit bekannten und unbekannten Abgeschiedenen zu besprechen, jedoch im bürgerlichen und staatlichen Leben sich wie ein begabter, ruhiger Verstandesmensch zu bewegen.

Wie gesagt, nichts ist leichter als ein Achselzucken bei solchem Grade „von Narrheit oder Wahnsinn". Wenn nur nicht Fakten, reelle Fakten vorlägen, welche Männer wie Kant sich nicht zu läugnen unterfingen!

„Und was waren denn diese Fakten?“ so wird jeder Leser ironisch ausrufen.

Nun, das erste, jedenfalls auf eine höchst sonderbare Eigenheit Swedenborgs hindeutende Faktum ist wohl folgendes:

Den 19. Juli 1759 landete der gelehrte Theologe und Seher, aus England heimkehrend, in Gothenburg. Herr William Castel schickte ihm sofort eine Einladung zu. Fünfzehn Personen waren bei dem gastirenden Freunde versammelt.

Um sechs Uhr Abends trat Swedenborg in den Salon, bleich, mit bestürzter Miene und verkündete der Gesellschaft, daß zu Stockholm, im Quartier Södermalm, um dieselbe Stunde eine gewaltige Feuersbrunst ausgebrochen und sich das Feuer seinem eigenen Hause zuwälze. Mehrmals entfernte er sich und kam jedesmals beklommen zurück und behauptete, daß die Wohnung eines seiner Freunde, den er beim Namen nannte, abgebrannt, und seine eigene Behausung in der größten Gefahr schwebe.

Um acht Uhr rief er freudig aus: Gott sei Dank! Die Feuersbrunst hält inne. Die Gesellschaft bei Herrn Castel, die Bewohner der ganzen Stadt Gothenburg geriethen in Aufregung; der Gouverneur wurde davon benachrichtigt. Dieser berief Swedenborg zu sich; — es war Sonntag Morgens — befrug ihn über das schreckliche Gerücht. Swedenborg beschrieb die Feuersbrunst ganz genau, bestimmte deren Anfang und Dauer.

Dienstag Morgens kam ein königlicher Kurier zum Gouverneur; die Angaben wurden bestätigt bis in kleinste Einzelheiten.

— „Was läßt sich gegen die Authenticität der Katastrophe einwenden?“ ruft Kant aus; und gewiß war der Königsberger philosophische Skeptiker nicht geneigt, zum Voraus dem Faktum eine unwiderlegliche Realität zuzugestehen.

Einer andern ebenso unerklärlichen Begebenheit gesteht der berühmte Philosoph nicht ganz denselben Grad von Glaubwürdigkeit zu. Matters Erzählung lautet folgendermaßen:

— Frau von Marteville, die Wittwe eines in Stockholm beglaubigten holländischen Diplomaten, wurde nach dem Tode dieses ihres ersten Gemahls von einem Gläubiger um die Berichtigung einer Schuld angegangen. Sie glaubte sich ganz bestimmt zu erinnern, daß die Forderung, die sich auf 25,000 Florinen belief, abbezahlt worden. Sie war gerade in großer Geldverlegenheit und, hätte sie die bewußte Summe erstattet, völlig ruinirt.

Sie begegnet Swedenborg, theilt ihm ihre Verlegenheit mit. Acht Tage nachher sieht sie, in einem Traum, oder in der Wirklichkeit, den Verstorbenen, und dieser bezeichnet das Möbel, worin die Quittung der 25,000 Gulden liegt, und zwar mit einer diamantenbesetzten Haarnadel, die Frau von Marteville ebenfalls vermißte.

Dieser sonderbare Fund wurde, man darf es wohl glauben, mit mehreren Varianten verbrämt. Wir übergehen diese augenscheinlich erfundenen Verzierungen, und kommen auf ein authentisches Schriftstück. Frau von Marteville hatte zum zweiten Mal geheirathet. Ihr zweiter Gemahl, General von Elben,

ertheilte sub dato des 11. Aprils 1775 einem Geistlichen, der ihn um eine Erklärung angesprochen, folgende Antwort — bemerken wir beiläufig, daß der Seher Swedenborg schon vor drei Jahren in das Geisterreich definitiv heimgegangen war:

— „Ein Unwohlsein verhindert meine Frau Euer Hochwürden selber zu antworten; ich trete für sie ein.

„Etwa ein Jahr nach Herrn von Marteville's Tode besuchte meine Gemahlin den berühmten Swedenborg, der damals ihr Nachbar in Stockholm war. Es schien ihr die nähere Bekanntschaft mit einem so wunderbaren Manne wünschenswerth. Sie besprach sich darüber mit einigen Freundinnen: man bestimmte zu diesem Besuch Tag und Stunde. Die Damen wurden alle vorgelassen. Herr von Swedenborg empfing dieselben in einem prachtvollen, gewölbten Saale, welcher das Licht durch ein Fenster in die Decke einließ. Mittelst dieser Oeffnung kommunicirte Herr von Swedenborg, nach seiner Behauptung, mit seinen Freunden, d. h. den Geistern.

„Meine Gemahlin befragte ihn, ob er den Herrn von Marteville gekannt? Er verneinte es, „denn er habe sich in London aufgehalten, während der ganzen Periode, die Herr von Marteville als holländischer Ministerresident in Stockholm zubrachte." Acht Tage nachher zeigte sich Herr von Marteville im Traume meiner Frau, und bezeichnete ihr eine Cassette, worin sie Quittung und Haarnadel finden würde.

„Es war etwa zwei Uhr Morgens. Meine Frau steht auf, findet bewußte Gegenstände am angegebenen

Orte. Sie legt sich wieder zu Bett, schläft bis um neun Uhr Morgens. Gegen eilf läßt sich Herr von Swedenborg anmelden. Ehe er irgend etwas von dem Vorgefallenen wissen konnte, erzählte er: er habe in vergangener Nacht mehrere Geister gesehen, u. a. Herrn von Marteville, der sich zu einer längeren Unterhaltung nicht hergeben wollte, indem er seine vormalige Frau besuchen, und ihr eine wichtige Entdeckung mittheilen müsse; er (Marteville) werde nach dieser gepflogenen Unterhaltung die überirdische Colonie, worin er sich dermalen befand, verlassen, und in eine seligere übersiedeln."

„Ew. Hochwürden kennen nunmehr die wahrhaften Umstände, die sich auf die Quittung und auf Herrn Swedenborg beziehen. Mich auf das mysteriöse desselben einzulassen, wage ich nicht; das ist nicht mein Beruf. Ich wollte einfach erzählen, und würde mich glücklich schätzen, damit Ihrer Erwartung entsprochen zu haben. Meine Gemahlin empfiehlt sich Ihnen bestens."

Gezeichnet: von Elben.

Bei der ersten oberflächlichen Durchsicht des Briefs sollte man fast denken, es habe für den General Elben die ganze Anekdote nichts besonders Außerordentliches geboten; doch erzählte er als ein Faktum, dessen Erklärung er unterläßt, die Begegnung Swedenborg's mit Marteville in überirdischen Sphären: „Swedenborg hätte den Abgeschiedenen nicht zu Rede gestellt, weil derselbe sich zu seiner ehemaligen Frau in einer bestimmten wichtigen Angelegenheit begeben wollte." — In der That spielt hier Swedenborg

nur eine untergeordnete Rolle. Wäre sie aber authentisch, so müßte sich daraus ergeben, daß er jenseits die Personen, die er zu sprechen wünsche, besuchen könne; darauf lief in der That Swedenborg's Ehrgeiz hinaus.

Wir kommen zu einem dritten Faktum, zu einer Begebenheit, welche Swedenborgs Ruf ins Unendliche steigerte. Sie fiel ans Ende desselben Jahres, worin sich das Drama mit Marteville zutrug. Die Scene war keine gewöhnliche. Wir müssen den Leser in den Salon der schwedischen Königin Ulrike Eleonore, der Schwester Friedrichs des Großen, versetzen. Der Staatsrath Graf Scheffer kam eines Tags zu Swedenborg und fragte ihn, ob es ihm nicht genehm wäre, sich am Hofe der Königin einführen zn lassen. „Wozu?" antwortete er, „Sie wissen, daß ich sehr beschäftigt bin". — „Ihre Majestät", erwiederte Graf Scheffer, „habe durch dero Schwester die Herzogin von Braunschweig erfahren, es lebe in Stockholm ein Mann, der behaupte, in Verbindung mit der Geisterwelt zu stehen; die Königin sei begierig, ihn zu sprechen, um so mehr, da man bestimmt versichere, Herr von Swedenborg sei bei gesunden Sinnen und sehr gelehrt." Graf Scheffer stellte den Herrn von Swedenborg beiden Majestäten vor. Die Königin ließ sich von ihm die schon eingeholte Kunde bestätigen und erkundigte sich überdies, ob er bewußte Eigenschaft auf andere Personen übertragen könne? — „Nein! — „Worin besteht sie?" — „In einer Gabe Gottes". — „Können Sie mit jedem Hingeschiedenen oder

nur mit gewissen Persönlichkeiten in Verbindung treten?" — „Nicht mit Jedermann; nur mit schon früher mir Bekannten oder mit fürstlichen Personen, mit berühmten Helden, mit ausgezeichneten Gelehrten, in einem Worte, mit Wesen, deren Eigenschaft ich kenne, die mithin für mich eine bestimmte Idee verkörpern. Es ist leicht zu erachten, daß mit Unbekannten oder Gleichgüligen mich zu unterhalten ich keinen Drang fühle." — Hierauf fragte die Königin, ob er nicht zu ihrem jüngst verstorbenen Bruder, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, einen Auftrag übernehmen wolle? — „Von Herzen gern."

Hierauf zog sich die Königin mit ihrem Gemahl, mit dem Grafen Scheffer und Swedenborg in eine Fensterbrüstung zurück, und theilte letzterem ihren Wunsch mit. Zur königlichen Tafel geladen, wurde Swedenborg selbstverständlich der Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Kurze Zeit darauf erkundigte sich Graf Scheffer bei ihm, ob er nicht wieder mit ihm an den Hof zu gehen denke? Swedenborg willigte ein. Sobald ihn die Königin erblickte, rief sie ihm zu: „Vergessen Sie meinen Auftrag nicht." „Er ist bereits ausgerichtet." Als er selben der hohen Frau mitgetheilt, vergingen ihr die Sinne; nachdem sie wieder zu sich gekommen, brach sie aus in die Worte: „Kein Sterblicher konnte mir das sagen."

Obige Relation ist einer andern Unterredung entnommen, welche Swedenborg mit General Tuxen über die sonderbare Begebenheit pflog. Tuxen wollte hierauf wissen, ob irgend Jemand den Auftrag gekannt,

den ihm J. M. gegeben. „Der König und Graf Scheffer standen in der Nähe; wenn Sie aufhorchten, konnten sie die Worte der Königin vernehmen.“

Die Sache drang, natürlich mit mehr oder weniger Varianten, ins Publikum durch. Kant, der kritische Kant, suchte derselben auf den Grund zu kommen; er correspondirte mit mehreren hochstehenden Personen in dieser Angelegenheit; er wandte sich zuletzt, durch Vermittelung eines Engländers, an Swedenborg selber, der eine Antwort versprach aber keine gab, und sich deshalb durch eine Mittelsperson entschuldigen ließ, „indem er sich selber mit der Abfassung eines Berichts über das Faktum beschäftige.“ Kant nahm die Aechtheit der Anekdote ganz bestimmt an, hütete sich indessen eine Erklärung abzugeben.

„Nun aber“, wird man mit vollem Rechte fragen, „was war die Ansicht der Königin?“

Als sie ihren königlichen Gemahl Friedrich Adolph verloren und wieder nach Berlin zurückgekehrt, kam eines Abends in ihrem Zirkel, worin sich der Graf v. Schwerin, Thiebault und Meriau befanden, die Rede auf Swedenborg. Thiebault erzählte die Anekdote der Marteville'schen Quittung. Hierauf nahm die verwittwete Königin das Wort:

„Zum Glauben an solche Wunder sei sie keineswegs gesonnen gewesen, habe indeß Swedenborg auf die Probe gestellt und ihn gefragt: was ihr verstorbener Bruder Prinz Wilhelm († 12. Juni 1758) ihr, der Königin, beim Abschied zu Potsdam gesagt, als sie sich im Jahre 1744, zu ihrer Verheirathung nach Stockholm begab. Einige Tage darauf, als sie

im Hofzirkel am Spieltische saß, wünschte der hereintretende Swedenborg sie ins Geheim zu sprechen. Auf die Bemerkung hin, er möge seine Mittheilung in Gegenwart der Anwesenden machen, erwiederte er: das dürfe er nicht. Hierauf habe sie ihr Spiel in die Hände einer Hofdame abgegeben, sei mit Swedenborg in ein nahes Kabinet getreten, habe den Senator Schwerin an der Thüre gelassen, während Assessor Swedenborg im Hintergrnnde des Zimmers ihr den Tag und die Stunde des Abschieds von ihrem Bruder Wilhelm bezeichnite, und hinzufügte, daß, nach diesem Abschied, Prinz Wilhelm sie noch einmal (an demselben Tage?) in der langen Galerie von Charlottenburg antraf, sie bei der Hand faßte, in eine Fensterbrüstung, wo Niemand sie hören konnte, führte und daselbst ihr die und die Worte gesagt, welche Swedenborg wiederholte." —

Den Inhalt dieser Worte theilte die Königin nicht mit, sagt Thiébault, und fügt Herr Matter hinzu, „wir glauben, daß die Sache sich so vorhielt, indem Swedenborg ebenfalls gegen das Publikum und gegen Kant ein strenges Stillschweigen darüber beobachtete."

Man suchte die Sache auf eine natürliche Art zu erklären; man behauptete, die Senatoren Hoepken und Tessin hätten im Einverständniß mit Swedenborg gehandelt und Briefe der Königin erbrochen. Diese Erklärung wurde durch das Zeugniß eines glaubwürdigen Mannes aus der Umgebung des Königs, durch den Ritter v. Stahlhammer, zernichtet. — In einer Nummer des Morgenblattes vom 5. Mai

1809 wurde eine andere natürliche Auslegung versucht. Ein ehemaliger Almosenier der schwedischen Gesandtschaftskapelle in Paris, Pfarrer Gambs, behauptete: Swedenborg sei vom Senator Brahe, Präsidenten des Staatsraths, unterrichtet gewesen und habe der Fürstin die mysteriöse Intrigue aufgedeckt, mittelst welcher ein Vertrauensmann bestochen worden. Diese vermeintliche Enthüllung wurde keinen Augenblick glaubwürdig gefunden. Die Königin war eine sceptisch angelegte Natur und äußerte mehrmals: „Ich lasse mich nicht leicht hinter das Licht führen."

Swedenborg's Ehrlichkeit war weltkundig; hergeben ließ er sich gewiß nicht zu einem so unwürdigen Coulissenspiel. Wir wiederholen: Kant hatte keinen Einwurf gegen die Authentizität der Fakten; dies spricht sich klar aus in seiner Korrespondenz mit Fräulein Charlotte von Knobloch, späteren Gräfin Klingsporn. Grimm, der Freigeist, in seiner Korrespondenz mit dem Herzog von Sachsen-Gotha, wiederholt denselben Ausspruch: „Das Faktum wird von den glaubwürdigsten Auktoritäten bestätigt; läugnen läßt es sich nicht, und doch, wie könnte man daran glauben? . . . mais le moyen d'y croire.»

Wieland, in seiner Euthanasia, beschäftigt sich ebenfalls mit der anormalen Begebenheit; er ist nicht ungeneigt zu glauben, die Königin habe die ganze Anekdote erfunden, und zwar in der launigen Absicht, die beiden Berliner Philosophen hinter das Licht zu führen, weil sie sich erlaubt, Ihre (der Königin) Meinung über den berühmten Visionär zu erforschen.

Auf den drolligen Einfall Wielands antwortet

Matter einfach: die Königin konnte nicht in Berlin ein Märchen improvisiren, welches sich jahrelang zuvor, als wirkliche Begebenheit in Stockholm vor mehrfachen Zeugen zutrug, ein Faktum, welches der ganze schwedische Hof, die acceredidirten fremden Minister kannten, welches das Object zweier Besprechungen zwischen der Königin und Swedenborg gewesen, und den König nebst Schwerin zu Zeugen gehabt.

Die Veranlassung zu den widersprechenden Berichten und Auslegungen gab Swedenborg selber... er war zweifelsohne verpflichtet, sollten wir mit Herrn Matter meinen, sich kategorisch über das Ganze auszusprechen, nicht zurückzuhalten mit seiner Antwort auf Kants Anfragen. Die Königin ist ebenfalls nicht ganz zu entschuldigen. Sie setzt den Geisterseher auf die Probe. Als ihr die Antwort des Verstorbenen zukömmt, fällt sie in Ohnmacht. Man sollte denken: sie wäre überzeugt. Auf gemachte Einwürfe antwortet sie: „Ich bin nicht leicht hinter das Licht zu führen." Noch im Jahr 1771 sagt sie dem Grafen Hoepken: „Der verstorbene Prinz allein konnte Swedenborg von der Begegnung zwischen ihm und ihr in Kenntniß setzen." Dann späterhin, im Jahr 1779 widerspricht sie sich selber, indem sie sich folgendermaßen äußert: „Wie Swedenborg den Vorhang gelüftet, weiß ich mir nicht zu erklären; doch glauben kann ich nicht an seinen Umgang mit Geistern". Woher dieser Umschwung? — Die Zeit hatte den ersten Eindruck verwischt. Die Königin suchte sich selber zu überreden, im ganzen Verlauf der Sache sei nur etwas Unerklärtes, Unerklärliches, nichts

Uebernatürliches gewesen. Wie wir Alle in ähnlichem Falle wohl gehandelt hätten, gab sie sich dem täglichen Lebensstrome hin und schlug sich das Störende aus dem Sinne. — Le moyen d'y croire!

Herr Matter verliert sich bei diesen Swedenborgischen Problemen in einer dialektischen, spitzfindigen Metaphysik, in deren Irrgänge wir ihm nicht folgen wollen. Für ihn, und gestehen wir's, für jeden Denkenden ist der schwedische Mystiker eine eigenthümlich begabte Natur, sofern man ihn nicht plumpweg für einen sich selbst betrügenden Schwärmer zu halten geneigt ist. Nehmen wir die Geschichte der Quittung und des mysteriösen Auftrags der Königin mit dessen Lösung als nicht ganz positiv erwiesen an, so bleibt immerhin das unläugbare Faktum des Fernsehens bei Gelegenheit der Stockholmer Feuersbrunst. Dies psychologische Problem ist bis jetzt ungelöst geblieben. Selbstverständlich wird jeder Rationalist dasselbe, wo nicht wegdemonstriren, doch als unmöglich verneinen. Dies bringt uns aber um keinen Schritt weiter. Keinesfalls wäre es unmöglich, daß unsere körperlichgeistige Natur Kräfte, die bis jetzt unerforscht und unerklärt, in sich verbirgt und daß spätere wissenschaftliche Fortschritte solche an den Tag bringen. Wir betreten hier ein spekulatives Gebiet, das jeder Hypothese offen bleibt, ein Gebiet, wo Glauben und Verneinen gleicher Schwierigkeit begegnen. Dabei kommt man immer auf Shakespeare-Hamlets Ausspruch zürück: Es giebt manche Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon unsere philosopischen Kompendien sich nichts träumen lassen.

Außerhalb des Bereichs der Visionen, der Offenbarungen, der Besuche des Jenseits, des Umgangs mit Bewohnern jenes ungeheuern Weltozeans, die keines Schiffes Ruderschlag durchschnitten, bietet Swedenborg's Leben noch eine ganz andere rein irdische Bedeutsamkeit, und da müssen wir geradezu erinnern, daß aus Nichts nichts entsteht, daß eine bedeutende Wirksamkeit nicht ausgehen kann aus einer imaginären Ursache, daß ein im Verborgenen befruchteter und an hellem Tageslicht entwickelter Keim auf einer Urzelle, oder vielmehr auf ein geistiges, unsichtbares Prinzip zurückgeführt werden muß. Swedenborg ist durch seine Schriften ebensowohl als durch seine eigenthümliche Persönlichkeit zum Stifter einer weitverbreiteten Kirche, eines neuen Jerusalems geworden, dessen Bewohner in beiden Hemisphären nach Tausenden zählen. Er legte auf seine Spezialität eines transzendenten Touristen weniger Werth als auf die ihm „von Gott selber eingegebene neue Erklärung der Schriften des Alten und Neuen Testaments". Eine im Jahre 1851 zu London abgehaltene Synode von Swedenborgianern bestimmte die dogmatischen Grundsätze dieser Verbrüderung, indem sie dabei ganz von der Persönlichkeit und den Visionen des Stifters abstrahirte.

Wir erwähnten soeben den Namen eines schwedischen Almoseniers elsässischer Abkunft. Pfarrer Gambs wurde hier in den ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts zum Prediger in Sankt Aurelien ernannt; er versammelte nicht nur seine eigentlichen Pfarrkinder aus der Gartenvorstadt um

seine Kanzel: ein gebildeter Zuhörerkreis schaarte sich um ihn, wie später um Colani. Er war ein erklärter Rationalist, seine Ansicht über Swedenborgs Visionen und dessen supranaturalistische Begabung konnte somit nicht zweifelhaft sein, obgleich seine von 1809 datirte Aeußerung durchaus nicht als gültig angenommen wurde.

Ueber Swedenborg zu einer apodiktischen Gewißheit zu gelangen, wird immerfort schwierig sein, so lang die Wesenheit der Extase und ähnlicher Zustände nicht genau erforscht ist. Mit einem wegwerfenden, höhnischen Urtheil ist die Sache nicht abgethan. Voltaire, welchem die in Umlauf gesetzten Gerüchte gewiß, durch seine vielfachen Verbindungen mit den nordischen Mächten, nicht fremd waren, enthielt sich jedes Urtheils, jedes Spottes. Es scheint, er habe fast absichtlich Swedenborg nie genannt, weil er, unwiderleglichen Zeugnissen gegenüber, sich unwohl und unentschieden fühlte. Matter hat jedenfalls der betreffenden Interpretation etwas geleistet, indem er die Gründe für und wieder gewissenhaft abwog, den schwedischen Mystiker mit früheren und gleichzeitigen Illuminaten in verschiedenen Ländern Europas verglich, und dessen vereinzelte, abweichende Stellung ins Licht setzte. Die meiste Conformität mochte Swedenborg vielleicht mit Jakob Böhme beanspruchen; aber auch hier ergibt sich ein erheblicher Unterschied: der deutsche Theosoph steigt aus höheren Sphären herunter: der Schwede dagegen erhob sich aus der reellen Welt in jene höheren Räume und besprach sich mit den verklärten Gestalten, die jene Regionen

bevölkern, genoß viele Jahre lang dieses eigenthümliche Privilegium einer geistigen Disposition, die nichts gemein hatte mit momentaner Extase, noch mit irgend einer Geheimwissenschaft. Swedenborg, in einem Worte, war in einem Seelenzustande, der jeder praktischen Thätigkeit freien Raum ließ.

Vergessen wir ja nicht, daß Swedenborg ein Polygraph war, daß er seine biblischen Forschungen in bändereichen, lateinischen Werken niederlegte, also noch jetzt beurtheilt, gepriesen oder verworfen werden kann, nach vorgelegten Akten.

Freilich unsere raschlebende Zeit hat andere Probleme aufzulösen. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß außerhalb der Schaar der schon Bekehrten sich viele Novizen in die Mauern des neuen himmlischen Jerusalems drängen werden. Swedenborg verspricht seinen Anhängern keine mormonische Polygamie; er dringt vor allem auf Reinheit der Seele und des Körpers; er wird nicht unter dem kommunistischen Proletariat, nicht unter den vornehmen Nihilisten Propaganda machen. Dem Unparteiischen wird aber sein Leben und seine Doktrin zu einer anziehenden Studie, auch wenn er sich mit dem Ausspruch begnügen müßte: non liquet, oder zu dem Faustischen Bekenntniß sich gedrungen fühlte:

Wir sehen, daß wir nichts wissen können.

III.

Verunglimpfung Goethe's
in der
Académie française.

In einer Sitzung des 17. Dezembers 1874 wurde Herr Mezières, der Verfasser einer ausgedehnten Analyse von Goethe's Werken, als Mitglied der französischen Akademie aufgenommen. Die herkömmliche Empfangsrede hielt Herr Camille Doucet, der gerade nicht unter die literarischen Größen Frankreichs zählt, jedoch als Verfasser eines substantiellen Werkes über Louvois einen gewissen Grad von Beachtung in den gelehrten akademischen Kreisen fand. Ueber die Inszenirung der Aufnahme Mezières referirte zwar bereits die Pariserchronik der „A. Allgemeinen Zeitung“ und es dürfte unser Bericht um so überflüssiger scheinen, als wir dem Spott und Tadel, welchen der anonyme geistreiche Kritiker der Allgemeinen über jene Sitzung und speciell über Doucets Rede ausgießt, unbedingt beipflichten. Es streift indeß jenes akademische Turnier so nahe an frühere elsässische Verhältnisse, daß wir uns berechtigt und verpflichtet glauben, zu dem schon ausgesprochenen Ver-

dict noch einige retrospective Bemerkungen beizufügen. Der Korrespondent der „Allgem. Zeitung“ konnte in seiner gedrängten Revue der Pariser Zustände Mitte Dezember des Jahres 1874 den wörtlichen Inhalt des Passus, worin sich Herr Doucet über Goethe auslässt, nicht mittheilen; wir wollen zuvörderst diese Lücke ausfüllen; auch ohne weiteren Kommentar kennzeichnet sie den maßlosen Mißgriff Eines der „vierzig Unsterblichen“; daß aber dieser schnöde Ausfall gegen eine unsterbliche Dichtergröße von der Censur des akademischen Comitee's — die offiziellen Reden werden vor der öffentlichen Sitzung untersucht — zugelassen wurde, ist für uns bis jetzt noch ein Räthsel, das sich nur durch die seit einigen Jahren herrschende gereizte, nationale, einseitige Stimmung erklären läßt.

Herr Mezières, das neu aufgenommene Mitglied der Akademie, hat Studien über Petrarka und Shakespeare veröffentlicht; es werden diese Arbeiten in der Rede Doucets erwähnt; der Uebergang von Shakespeare auf Goethe ergab sich von selbst. Er lautet folgendermaßen:

„In seinem schönen Memoire über Shakespeare betont Herr Guizot absonderlich das naive Unbewußtsein des Dichters, der aus vollen Händen seine wunderbaren Schätze verschwenderisch ausstreut. Hätte wohl Goethe ein solches Lob verdient? Goethe ist ein sehr verständiges Glückskind; er verwaltet sein Vermögen vortrefflich; er berechnet, er spart, gelegentlich streut er sein Geld reichlich aus, doch immer zu einem bestimmten Zweck. Und nun stoßen wir noch auf eine andere Charakterseite, worin Goethe total von

Shakespeare abweicht. In des letzteren Biographie finden sich unerklärliche, dunkle Punkte; allein dieser Umstand übt nicht den geringsten Einfluß auf seine Werke; sind diese doch unpersönlich. Bei Goethe gerade das Gegentheil, diesen Schriftsteller versteht nur wer ihn selber und seine Umgebung kennt." Hier wendet sich Herr Doucet direkt an den jungen Confrater: „Ueber den Schriftsteller und den Menschen haben Sie zwei anziehende Bände veröffentlicht; sie sind vollständig. Beklagen kann ich Sie nicht, so beschwerlich auch ihre Arbeit gewesen; augenscheinlich fanden Sie Vergnügen daran. Das Sujet lag Ihnen überdies offen vor. Goethe verschließt sich nicht; er beichtet gern; er beichtet sogar willig für andere. Der Umgang mit diesem gräulichen Egoisten war gefahrvoll. Wir staunen über die Zahl der Herzen, die er gebrochen, der Bande, die er gelöst. Noch mehr staunen und beklagen wir, daß er zum Bau seiner großen Werke seine Freundschaften und Liebesverhältnisse als gemeine Materialien verbraucht. Bekannt ist der tiefe Schmerz, den Lotte und ihr ehrenhafter Gemahl empfanden, da sie sich dem Pulikum im „Werther" preisgegeben sahen. Man gestattet mir noch die Bemerkung, daß Goethe, bei einer andern Gelegenheit, eine geniale tudeske (allemande) Witzelei auszukramen glaubte, indem er den trefflichen Lavater mit dem Vogelstrauß verglich, aber dadurch seinem eigenen Herzen und Geiste nur ein schlechtes Zeugniß ausstellte. Nur Einen seiner berühmten Zeitgenossen, seinen Rivalen im Ruhmstempel, hat er verschont; — und neben Schiller, nur eine seiner Jugendfreun-

dinnen Fräulein von Kestenberg — aber wie hätte er sich versündigen dürfen an dieser engelreinen Seele!

... „Goethes Leben ist der Roman einer Intelligenz, die alles ergründen, einer Thätigkeit, die alles schaffen will. Dichter, Romancier, Dramaturg war Goethe, und obendrein Finanz- und Kriegsminister, Minister der öffentlienlichen Bauten und — Theaterdirektor. (Wir bitten die ironische Gradation in absteigender Linie zu beachten!) Er versuchte ein Künstler zu werden und unternahm es, ein Gelehrter zu sein (!). Man hat sich damit befaßt, eine „Flora" aus Shakespeare's Werken zu ziehen; warum hat sich dieser Kompilator nicht Goethe zugewendet; er hätte in dessen Opus einen ingeniösen Botaniker, einen mittelmäßigen Anatomen und einen unerheblichen Physiker gefunden. An seines Lebens Ende warf sich Goethe zum Kritiker seiner eigenen Schöpfungen auf. Und hier treffen wir auf den letzten seiner Hausgenossen. Der honette, der treue Eckermann, der Wagner, der Famulus dieses modernen Faust, war begabt mit einem außerordentlichen Gedächtniß; zum Verstehen hatte er hinreichenden Verstand, zu wenig Einbildungskraft zum Erfinden; er hatte mit einem Wort all die Eigenschaften eines zuverlässigen Berichterstatters. Nicht zu verdächtigen ist seine Wahrheitsliebe; die Notizen, die er uns hinterlassen, sind eine treue Stenographie; Eckermann ist kein „Zuhörer", er ist ein ganzes Auditorium; vor ihm spricht Goethe wie ein Professor im öffentlichen Hörsaal. Er rekapitulirt die großen und kleinen Begebenheiten seiner langen Laufbahn, die Männer und die Frauen, die er

seiner wandelbaren Laune geopfert; er kommentirt, er erklärt seine Poesien, seine Romane, sein Theater, Alles was er gesagt, besonders was er sagen wollte; doch vor Allem liegt ihm daran, Adepten für die Mysterien seines „zweiten Faust" zu gewinnen. Er bestimmte diese seltsame Schöpfung zu seinem Kapitalwerk, zur Synthese seines ganzen Lebens. Durch Anhäufung bizarrester Episoden, Symbole und philosophischer Abstraktionen hat er es darin zu einem vollkommenen Bilde des Chaos gebracht. Der gute Eckermann, mit all' seiner Bemühung und des Meisters Kommentar wußte sich nie darin zurecht zu finden. (Sich zu dem Rezipiendar wendend.) Auch Sie, mein Herr, wollten dieses Dunkel beleuchten; verzeihen Sie mir meine Unzulänglichkeit; ich kann nicht entscheiden, ob ihr heldenmüthiger Versuch seinen Lohn gefunden.

„Sie sehen, ich bin etwas strenger als Sie für den Verfasser des Faust; es drängt mich nun, ganz mit Ihnen in Einklang zu kommen. Bei Goethe wiegt eine Eigenschaft viele Fehler auf; er liebte das französische Wesen; er wurde Frankreich gerecht. Im Jahr 1813, als ganz Deutschland sich gegen uns erhob, warf man Goethe seinen Gleichmuth, seine Kälte vor. „Wie hätte ich", sagte er später, „ich, dem Gesittung und Barbarei keine abstrakten Begriffe, sondern Wesenheiten sind, wie hätte ich eine der gebildetsten Nationen gehaßt, eine Nation, der ich einen großen Theil meiner Entwicklung verdanke?" — Leider hat in dieser Ideenreihe Goethe keine Schule unter seinen Mitbürgern gestiftet."

Es trug sich von jeher in der literarischen Welt zu, daß Zwerge sich mit den Riesen zu messen wagten, daß kläffende Hunde gegen den hellleuchtenden Mond ihr unharmonisches Geheul erhoben. Pustkuchen und Menzel suchten sich an Goethe einen paradoxalen Ruf zu erkämpfen; allein sie traten doch in die Schranken nicht ganz waffenlos, und so unzureichend ihr Rüstzeug, es war doch ein Scheinkampf, der sie nicht ganz verunehrte, und einige Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums fesselte. Was aber dem Verfahren des Herrn Doucets einen eigenen Stempel aufdrückt, das ist die stillschweigende Toleranz seiner ältern und jüngern Kollegen; das sind absonderlich die Namen seiner Taufpathen, die ihn mit dem Weihwasser der Unsterblichkeit besprengten.

Zwei bekannte Akademiker verdanken — sie müssen es in camera caritatis eingestehn — besonders dem Einflusse Deutschlands und Goethe's einen bedeutenden Theil ihrer intellectuellen Ausbildung und ihres Werthes. Wie konnten Sie gegen den jüngern Kollegen die Nachsicht bis zur Verläugnung der elementaren Aufrichtigkeit treiben? Warum bedeuteten sie ihm nicht, daß ein solcher gegen Goethe's Bildsäule geschleuderter Hohn auf den vermessenen Schützen zurückpralle, und der berühmtesten Klasse des Instituts gewiß nicht zur Ehre gereiche. Daß wir übrigens nicht die Einzigen sind, die solchem Gebahren entgegentreten, dürfen die Leser unseres anspruchslosen Lokalblattes auf Treue und Glauben annehmen. Angesehene Pariser Blätter, unter anderen der „Temps“ erheben sich bei dieser Gelegenheit über

jede kleinliche Nationalitätsrücksicht, und geißeln verdientermaßen den Begeiferer Goethes und seinen demüthigen Schützling, Herrn Mézières, der sich bescheiden auf seine Eigenschaft, als „unglücklicher Lothringer“, und nicht auf seinen Goethekultus stützte, um seine Aufnahme in das „Heiligthum der Quarante Immortels„ zu erklären. Wie mußten Thiers, Mignet, Remusat, Victor Hugo und andere unbestrittene intellektuelle Größen sich verlegen, ja gedemüthigt fühlen, wenn sie dem unberufenen Verherrlicher Shakespeare's und Verkleinerer Goethe's ein aufmerksames Ohr geliehen.

In eine ästhetische Kontroverse mit Herrn Doucet uns einzulassen, wäre hier nicht am Orte. Die oft wiederholten Gemeinplätze über Goethe's Egoismus sind schon längst Lügen gestraft. Zwar spendet ihm Herr Doucet ein Almosen für seine der französischen Literatur und Gesittung zugewendete Liebe; allein aus solcher Hand ertheilt und mit plattem Nachruf begleitet, verliert es jeden Werth.

Schließlich möchten wir Herrn Doucet auffordern, uns in irgend einem Theile der Werke Goethe's die Assimilirung Lavater's mit einem Vogelstrauß nachzuweisen. Es stellt diese angebliche Citation seiner Ignoranz ein unwiderlegliches Zeugniß aus. Es mochten ihn seine Taufpathen wohl darüber zurechte weisen: aber so genau nimmt man es in einer akademischen Rede nicht; diese Nergelei überläßt man teutonischem Pedantismus.

IV.

Alexandre Dumas (Sohn) u. Pierre Lebrun.

Die Sitzung der französischen Akademie vom 11. Februar 1875 trägt jedenfalls einen gänzlich andern Charakter als die Decemberfeierlichkeit, worin Camille Doucet den eintretenden Collegen Herrn Mezières auf eine für deutsche Literatur so taktlose Weise complimentirte. Alexander Dumas, der jüngere und Graf d'Haussonville, diese Namen haben allein einen ganz andern Klang als die obenerwähnten; und so wenig auch Schreiber dieser Zeilen mit beiden Alexander Dumas, Vater und Sohn, sympathisirt, so wenig eigentliche Bewunderung ihm der eine und der andere einflößt, fühlt er sich dennoch zu dem Geständniß gedrungen, daß sie eine ganz andere Stelle in der französischen modernen Literaturgeschichte einnehmen, als der lothringische Kritiker, und der, ich weiß nicht woher stammende Verkleinerer Goethes. Der unerschöpfliche Romanen- und Theaterfabrikant, der Halbneger Alexander Dumas Vater, hat jahrelang dem lesenden und schaulustigen Publikum Stoff zur Unterhaltung geliefert, zwar nicht wie der schottische, belehrende, in jedem Familiencirkel willkommene Trovatore, nicht, mit einem Worte

wie Walter Scott, aber doch lebhaft anregend und gestaltenformend, und diesen Geist hat er seinem Leibeserben hinterlassen. Der jüngere Dumas dagegen betrat auf dem Theater keck und oft frevlerisch eine neue Bahn; er prägte eine neue gangbare Scheidemünze aus dem unerschöpflichen mit Silber angehauchten Kupfer des Lasters, und imponirte seine Waare allen Schaubühnen der civilisirten Welt. Durch sein kühnes Auftreten hatte er Bedeutung gewonnen; den Vater hatte die Akademie vielleicht unter seinem reellen Werthe geschätzt; im Sohne wollte sie einigermaßen ihr Versehen gut machen; und dieser legte die grünen Palmen zu den Füßen seines Erzeugers nieder. Schon dieser modeste Eingang seiner akademischen Aufnahmsrede hätte ihm die Gunst des Auditoriums zugewendet, wäre sie ihm nicht durch eine besondere Gruppe seiner Zuhörerschaft gesichert gewesen; bestand diese doch aus den Spitzen der Schauspielerwelt, aus den verkörperten, anmuthigen Gestalten seiner Theaterheroinen. So war, vor Jahren, die Aufnahme Scribe's zu einer Theater-ovation geworden. Der eigentliche Kern von Alexander Duma's Rede hob sich nicht über die Sphäre des Paradoxen; er warf sich zum Vertheidiger der Moralität seiner Theaterstücke auf: „er habe die Gestalten, die Originale der ihn umgebenden Gesellschaft treu abkonterfeit und sei für das Wurmstichige in deren Benehmen und Haltung nicht verantwortlich. Unschuldige junge Mädchen führe kein vorsichtiger Familienvater in das Schauspielhaus“ . . — Auch der feine taktvolle Grandseigneur, der ihm antwortete,

der Graf d'Haussonville, schien halbironisch diese Apologie mit hinzunehmen; der Glanzpunkt seiner Rede lag indeß in der Schilderung des Charakters und in der eingehenden Analyse der Werke des verstorbenen Akademikers, dessen Fauteuil Alexander Dumas Sohn einzunehmen berufen war. Pierre Lebrun, (*) der bis in sein 88. Jahr den Sitzungen seiner Collegen beiwohnte, und noch zur Hälfte einer verschwundenen Literaturperiode angehörte, bildete zu dem jungen revolutionären Candidaten oder Ersatzmann einen merkwürdigen Kontrast, als Charakter und als dramatischer Dichter. — Ehrenhaft, im strengsten Wortsinne, zwischen die afterklassische und die neuromantische Schule eingezwängt, hatte Lebrun durch die Einführung von Schiller's Maria Stuart auf das théâtre français, seinen Haupttriumph gefeiert (1820), und war durch den Cid d'Andalousie (1825) mit Corneille einen ungleichen Wettstreit eingegangen. — Mit seinen poetischen schwungvollen Erinnerungen aus Griechenland, (voyage de Grèce 1828) betheiligte er sich als sentimentaler Philhellene, lyrischer und beschreibender Dichter. Nach 1830 war er als Direktor der königlichen Buchdruckerei, unter dem zweiten Kaiserreich als Senator beinahe verschollen, bis sein späterfolgtes Hinscheiden noch einmal seinen Namen ins Gedächtniß der jüngeren Generation zurückrief. — Fast im Knabenalter, vor mehr als 70 Jahren, war ihm das Glück beschieden,

(*) Das weitere über Pierre Lebrun in nachfolgendem Aufsatz: „Lamartine" betitelt.

durch eine panegyrische Ode auf den Sieger von Austerlitz die Aufmerksamkeit zu fesseln. Durch seine Trauerode auf den Tod des Gefangenen von St. Helena stellte er sich nicht unwürdig den lyrisch-elegischen Ergüssen von Lamartine, Victor Hugo, Manzoni, Byron an die Seite. — Pierre Lebrun war kein poetisches Genie, doch ein merkwürdiges Talent, und ihm bleibt immerhin das Verdienst in Frankreich einer der bahnbrechenden Literatoren gewesen zu sein, die der ausländischen Dichtung Gerechtigkeit zu Theil werden ließen. Wer den unerträglichen Fanatismus und die Pedanterie der sogenannten klassischen theatralischen Periode kennt, wird die Bemühungen Lebruns zu würdigen wissen, obgleich in seiner Maria Stuart Schillers Charakterschilderungen und Lyrik sehr abgeschwächt erscheinen. Leicester ist dem Geschmack des absurden Theaterpublikums zu Liebe umgemodelt worden; das Schwankende in Schiller's Leiceister verwischte Lebrun und doch gelang es nur dem ungemeinen Talente des eminenten Schauspielers Talma, den Günstling Marias für die damaligen Zuschauer annehmbar zu machen.

Als Gesellschafter, als Privatmann, war Pierre Lebrun eine der anziehendsten Erscheinungen in den letzten Jahren der Restaurationsepoche. Selbst dem männlich schönen Lamartine konnte er sich füglich an die Seite stellen; vor dem Sänger Elvirens hatte er die unbescholtene Honorabilität voraus. Im Leben wie im Dichten wußte er das richtige Maß einzuhalten. Mit seinem Busenfreunde Achille Duparquet und dem nachmaligen Präfekten Aubernon hatte er,

als Sensale, ein nach jetzigen Begriffen höchst bescheidenes Vermögen erworben, ließ sich daran genügen, und führte im lieblichen Champ-Rosay, zwischen dem rechten Ufer der Seine und dem Walde von Sénars, ein idyllisches Einsiedlerleben, nur zeitweilig unterbrochen durch Besuche der jungen Redaktoren des „Globe", oder des schon alternden Béranger, und der in nahem Umkreis wohnenden aristokratischen Repräsentanten der orleanistischen Opposition. Es war die feinste Blüthe der französischen hohen Gesellschaft; wer den Anhauch jener Atmosphäre gefühlt, in jene privilegirten Zirkel aufgenommen war, kann vor Allen die damalige französische Bildung würdigen, und beklagen, daß sie theilweise im Schlamm und den Miasmen des zweiten Kaiserreichs verkam.

Es ist ein weiter abschüssiger Weg, der von jenen nobeln Dichter- und Jünglingsgestalten zu den heutigen politischen und literarischen Schwindlern herabführt.

V.

Lamartine.

Man beabsichtigt in Paris dem unsterblichen Dichter Lamartine eine Denksäule zu errichten; mit vollem Rechte; werden doch in Frankreich und anderen Ländern, so vielen Sternen dritter und vierter Größe, so vielen sehr zweifelhaften Größen Densteine, Büsten und Inschriften gesetzt. Dem allberühmten lyrischen Sänger, dem Redner, dem Improvisatoren, dem Geschichtsschreiber, dem Staatsmann, der drei Monate lang den Volkssturm durch seine Orpheusstimme einlullte, ist man wohl eine Statue schuldig, auf hoher Colonne, eine goldene Lyra im Arm, zu seinen Füßen die beschwichtigte Hydra.

Zu ebenangedeutetem Zwecke wurde am Sonntag den 16. März 1876 eine zahlreiche Versammlung in das Theater de la Porte St. Martin geladen. Unterschriften, goldschwere, wollte man zu dem Denkmale sammeln. Der Festredner, der Aufrufer in diesem Areopag war kein geringerer als der zeitweilige Vorstand der französischen Akademie, der allbeliebte Conférencier Legouvé, er selbst Dichter, Sohn und Erbe eines bekannten

Dichters, des geflügelten Wortes Herr wie wenige; an jenem festlichen Morgen übertraf er womöglich seine früheren Leistungen in dem Fache der beinahe extemporirten Panegyrik; denn es war im Grunde halb eine einfache Unterhaltung, halb ein enthusiastisches Lobgedicht auf Lamartine; die Schattenseite im Charakter und in der politischen Laufbahn des „Unsterblichen" umschleierte Legouvé mit einer Virtuosität ohnegleichen. Vor den Augen der gewählten Zuhörerschaft erstand wie in karrarischen, fleckenlosen Marmor gemeißelt, oder in unverwüstliches Erz gegossen, die olympische Figur des Hingeschiedenen; aus seinen Augen sprühten, wie zur Zeit als er hienieden wandelte, die Funken des genialen Denkers; um den feinen Mund spielte das anmuthige bezaubernde Lächeln; auf seiner Stirne ruhte ein Abglanz der höhern Sphären; zu seinen Füßen hingegossen lagerte die entzückte Menge und bezahlte mit reichlichen Zinsen eine verjährte Schuld; denn Lamartine war in seinem höhern, niedergedrückten Alter wo nicht vergessen, doch halbverlassen in den Hintergrund der öffentlichen Bühne getreten; die Sonne hatte sich in einen Wolkenflor verhüllt; nun erschien sie wieder, hervorgezaubert von einem gefühlstrunkenen, doch geistesklaren Freunde und begrüßt von einer enthusiastisch gehobenen Versammlung.

Die jetzige Generation in Frankreich und in Deutschland, in dem ganzen gebildeten Europa hat von fernher keine Ahnung von dem Eindruck, der sich im Jahre 1820 an das erste Erscheinen der Méditations poétiques knüpfte. Die Schwärmerei für den jugendlichen Lyriker verstieg sich bis zum sanften

Wahnsinn. Ich glaube nicht, daß der „Werther-Enthusiasmus“ ein gleiches Schauspiel bot; er zündete vorerst nur in Deutschland, nur in der deutschen Frauen-, Mädchen- und Jünglingswelt; Lamartine riß, nach kurzem ohnmächtigen Widerstand der klassischen Koterien, alles mit sich fort. Talleyrand, der kalte, berechnende, liebeleere Talleyrand, bewillkommnete den elegischen Sänger der platonischen Liebe; Casimir Delavigne, der gefeierte französische Tyrtäus, der Abgott der liberalen Jugend, sandte dem Legitimisten Lamartine seine poetische Episteln; Béranger, der epigrammatische sinnliche Liebhaber der Pariser Grisetten, der für die napoleonische Legende schwärmende Béranger, nannte den Hasser Napoleon's seinen Freund; die schönsten geistreichsten Frauen und Jungfrauen der Hauptstadt und der Provinz scheuten sich nicht dem noch in voller Jugendschönheit prangenden Sänger der Elvire offne Liebeserklärungen, platonische und halbplatonische in die Ohren zu flüstern, Verse in ihr Album, Haarlocken für besseres Gewahrsam zu erbitten; es war eine Abgötterei ohne Gleichen. Der Halbgott ließ sich — zu seiner vollen Ehre sei es gesagt — von dieser verführerischen Atmosphäre, die sich jahrelang fast in gleicher Temperatur hielt, nicht betäuben; er blieb der treue Gatte einer puritanischen Engländerin, der zärtliche Vater einer im frühen Mädchenalter abgeschiedenen Tochter; der Freund seiner, neben und hinter ihm ins Dunkel zurücktretenden Jugendfreunde; er erklomm langsam, aber stätig, immer höhere Sprossen auf der Leiter der Dichtung, und schien nur auf den Gipfel des Par-

nasses das Auge zu heften. Diese goldenen Jahre der Laufbahn des Gefeierten, von 1820 bis zu seiner ersten Orientreise, dem Pilgerzuge unter die Cedern des Libanons, und in die von der Pest heimgesuchten Mauern Jerusalems, verwerthet der Panegyriker nach Gebühr, und so überschwenglich der Tribut, den er dem Verfasser des „Todes von Sokrates", „des fünften Gesangs von Childeharold", „der harmonies poëtiques" zollt, so gerechtfertigt bleibt doch die unbedingte Lobeshymne.

Aber Legouvé feiert nicht allein den Dichter, welcher noch an seine frühesten Leistungen die epische Idylle „Jocelyn" und die lyrischen „Recueillements" reihte; in seinen Augen ist Lamartine eben so groß als politischer Redner, Deputirter, praktischer Specialist, Historiker und Staatsmann. Der Wendepunkt in Lamartine's öffentlicher Laufbahn, in seiner ganzen Persönlichkeit tritt ein während seiner Reise. Darauf hinzudeuten hatte Legouvé entweder keine Zeit oder keinen für ihn gültigen Beweggrund; die lange Unterredung Lamartine's mit Lady Esther Stanhope, in ihrer feenhaften Bergvilla, gestattet einen kostbaren Einblick in die damalige Gemüthsverfassung des Reisenden. Schon damals wendet er sich vom Katholicismus zu liberalen Ansichten, fast zum Pantheismus. Lady Stanhope durchschaut ihn, mehr als Er sich selber. Wenig Monate später äußert sie gegen einen der berühmtesten St. Simonisten: „Herr von Lamartine raisonnirt viel zu sehr über seinen Glauben; dieser ist ihm schon abhanden gekommen." Dann ergeht er sich über Europas Zukunft in prophetischen Ge-

sprächen, die seinem Scharfblick Ehre machen, aber schon einen halben Abfall, eine unwillkürliche Untreue gegen die Muse seiner Jugend andeuten; er fühlt sich berufen, mitzuarbeiten am Webstuhl der Zeit; er will wenigstens eingreifen in die Geschicke seines engeren Vaterlandes. Was ihn, ich will nicht sagen: kränkte, aber ihm doch empfindlich auffiel, war die totale Unkenntniß der Lady Esther, der Nichte Pitt's, mit des „Dichters" Vergangenheit. Schriftlich hatte er sich angekündigt durch einen merkwürdigen, mit Tacitischer Prägnanz geschriebenen Brief; die Audienz, um die er ansuchte, wurde ihm durch rückkehrenden Boten gewährt; aber es enthielt die Antwort nicht die geringste Anspielung auf seine Eigenschaft als gefeierter europäischer Dichter. Ohne die geringste Ruhmredigkeit konnte er zu der Königin von Palmyra sagen: „Wie nichtig ist doch der Weltruf! „Es steht ein Mann vor ihnen, Milady, dessen Verse „in Frankreich von tausend und abertausend Lippen „flossen! ... Das hieß mit andern Worten; „Hätte „ich die geringste Rolle als Minister in Englands „Parlament oder Frankreichs Kammern gespielt, hätte „ich als General im Kaukasus, in Algerien oder In„dien kommandirt, da wäre mein Name wohl zu „ihnen gelangt; so aber bin ich für meine Mitbürger, „für das Publikum nur ein Verseschmied; für Sie, „Milady, bin ich nichts."

Der Wurm des politischen Ehrgeizes nagte schon in den Eingeweiden Lamartine's; so schmeichelhaft der Empfang bei der romanesken Einsiedlerin für den geistig und körperlich ausgezeichneten Gesellschafter

sich auf der Stelle gestaltete, Eines stand gewiß in seinem Geiste fest, als er von dem Felsensitze wieder nach Beyruth zu Frau und Tochter herunterstieg; „der Name Lamartine soll noch, auf anderem Wege, „als durch elegische Modulationen in deine Einsam-„keit eindringen, Königin der Wüste.“

Er hielt Wort.

Noch ein anderer Wendepunkt knüpft sich an seine Orientreise. Ein hitziges Fieber rafft, zu Beiruth, in wenig Tagen seine einzige Tochter hin; der erste unüberwindliche Kummer schlägt seine Krallen in den Busen des verzweifelnden Vaters! die Strophen, die ihm den Schmerz eingiebt, arten aus in ein wahnsinniges Jammern, welches der Mutter Julia's den schlagenden Beweis geben mochte, daß sie nur die zweite Stelle im Herzen ihres Mannes inne hatte. Lamartine behauptet in einer Note seiner Reiseskizzen — und wir können es ihm auf sein Wort glauben —, daß er diesen Ausbruch der Empörung gegen die Vorsehung oder das Schicksal nie wieder zu lesen wagte. — Er kehrte nach Europa heim, über Konstantinopel und den Balkan; am Fuße des Gebirges, ich glaube in Philippopel, wird er vom Fieber befallen, und kommt erschöpft mit halbergrautem Haar, in das französische Gesandtschaftslokal zu Wien, wo die befreundete Familie des damaligen Botschafters, Grafen v. St. Aulaire, ihm ihre sympathische Theilnahme spendete. Hatte er doch in derselben Familie zu Paris bereits vor zwölf Jahren seine ersten Lorbeeren eingeheimst, noch bevor sein Name wie ein Lauffeuer durch die Salons der Hauptstadt sich verbreitete.

In Frankreich, nachdem er den Sarg Julien's in Marseille abgeholt, und auf seinem Landgut in St. Point beigesetzt, beginnt nun für ihn die zweite, großartigste Epoche seines Lebens, Ende 1833, mit Eintritt in die Deputirtenkammer, und schließt mit den fürchterlichen Junitagen 1848. Auf den Barrikaden wünschte er zu sterben, als Vertheidiger der bedrängten Gesellschaft; aber der Tod verschmähte ihn — so lautete vor 29 Jahren das grausame Verdikt Cuvillier Fleury's, des Erziehers des Herzogs von Aumale, des Freundes der Orleans.

Dieser fünfzehnjährige Abschnitt wird von Legouvé zur Glanzperiode in Lamartine's Leben gestempelt. Den sachkundigen, stets schlagfertigen Redner, den uneigennützigen Staatsmann hebt er zum Theil mit Recht in die Wolken; nur verschweigt er, seinem Systeme getreu, die schwarzangestrichenen Schlachttage des parlamentarischen Redners und betont blos die vom ihm in einer unheilschwangeren Krisis geleisteten Dienste.

Im Anfang stand Lamartine ganz allein in der Deputirtenkammer; er hatte in seiner Antrittsrede die Erklärung abgegeben, daß er zu keiner politischen Partei gehöre, daß er, je nach seiner Ueberzeugung für oder wider das Ministerium stimmen werde, daß ihn die täglichen parlamentarischen Erörterungen ganz kalt ließen, und nur die höheren humanitären Fragen an sein Herz schlügen. Zur Bekräftigung seines Glaubensbekenntnisses sprach er höchst ernste Mahnungen aus über die Lage der Türkei, die er so eben bereist. Der blendenden, halblyrischen Rede wurde

gnädiges Gehör geliehen; aber da man in Frankreich, wie anderswo, bei keiner höheren Intelligenz willig eine doppelte Befähigung vermuthet oder anerkennt, wurde Lamartine zum Voraus als Rhetoriker von der politischen Scene bei Seite geschoben, und beinahe geringschätzig behandelt.

Aber die überwältigende Macht seiner natürlichen Redegabe, seines Ideereichthums, seiner im Stillen erworbenen mannichfachen Kenntnisse, die sich auch im praktischen Fache bethätigten, durchbrach die Eiskruste; man mußte ihn anhören; bekrittelt wurde er wohl, aber nicht todtgeschwiegen; es schaarte sich nach und nach um ihn eine Elite Gleichgesinnter; er wurde zum « Chef de file ». Noch ist in den Reihen einiger Ueberlebenden die Erinnerung an seine prachtvollen Reden über die Abschaffung der Todesstrafe und der Sklaverei, über die Findelkinder, über die Mängel der französischen Universität, über die größeren Güterkomplexe, über Douanen und Tarife in lebhaftem Andenken. Er bekämpfte die unheilverheißende Befestigung von Paris. Dem Ministerium Thiers (1. März 1840) verkündigte er von allem Anfang einen unvermeidlichen, baldigen Sturz, und blieb seinem Grundsatz, zu keiner ausschließlichen Fahne zu schwören, in allen Lagen treu.

Doch in seinem eigenen Geiste vollzog sich eine Umwälzung, die für ihn, für die Kammern und das ganze Land unvorhergesehene Folgen in ihrem Schooße trug. Lamartine's Streben als Politiker, und sein Dichtertalent waren dem König Ludwig Philipp zuwider: er fand bei Hofe die Anerkennung nicht, auf

die er zweifelsohne gerechnet; Zwischenträgereien erbitterten den von Natur aus milde Gesinnten. Im Stillen hatte er vermuthlich auf einen hohen Gesandtschaftsposten oder die Präsidentschaft der Kammer gehofft; verwickelte Vermögensumstände steigerten seinen Unmuth; genug, im Laufe des ersten Lustrums nach 1840 wendete er sich von dem Juli-Königthum ab und betrat seine eigene Bahn. Sie sollte ihm zu größerem Weltruf, aber nicht zum Segen gereichen.

Als er sich zur offenen Opposition wendete, hatte ihn, unter Andern ein befreundeter, sehr ergebener Kollege, Schützenberger, der Maire von Straßburg, inständig gewarnt, ihm die ernsten Worte zugerufen: „Herr von Lamartine, Sie werden diesen Schritt bereuen".

Im Jahre 1848 mußte wohl Lamartine die Richtigkeit und Vollgültigkeit der Warnung, die ihm von mehreren Seiten zukam, anerkennen; denn in seinem Unmuthe, nach oder während den Junitagen, brach er in den Angstschrei aus: „Dieses Volk zerrinnt wie Sand zwischen den Händen; auf den Stufen des Thrones Ludwig Philipp's zu sterben, das war meine Pflicht."

Während seinen Mußestunden zu St. Point und einer längeren Vileggiatur auf der Insel Ischia schrieb er (1845 bis 1846), improvisirte er vielmehr, seine verhängnißvolle Geschichte der Girondins, diese fast unwillkührliche Beschönigung der Schattenseite der Republik und der Revolutionsmänner. Legouvé, der diesen Fleck von seinem verherrlichten Freunde nicht ganz abwischen kann, behauptet, es sei dies Werk nur

die Verherrlichung der Prinzipien von 89. Cuvillier Fleury erwidert ihm, mit unwiderstehlicher Wahrhaftigkeit: „Ja! nur hat er die Guillotine vergoldet und den Henker in einer Glorie verklärt."

Die Veröffentlichung der Girondins, kein volles Jahr vor der Februarrevolution, war nicht nur eine literarische, es war eine politische Begebenheit: den Verfasser begrüßte derselbe Enthusiasmus, der acht und zwanzig Jahre vorher den Dichter der méditations poétiques in die Wolken hob; das Publikum der Mittelklassen schien wie mit Blindheit geschlagen; es bejubelte den geschichtschreibenden Dichter, als hätte er unumstößliche Grundprinzipien zum erstenmal verkündigt und verkannte Größen in ihr wahres Licht gestellt. Denker und bis dahin wohlwollende Gemüther wandten sich ab, tiefbestürzt; sahen sie doch in dem farbenprangenden dramatischen Gemälde ahnungsvoll nur das Vorspiel der schon ausgerüsteten Revolution des 24. Februars und der erschütternden Szenen in der Deputirtenkammer, als Lamartine die todesmuthige deutsche Fürstentochter, Helena von Orleans, abwies und nach dem Rathhaus eilte, mitten in der empörten Volksfluth das Steuer zu ergreifen. Die Fakten überboten leider die Voraussicht des schlimmsten Pessimismus; Lamartine war der geheimnißvollen Gewalt anheimgegeben, die über der Menschen Geschick gebietet. Doch hier, mitten im Sturme, zeigte er sich als Mann, als Held.

Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinæ.

Daß er Vieles zu sühnen, Alles zu retten hätte, das fühlte er vom ersten Augenblicke an, inmitten seiner unheimlichen Genossen der provisorischen Regierung, den systematischen, pausbackigen Aufwieglern, den falschen oder fanatischen Volksfreunden. Hier war er groß in des Wortes schönster Bedeutung. Daß er sein Leben jeden Tag in die Schanze schlug, dazu war er verpflichtet; immerhin bleibt es merkwürdig, mit welcher stoischen Gemüthsruhe, in den kritischen Momenten, er dieser Verpflichtung treu blieb. Ich habe mehrere Augenzeugen aus den entgegengesetzten politischen Lagern gesprochen, die sich auf dem Platze des Pariser Rathhauses befanden, als der hochherzige Tribün, der poetische Diktator, der Cola Rienzi redivivus die rothe Fahne der Aufständigen von sich stieß, während unzählige Flinten aus der Nähe und Ferne ihn zu ihrem Zielpunkt wählten. Nicht eine Spur von Beklommenheit zeigte sich auf dem verklärten Antlitz, eine höhere Macht trug ihn, es war das erste Symptom der niedergeworfenen Kommune, die an jenem Tag ihr Medusenhaupt zu erheben wagte.

Ich schreibe hier keine Biographie von Lamartine, nur einige Züge aus den inhaltschweren Tagen der viermonatlichen Diktatur (Februar bis Juni 1848) erlaube ich mir herauszugreifen und hier wenigstens Legouvé's Panegyrik in ihr Recht einzusetzen. Lamartine gab als Einsatz in das verzweifelte Kampfspiel nicht nur sein schon verfehmtes Leben, er opferte, was viel kostbarer, seine Popularität, er gab seinen Nachruhm preis, er mochte sich zurufen: „Das Leben

ist der Güter höchstes nicht". Dem Sturm Trotz zu bieten, einen Theil seiner verheerenden Macht abzulenken, mußte er sich zu dem gefährlichen Mittel des Einverständnisses mit einem der Hauptführer, mit Sobrier, verstehen. Die Gewalt seiner Beredtsamkeit und seiner schlagenden Gründe bewog an einem der kritischen Tage jenen ehrlichen Parteigänger, sich von den äußersten Radikalen zu trennen, vom Angriff auf das Rathhaus abzustehen und Paris vor Plünderung und Brand zu bewahren. Lamartine's Strategie blieb kein Geheimniß; er hatte sich mit den Verschwörern abgefunden, wie der Blitzableiter mit dem Gewitter. So lautete der metaphorische, aber doch wörtlich wahre Ausdruck in seiner Vertheidigungsrede; allein dieses offene, stolze Geständniß brach ihm vollends nach den Junitagen den Hals.

Am 3. Mai — für das Begebniß steht Legouvé ein — am 3. Mai, dem Eröffnungstag der Assemblée nationale, lag diese legale Repräsentation des Volkes zu Lamartine's Füßen. Man bot ihm die Diktatur, die alleinige, wohl verstanden, wenn er seine übrigen bisherigen Kollegen verläugnen wollte. Als er am Morgen des kritischen Tages aus dem Thore seines Ministeriums des Aeußern, trat, mit dem festen Entschlusse, den Tribun Ledru Rollin, der ihm persönlich verhaßt, nicht zu verläugnen, und ihn abzuziehen von der gefährlichen Gemeinschaft mit den Radikalen, sagte er ahnungsvoll zu seinen Begleitern: „In Kurzem wird man mich schmählich ins Kehricht werfen."(*) Und

(*) Sous peu je ne serai bon qu'à jeter aux chiens.

in der That, in wenig Tagen, in wenig Stunden ging seine Popularität bei den Conservativen auf die Neige. Mit vollem, klarem Bewußtsein hatte er, zur Rettung der Hauptstadt, zur Rettung Frankreichs seine politische Laufbahn zerstört. Wohl mochte er noch im Herzensgrunde sich schmeicheln: So schnell könne sein Stern doch nicht erbleichen ... seine naive Uneigennützigkeit steht jedoch über jeden Zweifel erhaben. Die undankbaren Monarchisten vergaßen, daß sie den Kopf auf ihrem Nacken dem beargwohnten Verschwörer Lamartine verdankten; der wankelmüthige Pöbel hatte auf der Stelle sein ephemeres Idol zum Volksverräther gestempelt.

Doch muß man immer die Frage aufwerfen: Wie konnte es geschehen, daß der titanenhaft vermessene, und doch nur humanitäre Zwecke verfolgende Idealist, der hundert Tage lang die Geschicke seines großen Vaterlandes in Händen trug, so schnell vom Gipfel seiner Macht heruntergerissen, in die Schattenwelt abgeschiedener Größen geschleudert wurde.

Mit einem Worte erklärt sich das Räthsel. Lamartine war — das Verdammungsurtheil ist hart — Lamartine war von Jugend auf ein schlechter Haushalter. Für ihn war das Leben stets ein Hazardspiel; ihm gegenüber verliert das geistreiche Wort St. Marc Girardins jede Geltung. „Ich kenne“, sagte der puritanische, korrekte Kollege, „ich kenne Unzählige, die wie Lamartine Schulden machen, aber keine méditations poétiques dichten.“ „Schon gut“, dürfen wir erwidern, „aber wenn das gedankenlose Nichtrechnen in geometrischer Progression fortschreitet,

wenn zur Befriedigung eines unwiderstehlichen Wohlthätigkeitsdranges ein mehrmals durch Erbschaft restaurirtes Vermögen immer wieder in die Brüche geht, wenn dienstwillige Freunde mit in den Strudel gerissen werden, wenn bisweilen die Ungeduld sich der Gläubiger bemächtigt, da ist auch für einen Legouvé die Beschönigung des unvorsichtigen Abgotts nicht möglich: da schließt auch die treueste Freundschaft nicht mehr die Augen vor dem gähnenden Abgrund der verzettelten, verschleuderten Habe.

Lamartine selber hat in seinen naiven Bekenntnissen von seiner frühesten verschwenderischen Anlage gesprochen: es wäre unliebsam diese Andeutungen im einzelnen zu wiederholen; sie würden ein ungünstiges Licht werfen auf seinen Charakter, der im Grund sich in unbegrenzte Güte auflöste. Wohlbekannt ist die splendide Gastfreundschaft, die, so lang es nur anging, in St. Point an der Tagesordnung war, und wo auch hin und wieder Mitgliedern der Bohême littéraire die Thüre offen stand; bekannt der Pferdeluxus, dem der unermüdliche geistige Arbeiter, zum Theil aus hygienischen Gründen, mit Unmaß fröhnte.

Weit entfernt, die Vorwürfe und Anklagen der Gegner Lamartines zu wiederholen, finden wir eher den Beneideten in hohem Grade beklagenswerth. Welch' ein Abstand zwischen seiner frühern glänzenden und seiner spätern Existenz! Wie schwer mußte es ihm fallen, in der Verlegenheit seines höhern Alters, die Hilfeleistung des Kaisers anzunehmen, den er als Todtengräber der Freiheit nicht lieben und nicht achten konnte. Hätte dem gebenedeiten Dichter die

Fee, die über seine Wiege sich beugte, zu den überschwenglichen Gaben des Genius nur ein Quentchen besonnener, verständiger Vorsicht gegönnt, er wäre demantfest im Kampfe ums Dasein aufgetreten; unerträgliche Demüthigungen blieben ihm dann erspart. Statt der aufreibenden Sklavenarbeit, wozu er, seinen Verpflichtungen nachzukommen, noch im Greisenalter sich selber verdammte, hätte er wohl noch manche unverwelkliche Blätter geflochten in seinen Lorbeerkranz: wer weiß, er hätte, wie Thiers, noch mitarbeiten können am Wiederaufbau seines unglücklichen Vaterlands.

Man verzeihe mir, daß ich unversehens abschweife auf das Feld der Hypothese. Wie unendlich viel, das zu Tage liegt, hat Lamartine in dem Fache der lyrischen, didaktischen, epischen, beschreibenden Dichtung geleistet! Mit welch' bezauberndem Schimmer hat ihn hier sein Lobredner übergossen! Und dennoch scheint mir Legouvé gerade hier seinem Freunde nicht ganz gerecht zu werden. Den noch lebenden Victor Hugo setzt er, in der Schätzung der Mitwelt, auf eine höhere Stufe; auch dem abgeschiedenen Lyriker Alfred de Musset weist er eine fast höhere Rangordnung an. — Mit diesem Urtheile bin ich nicht ganz einverstanden. Daß Musset bei der jetzt florirenden Jugend sympathischer anklingt als der elegische Sänger Elvirens, mag sein; aber seine sinnetrunkenen Helden und Mädchen werden schon längst, wo nicht vergessen, doch in den Hintergrund der französischen Literaturgeschichte getreten sein, oder nur geschätzt werden von gleichgesinnten hysterischen Genossen; wenn die reine

Gestalt der Geliebten Lamartine's an Petrarca's Laura oder Dante's Beatrice geschmiegt, fortleben wird im Gedächtniß und Herzen der weiblichen Nachwelt. Und wer wird in hundert Jahren die unendlich gedehnten paradoxen Romane Victor Hugo's durchblättern? Wer seine psychologisch und geschichtlich unwahren Tragödien noch auf der Schaubühne treffen? Wer seine schwulstigen, gongorischen Gedichte deklamiren, oder nur genießbar finden? Einen gewichtigen Kritiker, den Verfasser des „Pfingstmontags", hörte ich einst behaupten: mit seinen zwei kleinen Bändchen lyrischer Gedichte würde Schiller sicher im Tempel der Unsterblichkeit seine Stelle behaupten; dasselbe möchte ich von den méditations poétiques aussprechen.

Aere perennius!

Rührend ist Legouvé, wo er uns Lamartine's Auftreten inmitten seiner Winzer, Pächter und Arbeiter schildert. Da fühlt man sich ganz geneigt, seinen unerschöpflichen Wohlthätigkeitssinn zu preisen und, wie Er selber, die Augen zu schließen auf dem abschüssigen Wege, den er wie ein Nachtwandler betreten. Wohl ist es erlaubt, nur in anderm Sinn, den evangelischen Ausspruch zu wiederholen: „Ihm wird viel vergeben, denn er hat viel geliebt!" Auch die jüngst von einer Nichte Lamartine's, von einer wahren Antigone, veröffentlichte bändereiche Correspondenz des großen Todten bestätigt auf viele Seiten hin das Lob, das ihm nunmehr gespendet wird. Schritt für Schritt folgt man dem Gange seines intimen Lebens, bewundert seine Arbeitskraft, seine positive Prophetengabe, beklagt den Zwiespalt zwischen

seinem Wollen und Können, das Scheitern seiner Hoffnungen, belächelt seine kindlichen Illusionen über die Fortschritte der Humanität. Es ist das ergreifende Bild einer prachtvoll ausgestatteten Natur, einer für tropische Zonen ausgestatteten Pflanze, die unter dem kalten Hauche des Nordens verkümmern muß.

Mehrere Male, während ich von dem Panegyriker angeregt, mir die einzelnen Momente des französischen genialen Mannes wieder vergegenwärtigte, drängte sich mir der Gedanke auf: Wie hätte sich, wäre er in gleichen Verhältnissen geboren und erzogen, Göthe benommen? Welche Richtung hätte er eingeschlagen und welche Resultate erzielt? Er, der auch wußte, was Wohlthätigkeit war und zu geben verstand, er, dem Fürsten- und Volksgunst gelächelt und Frauengunst reichlich entgegenkam, er der sich auch zum Volksredner berufen fühlte, und den geschichtlichen Aufgaben seines Jahrhunderts nicht entfremdet blieb, er hätte vor allen Dingen Maß gehalten; er hätte nicht auf der Tribüne sich zum Umsturz des Bestehenden hergegeben; unendlich reicher und vielfältiger von Apoll und den Musen ausgestattet als der Schöpfer und Pathe Jocelyn's, wäre er nie seinem eigentlichen Berufe untreu geworden, er hätte nie und nimmer die Perlen seines Genius auf einen oft schmählichen Grad verzettelt, oder in Rauschgold gefaßt; nie und nimmer hätte er seine Ansprüche auf Dichterruhm auch nur vorübergehend preisgegeben. — Auf einer hundertmal größeren Schaubühne als im kleinen, einsamen Thüringerwalde, hätte er sich keine titanischen Träume in die Wirklichkeit einzuführen

erlaubt; diese Träume hätte er in der Faustischen und Prometheischen Dichtung geborgen; als Sieger über sich selbst wäre er hervorgegangen. Sein ganzes Leben und Wirken hätte sich im Reflexe einer total von Deutschland verschiedenen Gesellschaft anders aber nicht schöner gestaltet als in der deutschen Heimath. Es ist, um meine innerste Ueberzeugung auszusprechen, für ihn und für die Nachwelt ein unberechenbares Glück, daß die ganze Entfaltung seiner intellektuellen Kräfte sich in Deutschland vollzog. Er gewann dabei an Intensität, was er vielleicht an blendender Ausdehnung verlor; der rührend einfache Dichterbund der beiden deutschen Geistesheroen hätte sich in den Pariser Salons, in den Alleen von Versailles, oder den Prachtvillen der näheren und ferneren Umgebung von Paris nicht mit derselben Innigkeit geschlossen; dazu waren die friedlichen, anspruchslosen Ufer der Ilm viel besser geeignet; das geistige Wesen dieses Verhältnisses, das England unparalleled nennen würde, blieb ungestört und unabhängig von äußerem Glanze; das liebenswürdige Fürstenhaus von Weimar entlieh seine Ansprüche auf Unsterblichkeit von dem Doppelgestirn der poetischen Dioskuren, und erwiederte, belohnte mit echt menschlicher Zuneigung diese verheißungsvollen Strahlen.

II.

Meine persönlichen Beziehungen zu Lamartine.

Wie sehr das Elsaß, die gebildeten Städter besonders, vom Lamartine'schen Einfluß vor einem halben Jahrhundert berührt worden, das ist eines

jener Fakten, die im ersten Augenblick unbeachtet vorübergeh'n, und erst später in vollem Licht erscheinen. Die protestantische Jugend zu Straßburg hatte sich unter dem ersten Kaiserreich in den Kopf gesetzt, es sei die französische Dichtungskraft am Absterben; sie läge durch eine lange Nachahmungsperiode erschöpft am Boden. Die ersten Beweise von Lebensfähigkeit und Renovation gaben nach dem zweiten Pariserfrieden Casimir Delavigne's Messéniennes und Béranger's Chansons; mit den phenomenalen Méditations poétiques schlug nun in die hiesige, jüngere Generation ein elektrischer Funke; man fühlte, daß auch jenseits der Vogesen sympathische Gemüther lebten, daß auch dort der Quell reiner Begeisterung sich ergieße. Dieses Gefühl that der Verehrung für die großen deutschen Dichter keinen Abbruch; aber auf den Grund der neuerstandnen französischen Literatur fußte eine im Stillen wachsende intellectuelle Neigung zu dem französischen politischen Vaterlande. Die wärmste, entschiedendste, legitimste Propaganda, die Frankreich in der deutschen Grenzprovinz, in der France-allemande, bewerkstelligen konnte, ging aus von den romantischen Dichtern, die sich am verlassenen alten klassischen Parnaß ansiedelten; sie ging aus vom Globe und seiner zahlreichen Genossenschaft; mit unwiderstehlicher Gewalt vollzog sich endlich die Umwandlung durch die Romanenliteratur, durch George Sand, Balzac und Eugène Sue; mit den ernsten Gemüthern wurden auch die leichtsinnigen gewonnen.

Daß Lamartine indeß auch in dieser chaotischen Bewegung sich immer noch oben erhielt, maßgebend

und dominirend blieb, weiß ich aus eigener und fremder Erfahrung. Für mich blieb der Kultus, den ich dem genialen Sänger geweiht, unerschüttert, bis die Erscheinung des paradoxalen Gedichts: La chûte d'un ange mich etwas aus meinem ersten Jugendtraum aufrüttelte. Aber bis dorthin hatte es noch Zeit. Hätte Lamartine in der dritten Dekade des Jahrhunderts im Elsaß nur den Saum seines Mantels gezeigt, ihm wäre derselbe Taumel-Enthusiasmus entgegengekommen, wie in der Hauptstadt und im übrigen Frankreich; nur hätte er den germanischen Accent seiner Verehrer mit in den Kauf bekommen.

In Paris und in Italien hatte ich mehrmals das ungesuchte und unverhoffte Glück mit dem Dichter der Méditations poétiques bald in kleinen Comité's, bald in größerer Versammlung zusammenzutreffen. Es wäre eine unverantwortliche Anmaßung, wenn ich damit andeuten wollte, ich sei von ihm auf irgend eine Weise ausgezeichnet worden; dafür war ich in meiner untergeordneten Stellung und „in meines Nichtsdurchbohrendem Gefühle" nicht berechtigt; aber gerade diese Lage legte meiner ursprünglichen naiven Bewunderung einen Dämpfer auf. Gleichsam aus einer Coulisse konnte ich den Gefeierten in seiner Umgebung beobachten und mir ein Bild des Schriftstellers und des Menschen herauszeichnen, wie ich es kaum vermocht, wäre ich in den Fall gekommen, ihm in abgedroschenen veralteten Ausdrücken das tausendmal von ihm angehörte Enkomium zu wiederholen.

Das erstemal sah ich den Tageslöwen im Frühjahr 1825 und hatte dabei überdies das seltene

Privilegium an einer ganz kleinen Familientafel im gräflichen St. Aulaire'schen Hause einen Sitz neben Lamartine einzunehmen. Ich betone das obige Beiwort; denn gegenwärtig waren nur die Dame des Hauses, der Großvater meines Zöglings, Herr Marquis de St. Aulaire und dessen Enkel, ein Sohn im Knabenalter und drei unerwachsene Mädchen.

Wie es kam, daß der vielfach Umworbene und immer nur auf kurze Zeit in Paris Anwesende sich zu einem so bescheidenen Mahle hergab, rührte, wie ich schon in einer früheren Besprechung andeutete, einfach aus dem Umstande, daß, wo nicht sein erstes, doch eines seiner allerersten Debuts in den Salons von Paris fünf Jahre zuvor bei der Gräfin Ste. Aulaire stattgefunden. Vor mehreren Mitgliedern der Académie française recitirte der Dichter zwei seiner schönsten elegischen Gesänge: Le lac und l'Isolement, worin er, in dem ersten besonders, die ganze Fülle seiner überschwenglichen Anbetung für Elvire und den Schmerz über ihren unersetzlichen Verlust aussprach.

O lac! l'année à peine a fini sa carrière,
Et près des flots chéris qu'elle devait revoir,
Regarde, je viens seul m'asseoir sur cette pierre,
Où tu la vis s'asseoir. . .

Man müßte die ganze Elegie von Anfang bis zu Ende wiederholen, wollte man dem Zauber, der Harmonie der Verse, dem Gefühle des Liebenden, und der mit einfließenden reizenden Beschreibung des schönen savoyischen See's (lac du Bourget), worauf die Scene spielt, nur einigermaßen gerecht werden;

und dann würde ein deutsches Lesepublikum das zu Danke wissen? . . . Es gelang wohl selten einem modernen Dichter eine derartige Verschmelzung der lyrischen und deskriptiven Poesie. „Der See" bleibt meiner Ansicht nach Lamartine's capo d'opera; auch erntete er auf der Stelle in jener ausgewählten Versammlung ungetheilten, ungeheuchelten Beifall.

Das Benehmen Herrn von Lamartine's während diesem Diner war, so viel ich mir dasselbe nach mehr als halbhundertjährigem Zeitraum vergegenwärtigen kann, das möglichst einfache. Er zeigte sich durchaus nicht als «poseur»; keine Hystriomanie, worin z. B. der eklektische Philosoph Cousin exzellirte, — in hohem Grad einfach korekt seine Kleidung und seine Unterhaltung; gegenüber der Gräfin eine vom Herzen kommende Höflichkeit, die augenscheinlich von jenem schon erwähnten Abend datirte und stets auf demselben Temperaturpunkte sich erhalten hatte.

Wie zufällig, ganz ungesucht, unaffektirt, war einen kurzen Augenblick die Rede von den ersten «méditations», — „denn Sie wissen wohl", sagte er zu dem schneeweißen Marquis, einem ehemaligen Emigrirten, sich wendend, „Sie wissen vielleicht, daß jenes Bändchen einigen Succeß erworben und daß Frau von St. Aulaire durch ihr Patronat nicht wenig dazu beitrug." Diese liebenswürdige Selbstverläugnung war um so reizender, da sie mit dem Charakter des angeredeten Greisen, der in der Condéschen Armee gedient und sich zeitlebens wenig mit Literatur abgegeben, ganz vorzüglich übereinstimmte. Die Modestie des schon zur Hälfte Unsterblichen und

die ebenso anspruchlose Haltung des Pairs von Frankreich deckten sich gegenseitig; es war eine in der That köstliche Familienszene.

Beiläufig erlaube ich mir hier zu erinnern, daß der Graf von St. Aulaire, der Vater meines Zöglings, gerade abwesend, im Gegentheil sich nach seiner administrativen Laufbahn unter dem ersten Kaiserreiche in den Mußestunden, die ihm die Deputirtenkammer ließ, sehr viel mit deutscher Literatur beschäftigte, Goethe's Faust in einer prosaischen Uebersetzung herausgab, an dem mehrbändigen Théâtre étranger, das bei Ladvocat erschien, sich betheiligte, und später als geistreicher Historiker der Fronde zum Mitgliede der französischen Akademie ernannt wurde.

Bereits in jenen Frühmonaten von 1825 war im gräflichen Hause eine Reise und ein längerer Aufenthalt in Italien geplant. Lamartine, damals erster Sekretär der französischen Legation in Florenz und bereits seit zwölf Jahren im südlichen Italien heimisch, gab nicht zu verwerfende Rathschläge über die einzuhaltende Route und die Andeutung über die Verhältnisse in Rom und Neapel. Zu Florenz sollte man sich wieder treffen.

An meine Wenigkeit richtete er einige unbedeutende obligate Fragen über deutsche Literatur und die Zeiterforderniß zur Erlernung der Sprache. Ich nahm den günstigsten Eindruck von dieser Begegnung mit auf mein einsames Zimmer und fand meine vorgefaßte Ueberzeugung bestätigt, daß nur problematische literarische Celebritäten auf Stelzen einhergehen, nur unflügge Dichterlinge zum Voraus ihre Unsterblichkeit diskontiren.

Einige Tage nach diesem intimen, sehr frugalen Mahle — denn in jener fernliegenden Zeit und in der doktrinären Gesellschaft wurde den Tafelfreunden durchaus kein Opfer gebracht — kam Lamartine wieder in den Salon und zwar in eine für ihn geladene, aber doch sehr beschränkte Soirée. Er hatte gerade den fünften Gesang Childe Harold's — an Byron's berühmtes Gedicht anknüpfend — beendigt und recitirte den Eingang, die bekannte Tirade gegen das männerarme, thatenleere Italien, die Apostrophe: „Zeigt mir
«des hommes et non pas de la poussière humaine»,
die ihm wenig Monate später ein Duell mit dem neapolitanischen Obristen Pepé zuzog. Von seiner Seite — das erhellt auch aus seiner gleichzeitigen Correspondenz — war es nicht so übel und so ernst gemeint; er hatte vermuthlich nicht diesen Ausbruch erwartet. Der Zweikampf wurde auf eine chevalereske Weise ausgefochten; der Dichter trug aber eine unbequeme Armwunde davon, die noch, als wir im Spätherbst durch Florenz kamen, einige Spuren auf seinen leidenden Gesichtszügen zurückgelassen.

Ich erwähne eigentlich die Lektüre Childe Harolds blos, weil sie mir noch einen Einblick in die kurzverflossene Jünglingsperiode des Gefeierten gewährte.

Eine Dame der anwesenden Gesellschaft, Gräfin D . . . . , die ich auch nach so langer Zeit nicht näher bezeichnen will, — eine geistreiche und durchaus nicht ältliche Dame — hatte sich zu den Füßen Lamartine's, der aufrecht an das Kamin

gelehnt sein poetisches Fragment deklamirte, ein Fußkissen zurecht gelegt, sich auf dasselbe gebettet und sich halb umwendend die Augen auf den herrlichen Rhapsoden gewendet. Wohl verzogen sich die Lippen einiger Anwesenden zu einem verstohlenen Lächeln; doch im Grunde nahm Niemand Anstoß an diesem Ausdruck der Verehrung und Bewunderung; hatte man doch mehr dergleichen erlebt. Lamartine blieb in seiner angenommenen, aber zur zweiten Natur gewordenen Rolle; er schien die Abgötterei hinzunehmen, wie etwa ein ehernes Standbild die hingestreuten Blumen einer Beterin.

An den patriotischen Strophen gegen Italien wurde nichts gerügt; keiner der Anwesenden mochte voraussehen, daß von Neapel, dem Kapua der Geister, ein Verfechter der italienischen Ehre und Bravour sich dagegen erheben würde; doch dem Löwen wurde sein Triumph nicht vollauf gegönnt. Der Herzog Decazes, ein eingefleischter Purist, bekrittelte, als der Beifallssturm vorüber, einige grammatikalische Verstöße, wofür sich der Getadelte auf eine feine Art bedankte. Nur in einem Pariser Salon konnte eine dermaßen kontrastirende Aufgabe gelöst werden: Weihrauch zu streuen, ohne zu betäuben, Bemerkungen nachträglich anzuknüpfen und dafür aufrichtigen Dank einzuernten. Freilich hieß der Silbenkritiker Decazes und der mit seidenen Handschuhen Gemaßregelte war — Lamartine.

Das zweite Zusammentreffen der gräflichen Familie mit dem Legationssekretär fand in der That sechs Monate später (Oktober 1825) zu Florenz statt.

Er selber erwähnt es beiläufig in einem seiner kürzlich publicirten Briefe, doch ohne besondere Betonung: Frau von Lamartine war gegenwärtig; mit ihr besuchten wir die Tribune im Museum. Ihre Haltung war eben so anspruchlos als die von Lamartine; die Gattin hatte augenscheinlich die trefflichen Eigenschaften ihres Mannes abgelernt und mit ihrer angebornen weiblichen Schüchternheit verschmolzen. Sie war keine ausgezeichnete Schönheit; etwas mager: doch aus ihrer ächt englischen, reservirten Haltung mochte wohl ein aufmerksamer Menschenkenner viele Herzensgüte herauslesen. Man fabelte in jener Zeit von dem großen Vermögen, das sie dem damals mittellosen Dichter zugebracht. In seiner intimen Korrespondenz schrumpft diese Behauptung auf ein Minimum zusammen; man ersieht sogleich, daß die späteren gerechtfertigten Anklagen über Verschwendungssucht des Dichters nicht auf Schließung dieser Ehe anwendbar seien. Lamartine mußte sich mehr oder weniger in seiner diplomatischen Stellung materiell beengt fühlen, und er legte vielleicht hier, verhängnißvoll getrieben, den eigentlichen Grund zu dem überwiegenden Deficit und seinem „Sichgehnlassen“.

Noch einmal wurden mit ihm in Florenz die Angelegenheiten und mehr oder minder erheblichen Gefahren der Reiserouten besprochen; auch gab er Empfehlungen nach Rom; so wurde durch dieses Referat die Bekanntschaft mit dem römischen Literaten Signor Giuntotardi eingeleitet, das auch mir, besonders bei meinem zweiten römischen Aufenthalt sich ersprießlich erwies, und in eine wahre freund-

schaftliche Verbindnng überging. In Lamartine's Memoiren füllt die Erwähnung dieses Ehrenmannes und sein Porträt einige Seiten; wie denn der berühmte Dichter all' seinen früheren Verbindungen unverbrüchlich treu blieb. Seine Vorliebe für italienische Literatur entsprang zum Theil aus dem Verkehr mit Giuntotardi, der unter dem Druck der papalinischen Regierung sich einen männlichen Sinn zu bewahren wußte, aber selbstverständlich lieber mit Fremden als mit Einheimischen umging.

Ich überspringe einige Jahre; bis im Hochsommer 1829 hatte ich Herrn von Lamartine nicht mehr zu Gesichte bekommen. Es war um die Zeit der Veröffentlichung der Harmonies poétiques, als die Kandidatur des Dichters für die Académie française ernsthaft auftauchte. Seine Freunde setzten daher alle Hebel in Bewegung; die Aufnahme in jenes beneidete, umworbene — obgleich so viel bespöttelte — Sanktuarium gab damals wie jetzt zu geheimen und offenen Vorbesprechungen Anlaß. Lamartine wurde von der Familie St. Aulaire nach Etiole eingeladen; dort sollte er mit dem Akademiker Pierre Lebrun, dem Verfasser der französirten Marie Stuart nnd des Cid d'Andalousie, verkehren und sich die schroffen Wege in das Cenakel ebnen lassen.

Der Landsitz Etiole liegt sieben Stunden südwestlich von Paris, am nordöstlichen Ufer der Seine, in einer breiten mit Villen, Parks und Bosketten besetzten Thalmulde. Es war früher das Schloß der berüchtigten Frau von Pompadour, die vor ihrer intimen Liaison mit Ludwig den XV. einen Financier

Leroy d'Etiole geheirathet. Von dem Schlosse bestand nur noch ein geräumiger Flügel oder Pavillon, mit etwas vernachlässigtem Park, der gleichsam aus dem oberhalb auf einem Plateau gelegenen Walde von Sénars herausgeschnitten war. An den Etioler Park schlossen sich Spaliere, Rebenanlagen und Nutzgärten. Von der sanft schwellenden Anhöhe herab schweifte der Blick über eine liebliche von der Seine durchschnittene Landschaft. Das Große, Bezaubernde einer Bergnatur mochten verwöhnte Reisende vermissen; aber der ganze, milde Charakter der Gegend harmonirte mit der höhern Pariser Gesellschaft, die sich während den Sommermonaten in diesem gesegneten Thal aufhielt. Am linken Seineufer, nordwestlich gegen Etiole, hob sich über einem amphitheatralischen, waldähnlichen Park ein prächtiges Schloß aus der Zeit der Fronde, im Jahr 1829 dem bekannten spanischen Banquier Agnado zugehörig und oft von Rossini (*) besucht.

Pierre Lebrun bewohnte in der Nähe Etiole's, zu Champrosay, ein modestes Landgütchen; er war einer der wohlgelittensten Besucher und Freunde der Familie St. Aulaire; noch in männlicher Schönheit prangend, zwar kein Abguß von Apollo wie Lamartine, aber auch nicht von ihm in Schatten gestellt. Unter die Geladenen zählte Herzog Decazes, der Eidam St. Aulaire's (**), etwa fünfzigjährig; eine ächt napoleonische Gestalt; unter dem ersten Kaiserreich

(*) Die Hauptalleen des Parks waren nach den Meisterstücken Rossini's benannt.

(**) Er hatte eine Tochter aus erster Ehe geheirathet.

einer der prächtigsten Männer Frankreichs. Sein Blick war bezaubernd, unwiderstehlich sein Benehmen, wenn er freundlich sein wollte. Auch hatte er an dem Hofe des Kaisers sich der Gunst hochstehender Frauen erfreut, unter der Restauration mit Ludwig dem XVIII. auf vertrautesten Fuße gestanden und als Minister, als Literat, als kluger, feiner Höfling und Berather mit dem Könige verkehrt. Es war ein eigenthümlicher Anblick, in demselben Raume diese drei herrlichen Männergestalten gruppirt zu sehen, auf eines Jeden Angesicht die Intelligenz verschiedenartig ausgeprägt.

In zweiter Linie, aber auch zu jener in jedem Sinne ausgezeichneten Generation gehörig stand zuvörderst der jugendliche Publizist Salvandy, der Verfasser des politischen Romans Alonzo, den Goethe bemerkte und einer eingehenden Analyse würdigte. Aus Salvandys Augen sprühten Geistesfunken; auch ihm war eine schöne politische Zukunft beschieden. (*) Er kam aus dem nicht weit entfernten Essonne, bei Corbeil, herüber. Ein unzertrennlicher Busenfreund Lebruns, fand sich ein in demselben Zirkel. Als Bräutigam von Clementine Cuvier, des großen Naturforschers ausgezeichneter Tochter, die während dem kurzen Brautstande mit Tode abging, hatte Duparquet in dem Pariser Grandmonde eine sympathische Zuneigung erworben.

(*) Er war unter Ludwig Philipp Deputirter und Minister des öffentlichen Unterrichts.

Der Hausherr, Graf von Ste. Aulaire, vor Kurzem in die Pairskammer aufgenommen, glänzte nicht durch regelmäßige Gesichtszüge; aber um seinen feinen Mund spielte ein anmuthiges, herzgewinnendes Lächeln. Auch seine älteste Tochter, die Herzogin Decazes, kontrastirte in ihrer äußeren Erscheinung mit ihrem Gemahl: wie in der ganzen Familie aber, war bei ihr ebenfalls das liebenswürdigste Benehmen ein angeborenes Erbtheil. Ihre Stiefmutter durfte sich, als ausnehmend schöne Frau, den männlichen Gästen des Hauses an die Seite stellen. Friedrich Wilhelm III. glaubte in ihr die Züge seiner ersten unvergeßlichen Gemahlin zu erkennen. Auch Madame Lebrun konnte, mit ihrem zartausgeschnittenen Gesichte in dieser Elite der damaligen Pariser Welt ganz wohl ihre Stellung behaupten. Dann kam der jüngere Nachwuchs. Nun denke man sich diesen auserlesenen Kranz von Frauen, Jungfrauen und Männern in einem geräumigen Billardzimmer, zu ebener Erde, die abendliche Sonne in die hohen Fensterbrüstungen mit ihren Strahlen einströmend, und in dieser magischen Beleuchtung die zwei Dichter einen poetischen Wettstreit beginnend.

Lamartine rezitirte, in der mir bereits bekannten Weise, volltönende Verse, die bedeutsame Anspielungen auf sein frühes Liebesverhältniß zu Graziella, der fiktiven Fischerstochter von Ischia oder Procida (*)

(*) Sie entpuppte sich später als eine reelle Arbeiterin in einer neapolitanischen Tabakfabrik.

enthielten. Lebrun gab Strophen aus seiner Reise nach Griechenland zum Besten. Die beschreibende Poesie war damals noch nicht, wie heutzutage, von der jetzigen melodramatisch aufgeregten Generation zum alten Plunder geworfen. Der ätherisch reine Himmel Athens (Athène! mon Athène) spiegelte sich in seinen sanft modulirten Versen ab, und ein halbmythologisches Gedicht auf Ledas Schwan von demselben Verfasser, schloß das Ganze.

Fuyez, Nymphes, fuyez vite,
Car sous ce plumage argenté,
Le sein de Jupiter palpite.

Die Sonne war hinter Petitbourg gesunken, und die Gesellschaft zerstreute sich gruppenweise in dem mondbeschienenen Rebgelände, Lamartine am Arme Lebruns. Das vom künftigen Akademiker bewohnte Zimmer hieß von nun an: Appartement Lamartine.

Genau ein Vierteljahrhundert später ging das Besitzthum von Etiole nach dem Tode der fast hundertjährigen Großmutter und des Vaters meines Zöglings in andere Hände über. Der Käufer war ein bekannter Diplomat und Minister des zweiten Kaiserreichs, Graf Walewski, der an das Oberhaupt des Staats durch verwandschaftliche, auf das erste Kaiserreich zurückführende Bande sich anschloß. Bei einem Besuche Napoleons des III. zu Etiole begrüßte der Fürst, vielleicht in demselben Saale, worin Lamartine einen seiner poetischen Triumphe gefeiert, den Adoptiv-Sohn Walewski's mit dem Titel: Graf von Etiole. Von dem in Straßburg eines schnellen Todes verstorbenen Diplomaten Walewski kam der Landsitz Etiole in

bürgerliche Hände und ging, schon vor dem Kriege, in einer Nacht, in Brand auf. Das Appartement Lamartine existirt nicht mehr.

Die Aufnahme Lamartine's in die Académie française fällt in das Frühjahr 1830. Doch in der kurzen Zwischenzeit hatte das unheilbringende oder mahnende Geschick zum zweitenmal an des Dichters Pforte geklopft. Seine Mutter war in einer Badewanne durch eine Unvorsichtigkeit eines plötzlichen grausam-schmerzhaften Todes erblichen; der abwesende Sohn konnte die Abschiedsworte der Sterbenden nur durch die Vermittelung seiner Schwestern vernehmen: er blieb zernichtet und bei seinem ersten öffentlichen Auftreten nach der Familienkatastrophe konnte auch dem oberflächlichen Beobachter die Beobachtung nicht entgehen, daß Lamartine gealtert: die Spuren des jüngsterlittenen Verlustes waren auf seiner umwölkten Stirne erkennbar. Ich hatte zu der Sitzung eine beneidete Zutrittskarte erhalten; der Kuppelsaal des Instituts war vollgedrängt. Lamartine hatte seinen Vorgänger, den Historiker und Staatsmann, Grafen Daru zu feiern; er unterzog sich seiner Verpflichtung in einer von der herkömmlichen sehr abweichenden Form. Man konnte dem Redner für seine künftige politische Laufbahn ein günstiges Prognostikon stellen. Die Tagesfeier diente vor allem zur Verherrlichung des neuen Mitgliedes der Académie française. George Cuvier, der ihm als Rezipient antwortete, hatte den Charakter des Dichters nicht ergründet: seine Rede war abgemessen, frostig; seine kindliche, poetisch gestimmte Tochter Clementine, seine Gehülfin, stand ihm

nicht mehr zur Seite und er selbst neigte sich schon dem halbgeöffneten Grabe zu. (*)

Von dieser akademischen Sitzung ab, hatte ich fünf Jahre lang nicht mehr das Glück, den Gefeierten auch nur auf einen Augenblick zu sehen. Vergegenwärtigt wurde er mir durch Giuntotardi (1831 und 1832); er verknüpfte, ihm umbewußt, durch ein sympathisches Band zwei gleichgesinnte Gemüther.

Im Frühjahr 1835 wurde vor die Pairskammer einer jener Staatsprozesse gebracht, die unter der Juliregierung als die Vorboten einer Endkatastrophe die ernsten Politiker beunruhigten. Wohl über hundert Redaktoren republikanischer und socialistischer Journale waren der Verschwörung gegen die Regierung angeklagt, in Arrest gehalten, und zuletzt vor die hohe Kammer zur Verantwortung vorgeladen. Der schon berühmte Agitator, Advokat Michel de Bourges, eine Karikatur von Danton, ein Freund Georg Sand's, vertheidigte die Beschuldigten auf eine unbändig revolutionäre Weise. — Mit dem Prozesse selber habe ich mich nicht zu befassen; nur auf Lamartine wollte ich nochmals zurückkommen. Die öffentlichen Tribünen waren überfüllt. Durch ganz besondere Vergünstigung hatte ich ein Billet zur Diplomatenloge erhalten, und frühzeitig mich einstellend, einen bequemen Sitz in der Vorderreihe erobert. Neben mir saß der auch als historischer Schriftsteller bekannte Vicomte de St. Priest, französischer Bevollmächtigter in Rio Janeiro. Von Rom aus war ich dem Diplomaten bekannt;

(*) Er starb an der Cholera zwei Jahre später.

er würdigte mich gerade einer Unterredung, als unter den Anwesenden eine Bewegung entstand und er, sich umwendend, im Hintergrund der Loge Herrn v. Lamartine entdeckte. Er rief ihm zu: Herr v. Lamartine kommen Sie doch hierher. — Die Reihen öffneten sich, und „der Löwe“ nahm einen Sitz ein neben meiner Wenigkeit. Sechs Jahre waren seit dem Dichterabend in Etiole verflossen; tausend und abertausend Gesichter waren an dem Weltberühmten vorübergegangen; ich muß in aller Demuth gestehen, daß er mich nicht mehr erkannte, und daß ich, aus unüberwindlicher Schüchternheit, mich nicht entschließen konnte, auf die frühere Zeit zurückzugreifen, den Unsterblichen vielleicht zu einer frostigen Nothlüge zu zwingen; Er wechselte jedoch einige Worte mit mir über seine Reise, die mir bis ins kleinste Detail aus seinen Souvenirs gegenwärtig war. Man mag es von meiner Seite als eine Anmaßung betrachten, von Zeit zu Zeit wähnte ich doch zu sehen, daß er auf meinen Zügen gleichsam eine verschwindende Erinnerung herauszulesen sich bemühte. Ich verharrte in meinem Stillschweigen.

In der ersten Brustreihe einer öffentlichen, gegenüberliegenden Tribüne machte sich, männlich kostümirt, George Sand bemerkbar. Lamartine hatte sich bei seinem Nachbar um den Namen der ausgezeichneten Zuschauerin erkundigt, und von diesem Moment an, seine Augen mehr auf die geniale, travestirte Frau gerichtet, als auf den Pairsgerichtshof und die frechen revolutionären Kumpane. Michel de Bourge's Donnerstimme schien den poetischen Cicero

der Deputirtenkammer nicht zu erschüttern. Er folgte dem Gange der Verhandlungen offenbar zerstreut, und rückwärts umgewendet, wechselte er einge Worte mit Wahlmännern aus seinem, d. h. dem Norddepartement. — Vor dem Ende der Sitzung zog er sich zurück.

Ich sollte ihn nie wiedersehen.

VI.

Caro in der Académie française.

Die festlichen Sitzungen in der Académie française folgten seit einiger Zeit Schlag auf Schlag und boten jedesmal sonderbare Kontraste. Eine der letzten, die vor Kurzem den Philosophen Caro in das Cenakel einführte und den Gedächtnißreden auf den verstorbenen Kunsthistoriker und Literaten Vitet gewidmet war, zeichnete sich aus durch ihren ernsten Charakter, und, wir, wir möchten es besonders betonen, durch eine Ehrenrettung Goethe's, wenn der große Todte einer solchen bedürfte. Genug, es war gleichsam eine Widerlegung des unvorsichtigen, kleinlichen Bemäckelns, welches Herr Doucet bei Herrn Mezières Eintritt in den Verein der „Unsterblichen" sich erlaubt hatte. Caro gab durch sein merkwürdiges Werk über Goethe's Philosophie dazu die nächste Veranlassung. In der Rede Herrn Camille Rousset's, der seinen neuernannten Kollegen aufnahm, wurde das Glaubenssystem Goethe's besprochen und auf die phänomenale Bedeutung des großen Dichters und des Gelehrten der geziemende Nachdruck gelegt. Auch die patriotischen Anklänge, bei Gelegenheit der während der Be-

lagerung von Paris niedergeschriebenen Aufsätze Vitet's waren in Caro's Rede taktvoll betont; elegisch, dazu war ein Franzose, welcher die furchtbare Prüfung miterlebt hatte, vollkommen berechtigt; didactisch, das heißt, die Einkehr in sich selber predigend, das war für den spiritualistischen Philosophen Caro ebenfalls geeignet; mit einem Worte, es war der Ausdruck der Mäßigung, der sich in seiner etwas gedehnten, aber beifällig aufgenommenen akademischen Abhandlung kundgab. Die Anhänger von Alexander Dumas hatten eine langweilige, wenig besuchte Sitzung zum Voraus verkündet und mußten sich in ihrer Enttäuschung beschämt fühlen; denn es drängte sich die Elite der Gesellschaft in den Rundsaal des Instituts und bekundete durch ungetheilten Beifall, daß der Sinn für spiritualistische und moralische Literatur keineswegs erstorben sei. Wie umgehend Caro sich mit dem Studium Gottes befaßt, erhellt aus seiner gehaltreichen zuerst in der Revue des deux Mondes ausgegebenen Betrachtung über Goethe's Philosophie. Er kam mit jener Besprechung den deutschen Bearbeitern des Altmeisters zuvor.

Beiläufig trat bei dieser reaktionären Bewegung gegen den Materialismus eine Kundgebung zu Tage, der wir, gegen jede Uebertreibung ankämpfend, nur theilweise unsere Zustimmung geben. Sie betraf den eigentlich erst nach seinem Tode berühmt gewordenen Schriftsteller: Henri Beyle. (*) Während der Restauration kämpfte derselbe unter dem Pseudonym

(*) S. oben.

eines Herrn von Stendhal in den Reihen der revolutionären Romantiker und trug durch seine geistreichen, paradoxalen, kecken Flugschriften (z. B. Racine et Shakespeare) nicht wenig zum Siege der neuern französischen Literatur bei. Nun ist zwar Henri Beyle ein eingefleischter Vertreter des Realismus und der materialistischen Lebensansicht; mit ironischer Frechheit tritt er in seiner Abhandlung, «de l'amour», und in seinen Hauptromanen «Rouge et noire» und «La Chartreuse de Parme» vor das Publikum. Indeß mit der Abfertigung seiner Doktrinen, mit der Zurückweisung seines mephistophelischen Gebahrens ist es nicht gethan. Stendhal's Erscheinung ist in der literarischen und socialen französischen Welt, neben Balzac, eine der bedeutsamsten, und die Nachwirkung seiner zahlreichen Werke reicht in die gegenwärtige Epoche herein. Durch seinen langen, fast ununterbrochenen Aufenthalt in Italien, zuvörderst als jugendlicher Dilettant, später als französischer Consul in Civita Vecchia, hatte er eine Masse von artistischen Kenntnissen in seinem Kopfe angehäuft, die er auf höchst originelle Weise zu verwerthen wußte. In seiner Biographie von Rossini legte er auf eine pikante dramatische Weise seine musikalischen Ansichten nieder; in seinen „Römischen Spaziergängen (Promenades dans Rome)» gab er dem gebildeten Reisenden einen Leitfaden in die Hand, zu nützlicher Anwendung seiner Zeit. In «Rome, Naples et Florence» erschienen seine originellen Reiseeindrücke; die provinziellen Zustände in Frankreich unter der Julireigierung wurden in einem eigenen

paradox=geistreichen Werke « Mémoires d'un touriste » besprochen: die schönen Künste in Italien erfuhren in einer Specialgeschichte die gehörige Beachtung. Stendhal war eine eigens ausgestattete Natur, die weit ab von dem breitgetretenen Pfade der Schriftstellerwelt sich durch Dick und Dünn herumtrieb, den gewöhnlichen Ansichten keck entgegentrat, oft mit bizarren, oft mit sehr haltbaren Gründen. Ihn ausschließlich als materialistischen Sakripan zu brandmarken, ist mithin ungerecht; ihn als systematischen Verächter des weiblichen Geschlechts ohne Weiteres an den Pranger zu stellen, heißt denn doch weitgehn auf der Bahn des strengen Platonismus. Die weiblichen Gestalten, die besonders in seinem Romane «Rouge et noir» sind oft treue Photographien; und wie Faust von Mephistopheles sagt: „Es muß auch solche Käuze geben", darf der unbefangene Beobachter der « comédie humaine » von den Frauen oder Mädchen, die Henri Beyle zum Gegenstand seiner Zeichnungen gewählt, behaupten: Sie sind nicht aus den Wolken gefallen. Ein unheimliches Frösteln überläuft, das ist wahr, den gemüthlichen Leser der Beyle'schen Romane; zur Kenntniß der Nachtseite des menschlichen Herzens aber bringen sie tüchtige Belege.

Balzac ließ seinem Collegen und Rivalen volle Gerechtigkeit wiederfahren: seine tiefeingehende Analyse der «Chartreuse de Parme» ist ein Diplom für Beyle's Meisterschaft in dem Fach des modernen französischen Romans. Der Verfasser der Karthause gesteht, vor Freude gezittert zu haben, bei der ersten Lektüre des Balzacschen Aufsatzes. Es bekundet diese bizarre,

giganteske Schöpfung die Vertrautheit Bey'les mit den Verhältnissen Italiens während der Restaurationszeit und seinen Karbonarischen Haß der italienischen despotischen Kleinstaaterei. In letzter Hinsicht mag die «Chartreuse de Parme» als historisches Zeugniß für jetzt in die Rumpelkammer geworfener Zustände Ober- und Mittelitaliens gelten. Beyle trug, unbewußt, Bausteine herbei zur Gründung der Einheit des herrlichen Landes, und würde, wenn er nicht schon vor dreißig Jahren in den Straßen von Paris unter einem Schlagfluß zusammengebrochen, jetzt mit dem sarkastischen Lächeln später Befriedigung seine Tage schließen.

Wer in den ersten dreißiger Jahren des laufenden Jahrhunderts, in einer Theaterloge zu Rom, wo Beyle öfter verweilte, als in seiner amtlichen Residenz von Civita-Vecchia, die breitschulterige Gestalt, die nichtanziehende Physiognomie des Autors von «Rouge et noir» beobachtete, hätte nie hinter diesen Zügen den feinen Musik-, Malerei- und Menschenkenner gesucht. Und doch verbarg sich unter dieser breiten Satyrmaske ein enthusiastischer Bewunderer Rossini's, dessen Opern er vielleicht zum hundertsten Male mit jugendfrischer Begeisterung anhörte und mit seinen Nachbarn besprach. Beyle gehörte zu den sonderbar angelegten Naturen, die sich jeder idealistischen Regung schämen, nur die ironisirende Seite ihres Wesens herauskehren und hinter diabolischem Spotte oft nur ein tiefverwundetes, für innige Liebe angelegtes Herz bergen. Es gehört zur Eigenheit unserer Kulturepoche: der krasseste Egoismus überkleistert mit philan-

tropischer Tünche; das unbefriedigte Liebesbedürfniß sich Luft schaffend durch Hohngelächter. Heinrich Heine und Henri Beyle mögen sich getrost die Bruderhand reichen.

Diese Seite der Natur und des Talentes von Beyle=Stendhal blieb den Lobrednern Vitets verborgen: ein verachtetes, unaufgelöstes Räthsel. Sie nahmen den Lügengeist beim Worte, sie nahmen ihn für das, wofür er sich selber gab, und verbrauchten ihn als Baustein oder blos als Mörtel zum Fußgestelle für die in jeder Hinsicht ehrenhafte Persönlichkeit Vitets, die sich unter den Mitlebenden durch ihr bereitwilliges Unterordnen und anonymes Mitwirken für die conservativen Interessen Frankreichs mehr als durch eigne Größe auszeichnete.

VII.

Jules Janin und John Lemoinne.

Die jüngst erfolgte Aufnahme des Publicisten John Lemoinne in der französischen Academie, wo er den Fauteuil des allbekannten Feuilletonisten Jules Janin besetzte, liefert eine Handhabe zur unparteiischen Beurtheilung der geistigen Celebritäten unseres Nachbarlandes. Das Elsaß ist nicht direkt an den obengenannten Persönlichkeiten interessirt, auch nicht in dem Auftreten Cuvillier Fleury's, welcher die Rede des neugeprägten Academikers beantwortete; aber wir können hier in dem stillen Asyl unserer Lokalpresse, zur Erbauung einiger leidenschaftsloser Gemüther, denken und aussprechen, was man in der französischen Hauptstadt wohl denkt, aber nicht sagen kann oder nicht sagen will. Mag das Ergebniß solcher Besprechung noch so gering sein, es fällt doch hin und wieder ein aufrichtiges Wort nicht blos auf starren Fels.

Mehr als gewöhnlich drängte man sich bei obiger Gelegenheit in die Rotunde des Instituts; die Feierlichkeit einer academischen Aufnahme ist in Paris zur Modesache geworden; das gereicht ganz

zum Lobe der hyperfeinen Gesellschaft, worin besonders die Damen der großen Welt durch Geist, Anmuth und Toilette glänzen.

„Sie geben sich und ihren Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit.“

Unter dem zweiten Kaiserreich hatte sich bekanntlich die Politik in die Académie française geflüchtet und die Oppositiou durch verkappte Anspielung auf die äußeren und inneren Zustände eine der Tagesmacht sehr mißliebiges Terrain erobert. Auch fieng man mehr und mehr an, den officiellen Lobhudeleien Valet zu sagen, die ästhetischen und bisweilen die moralischen Schwächen des Hingeschiedenen und des neuen Mitgliedes mit lobenswerther Delikatesse aufzudecken; durch das Hervorheben dieser Kehrseite bereitete man für die officiellen Sitzungen ein neues Reizmittel.

Bei der Aufnahme John Lemoinne's dagegen wurde, wenigstens in der Rede des Eintretenden, von dem eingeschlagenen Wege wieder abgewichen und in die Bahn der ehemals traditionellen Panegyrik eingelenkt. Jules Janin wurde gepriesen und verherrlicht auf eine Weise, die der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlägt.

John Lemoinne ist eine feinangelegte und zugleich eine markige halbenglische Natur, die sich seit Jahren in den Debats, auf eine eigene Weise, durch satyrische Ueberblicke und Eingriffe ins politische Gebiet auszeichnete. Von seinem ehernen Bogen flogen giftige, vernichtende Pfeile ins feindliche Lager. Auch ohne Signatur war ein längerer Aufsatz John Lemoinne's

gleich in den ersten Zeilen leicht zu unterscheiden; ebenso trug die kürzeste Reclame, wenn sie von ihm ausging, den Stempel seines originellen, persifflirenden Geistes. Er leistete in der täglichen Polemik, in den «Leading articles», was St. Marc Girardin, was Prevost Paradol, was Rigault, zum Theil auch Cuvillier Fleury mehr auf literarischem Felde und in überdachten Aufsätzen zu Tage förderten.

John Lemoinne ist ein Improvisator in des Wortes bestem Sinne; talentvoll, taktvoll, kampfbereit zu jeder Minute, seines Instruments, seiner Sprache so ungemein sicher, daß er nie einen Probebogen forderte und von den Schriftsetzern als ein Muster der ganzen Scribentenwelt gepriesen ward. Auch seine Reiseberichte — denn er reiste oft und weit hinaus — trugen denselben Charakter einer augenblicklichen photographischen Improvisation; ihm gelang, durch Gottes und der Muse Gnade, was kaum dem geschulten Schriftsteller; für seine übersprudelnden Ideen und Eindrücke fand er, ex abrupto, den geeigneten Ausdruck.

Als Jules Janin, ebenfalls ein Improvisator auf literarischem Gebiete, mit Tod abging, schien es ganz in der Ordnung, denselben durch einen seiner vieljährigen Kollaboratoren der Débats zu ersetzen.

Bis dahin war alles gut. Nur möchte ich errathen, was die für John Lemoinne stimmenden Akademiker von ihm erwarteten? ob sie nicht, wie einst Villemain den Vaudevillisten Scribe gegeißelt, auch für Jules Janin eine retrospektive Spießruthen-Strafe wünschten?

Dem sollte nicht also sein. In der Rede John Lemoinnes war zuvörderst von eigentlicher Politik kaum eine Reminiscenz, und aus dem allbekannten Jules Janin, aus dem zu literarischer Berühmtheit gelangten Gamin de Paris wurde der ehrenhafteste Philister zugeschnitten, wie noch keiner über die Schwelle der Akadémie française gekommen. John Lemoinne trat vorsichtig auf, als hätte er keine Glanzstiefel, nur sammtne Sandalen am Fuße; seine Ellbogen lagen schüchtern an seine kräftigen Rippen geschmiegt, als fürchtete er einem seiner neuen Kollegen unbequem zu fallen; nur halbverstandene Honigworte flossen über seine Lippen. Die Erklärung dieser Metamorphose des Streithahnes in eine girrende Turteltaube ist nicht leicht aus weiter Ferne; man müßte sich eingeweiht fühlen in die Salons, wo die jedesmalige Tagesparole ausgegeben wird; man müßte sich in das Gemüth eines Mannes versetzen, der sich durch vielfache Rücksichten, von unsichtbaren seidenen Fäden gebunden fühlt, und den letzten Lebensabschnitt, nach mannigfachen Schicksalsschlägen, als ruhiger respektabler Familienvater zu schließen sich anschickt. Persönlichen Muth besaß und besitzt John Lemoinne wie wenige; er trotzte der Kommune vor sechs Jahren, er forderte sie heraus; er wagte zehnmal seinen Kopf, seine Ehre, denn die retrospektive Verläumdung stand den Machthabern zu Gebote; er entkam wundervoll jener scheußlichen Rotte; in dem Hazardspiele für Ordnung, Recht und Gesittung setzte er die letzten Karten ein und gewann den Einsatz. Warum nun keinen Rückblick? Wohl aus Bescheidenheit . . . . er

erlaubt sich nur die Verherrlichung der Tagespresse, dieser neuen öffentlichen Macht, dann die unbedingte Panegyrik seines Vorgängers, und zum Schlußfeuerwerk: die Apotheose Frankreichs.

Uns ist wohl gestattet, anzudeuten, was John Lemoinne verschwieg. Der Feuilletonist der Débats, der mit seinen Initialen J. J. eine unglaubliche Celebrität in Frankreich und im Ausland eroberte, ist uns eine persönlich unbekannte Größe; nec beneficio nec injuria cognitus. Nur fühlen wir uns gedrungen, dem unterdrückten Urtheil einer namenhaften Gruppe des französischen Publikums Ausdruck zu leihen; nicht Jedermann ließ durch die ungeheuern Erfolge des emporgeschossenen Glückpilzes sich benebeln und einschüchtern; die Ueberlebenden, die vor bald einem halben Jahrhundert das erste Auftreten Jules Janins aus nächster Nähe beobachtet, können und dürfen die unliebsamen, kothigen Irrgänge nicht vergessen, durch welche der jetzt zu erlogener Unsterblichkeit Beförderte sich mühsam hindurchwand.

Die unendliche Thätigkeit, die ans fabelhaft grenzende Produktivität J. Janin's zu läugnen, wäre ein Unsinn, eine Lüge. Daß, mit dieser sich täglich, stündlich, bewährenden Arbeitskraft auf dem Felde der Theaterkritik und des Romans viel Spreu und Unkraut neben dem verschwenderisch ausgestreuten Samenkorn aufschoß, liegt in der Natur dieses brillant ausgestatteten aber muthwilligen Talents. Auch hin und wieder wurde Gediegenes von ihm geleistet, wenn Janin ernsthaft mit den großen Denkern und Geistern seines Vaterlandes sich befaßte; denn er hatte unendlich

viel im Bereiche der modernen gallischen Literatur gelesen. In hohem Grad besaß er überdies die benöthigte Assimilationsgabe, wollte er nicht überflügelt werden, sich nur einen Augenblick niederlassen auf dem Polsterstuhle der errungenen Stellung. Seine Mitbewerber um die Gunst des Publikums hielten ihn wach; sie waren dem jovialen Renner des literarischen Jokeyclubs ein Sporn in den vielleicht ursprünglich zur Faulheit angelegten Lenden; er mochte nun wollen oder nicht, vorwärts mußte er über Stock und Stein, über Schranken und Gräben. Zuletzt, nachdem seine Knochen morsch geworden, ließ man ihm durch stillen Accord den Vorsprung, sei's daß man immer noch seine geschwungene Reitgerte gefürchtet, sei's bei vielen der Respekt vor einer abnehmenden Größe.

Aber, wie gesagt, nicht durch noble Mittel gewann Jules Janin seine ersten Lorbeern. Durch den Skandal wollte er die lese- und skandalbegierige Menge für sich gewinnen; das Mittel ist leider probat. John Lemoinne betont mit vollem Rechte, für die Beurtheilung seines Vorgängers, die Bedeutsamkeit seines allerersten Romans: «L'âne mort et la femme guillotinée.» Der künftige J. Janin liegt hier im Keime: der vielversprechende Titel hat nicht gelogen; die Scheußlichkeit der vorgeführten Scenen und Gemälde wurde seitdem durch die neuere Romanenliteratur übertroffen; aber es war damals dem achtundzwanzigjährigen Schriftsteller gelungen, die Blicke auf sich zu ziehen. Seine Aufnahme in den Débats an des Theaterkritiker Duviquet's Stelle, und die durch ihn

bewirkte Metamorphose des wöchentlichen Feuilletons bestätigten seinen ersten Sieg; die alte, klassische, ruhige Methode warf er bei Seite; er machte sich selbst und seine täglichen launenhaften Eindrücke zum Mittelpunkt der Besprechungen, woran sich gelegentlich die parteiische Analyse der Theaterstücke, der Schauspieler, der Aktricen und gleichzeitiger Flugschriften oder Bücher anschloß. Diderot, in Styl und Manier, wurde sein Vorbild ... die impertinenteste, muthwilligste Konversationsliteratur, welche den verwöhnten Gaumen der Pariser kitzelte, und die Augen durch aufsteigende Raketen und Girandolen blendete! Und nicht allein Blendwerk; auch solide Gaben, herrliche Dekorationen erschienen, beleuchtet von diesem bengalischen Feuer; bestochen wurde dadurch das feinere Publikum; die Unarten ließ man hingehen.

Unter den hervorgehobenen Eigenschaften J. J. bezeichnen die Lobredner ganz vorzüglich seine Hingabe, seine Anhänglichkeit an die Familie der Orleans. Diesen Punkt gar nicht zu berühren, hätte man fürwahr besser gethan. Wenn Jules Janin sich später zum Partisan des Julikönigthums aufwarf, so mochte er zuvor an die Brust schlagen und sich zurufen: meâ culpâ! Der Roman Barnave, der in die ersten Zeiten obiger Geschichtsepoche fällt, ist in jeder Hinsicht ein fauler Fleck in seiner beginnenden literarischen Laufbahn. Die Vorrede des Machwerks besteht aus einer pamphletartigen Historie der orleanischen Seitenlinie, mit dem Bruder Ludwigs des XIV. beginnend, und mit Philipp Egalité schließend. Nun ist nicht zu läugnen, daß unter den Gliedern

dieser herzoglich=königlichen Familie einige wenig empfehlungswerthe Personalitäten sich vorfinden; was sich gegen den Großvater und Ahn der jetzigen Prinzen sagen läßt, wurde bis zum Ueberdruß wiederholt; — aber in einer Uebergangsperiode an dem kaum aufgerichteten Thronsessel zu rütteln, einen Rettungsanker der gefährdeten Gesellschaft aus dem überschwemmten Boden zu reißen, war das Werk einer unedlen Seele; daß der edelmüthige jüngere Herzog von Orleans dies freiwillig vergaß, kam später dem talentvollen J. Janin zu Gute; er hatte sich, gestachelt von voreiligem, kindischem Ehrgeiz, vergebens um das rothe Bändchen beworben, und wollte einschüchtern durch sein Pamphlet. — Der Roman Barnave ist in seinem Hauptinhalt die Schilderung Mirabeau's in der Bastille und enthält pornographische Verse, die eine Ausgabe des unverschämten Grécourt nicht verunziert hätten. Wir werfen mit dem akamedischen Lobredner Jules Janin's einen Schleier über diese Anfänge; eine Rüge schien aber doch geboten. Jules Janin, als er zum gesetzten Mann geworden, bereute oder verläugnete halbweg diese Jugendsünde; wir dürfen nicht strenger sein als er selber und seine Freunde.

Auch die Uneigennützigkeit bildet unter den viel herausgestrichenen Tugenden J. Janin's eine Hauptqualität. Es ist dies wiederum eine berechnete Unwahrheit. Ehe er zu einer unabhängigen Existenz sich heraufgearbeitet, verschmähte er es keineswegs sein Talent in klingender Münze auszuprägen, und seine Erwartungen nicht immer mit Delikatesse zu betreiben. Der selige Marquis de Custine könnte

was davon erzählen, wie hoch J. Janin seine Kritiken kotirte und hinaufsteigerte. War doch der Marquis ein steinreicher privatisirender Dilettant, der seine Tragödie «Beatrice Cenci» und seine Touristeneindrücke nicht gratis auf die Bretter, in Salons und Leihbibliotheken bringen durfte.

Aufstrebenden jüngern Schriftstellern war J. Janin vielleicht behülflich, wenn es in seinem Kram paßte, aber gerecht und wohlwollend wie St. Beuve war er nie; das Todtschweigen und perfide Zernichten blieb ihm congenial. Mit bekannten Namen wäre diese Behauptung zu belegen; aber auch nach Jahren ist hier das Schweigen geboten; keine Notariatsakten bestätigen solches Benehmen.

Das Genie der Rachel hatte er, das ist sicher, aus dem Dunkel gezogen. Bereits im Sommer 1838 bezeichnete er die noch in jugendlicher Frische und .... Unschuld .... auf dem Théâtre français vor leeren Bänken deklamirende „Camille“ als eine emporsprossende tragische Heldin. Die Knospe erschloß sich sofort als Blüthe, und das Publikum, auf den Posaunenton des prophetischen Kritikers hin, strömte herbei, bestätigte den gewagten Ausspruch. Rachel's Zukunft war gesichert; die alte klassische Tragödie feierte eine glänzende Wiedergeburt. Mit dem Ruhme der eminenten Schauspielerin stieg auch zehnfach der Ruf des Introduktors und Kornaks. Es war gleichsam eine gegenseitige Assekuranz. Dann, nach einigen Jahren, kam ein unerwarteter, unerklärlicher Umschwung. Zuerst war es von Seiten J. Janins ein Bekritteln der „ausgearteten“ Methode der Rachel,

hierauf eine herbere, zernichtende Kritik. Die Gunst des Publikums fiel zwar nicht ab von der gefeierten Aktrice; aber ihr Ruf war erschüttert, sie selber eingeschüchtert. Sie wandte sich erschrocken, schriftlich, an den erzürnten Halbgott, bat um die Lösung des Räthsels. Er ließ sich beschwören, geruhte die wahre Ursache zu enthüllen; er tadelte die Sitten der Rachel. Jules Janin Sittenrichter! das hatte noch gefehlt .... das übrige dieser Koulissen-Anekdoten entzieht sich auch jetzt noch der Oeffentlichkeit; genug die Belangte entging, durch ein heroisches Nachgeben, den Ruthenstreichen des Kritikers.

Dieser hatte etwas voraus vor dem unglücklichen Lamartine; er hatte sich nicht auf das Schuldenmachen verlegt. Eine Periode der Verschwendung hatte er zwar durchgemacht, mehrere Pferde in seiner Stallung und eine noble Maitresse in seiner Wohnung beherbergt. Auch mit dieser Angewöhnung brach er zu rechter Zeit; er reformirte sich, warb um die Hand einer sittsamen Braut und führte sie heim; doch seinen literarischen Antecedenzen blieb er während und nach der Heirath treu, und, von seinem Glücke berauscht, detaillirte er vor dem Publikum die materiellen und moralischen Reize derselben. Auch diese Unart ging ihm hin; die Ehe war glücklich und in seinen letzten durch Infirmitäten getrübten Lebensjahren stand ihm die Gefährtin hülfreich zur Seite. Der joviale Janin hatte sich einen unverwüstlichen Jünglingshumor bewahrt; diese unschätzbare Eigenschaft blieb ihm in allen Lebensverhältnissen, bis ins höchste Alter; sie prägt sich aus, absonderlich in seinen zahllosen

improvisirten Romanen, in jedem Erguß seiner Laune.

Während vierthalb Dezennien erschien keine neue Ausgabe eines klassischen französischen Schriftstellers, kein illustrirtes Werk, kein Prospektus einer Buchhändler-Firma, worin der Name Jules Janin nicht obenanstand; das ward ihm zur Quelle eines gesteigerten Einkommens, dem vulgären Publikum eine Lockspeise, eine Angel, womit man die stummen Fische der Provinz und des Auslandes fing. Daß Armand Bertin, der gediegene, intelligente, hochgeehrte Direktor der „Débats", dem Feuilletonisten treu blieb, auch während der Periode des unausbleiblichen Abnehmens seiner Geisteskraft, auch nach dem inhaltsleeren Abklatsch seiner wöchentlichen Aufsätze, erkläre ich mir hauptsächlich aus dem Umstand, daß man diese entnervten Feuilletons noch gut genug hielt für die Bastardfranzosen des Nordens, für Polacken und Kosaken, die an dieser abgetragenen Tafel ihre witzigen Einfälle, ihre Konversationsliteratur einholten. Ein anderer honorabler Beweggrund kam hinzu; während der Krisis der Februarrevolution mußte sich das „Journal des Débats" in der Besoldung seiner Mitarbeiter einschränken; während dieser Uebergangsperiode wankte auch Jules Janin nicht in seiner Anhänglichkeit und wies glänzendere Offerten ab. Dieses ehrenhafte Betragen zu erwähnen, ja hervorzuheben als Gegengewicht früherer Uebergriffe, ist nicht mehr als billig.

Jules Janin hat selber eine Auswahl seiner dramatischen Besprechungen veranstaltet, aber damit doch keine eigentliche Geschichte des modernen fran-

zösischen Theaters herauszuarbeiten vermocht. Schon jetzt sind diese 6 Bände zum veralteten Plunder geworfen. Seinen außerakademischen Lobhudlern, einem Piedagnel z. B., muß man es überlassen, die Verdienste dieses Luca fa presto hervorzuheben; unbefangenen Beurtheilern erscheint es als ein abschreckendes Beispiel, wohin die Vergeudung unbestrittener talentvoller Anlagen führen muß; es wird zum tausendsten Male des großen Dichters Worte bestätigen:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die größte Kraft.

Erst in seinem vorletzten Lebensjahre erhielt J. Janin Zutritt zu dem Areopag der vierzig Unsterblichen. Nicht daß er so spät, daß er je zugelassen wurde, sollte unser Staunen erregen, hätte nicht mehr als einmal die heilige, eherne Pforte sich ebenfalls für Unbefugte geöffnet. Drang doch ohnlängst Alexander Dumas junior, der nun ebenfalls die Rolle eines Moralisten spielt, in den Senat der Sittenrichter und Priester der ästhetischen Würde; es wird sich letzterer mit seiner angebornen Keckheit durch sein Talent der dramatischen Mache habilitiren. J. Janin athmete nicht „in jenen heiligen Hallen" in einer ihm günstigen Atmosphäre; er fühlte sich fremd; bei seiner Aufnahme versagte ihm die Stimme und die frühere Zuversicht; er überreichte sein Manuskript einem Kollegen und litt Schiffbruch am Molo des Hafens, auf den er jahrelang bei konträren Winden

erfolglos zugesteuert. Diesen Auftritt verschwieg Cuvillier klüglich bei seiner Thronrede und erging sich dagegen, wohlberechtigt, in dem Hervorheben der parlamentarischen Epoche, woraus vor allen die Namen von Guizot, Thiers, Mignet und was sich an diese Heroen der modernen französischen Intelligenz knüpft, glänzend auf die Epigonen herüberleuchten.

Sollte mir, um mit Herrn J. Janin zu schließen, der Einwurf entgegnet werden, wie doch nicht jede Spur des Wirkungskreises eines so weit verbreiteten Talents verwischt werden könne, so würde ich einlenkend antworten: Nein, nicht alles und jedes. Gewissenhafte Literarhistoriker — ein Gervinus z. B. — werden unbestreitbar im Inland und Ausland auftauchen und dem übersprudelnden französischen Feuilletonisten gerecht werden. Aber nicht die von J. Janin selber bevorzugten Arbeiten, nicht seine kapriziöse Uebertragung der horazischen Oden, nicht ein einziger seiner insipiden Romane, nicht eine einzige seiner blos mit Vorbehalt anzunehmenden Kritiken, werden auftauchen aus dem Fluthenschlamm seiner Polygraphie. Einzelne, von ihm in verlorenen Augenblicken skizzirte Genregemälde, jetzt kaum beachtet, werden die Blicke der historischen Feinschmecker auf sich ziehen; wohin ich z. B. dasjenige der ersten Aufführung des «Mariage de Figaro» in seinem Aufsatze über Beaumarchais zähle. Da bekundet sich sein eigentliches, sogar ins Politische überspringende Genie; diese prächtige Extemporisation zeigt J. Janin in seinem wahren Lichte: als einen

inspirirten Epigonen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als den unwillkürlichen, unbewußten Mitarbeiter an der Zerstörung einer veralteten Gesellschaft, als die zertretene Erdschichte auf einem neuen Saatenfelde.

VIII.

Goethe und Edmond Scherer.

Seit dem unseligen Kriege von 1870—71 war in der Pariser literarischen und wissenschaftlichen Welt die Mode aufgekommen, an den deutschen Geistesgrößen zu mäkeln, sie auf eine ungerechtfertigte, oft wahrhaft niederträchtige Weise zu verkleinern. Es machte sich diese Angewöhnung geltend bis in die höchsten akademischen Rigionen hinauf. Einen neuen Beleg zu dem traurigen Symptome liefert uns Edmond Scherer — ja nicht zu verwechseln mit unserem deutschen Wilhelm Scherer. — Nach St. Beuve's Tode behauptete der erstgenannte eine der hervorragendsten Stellen in der Reihe der französischen Kritiker. Wie weit politische Parteisucht ein ausgezeichnetes Talent verblenden, von der geradlinigen Hauptstraße auf Nebenwege, oder gar in Sumpf und Moor verleiten kann, das bringt uns der neueste Band der »Portraits littéraires« vor die Augen. Die kurzgefaßte, einschneidende, in hohem Grad einseitige Besprechung von Goethes Leben und Wirken zeigt uns den früher meist unparteiischen Aristarchen

in einem neuen Lichte. (*) Unwillkürlich fragt man sich, ob man wache oder träume. Und doch ist dem also; die Auslassungen Edmond Scherers über den Altmeister sind der Art, daß auch dem aufrichtigsten Anhänger früherer Leistungen des mit deutscher Wissenschaft großgezogenen Schriftstellers der sprichwörtliche Vers aus Racine's Athalie in die Ohren tönt. Edmond Scherer schlägt seiner Amme ins Gesicht und zerfleischt ihre Brüste. Das wirsche Benehmen ist indeß nicht ganz gefahrlos für das undankbare Pflegekind; es wirft ein schiefes Licht auf seine frühere Laufbahn, verdächtigt seine Sinzerität, und stellt seiner heutigen Geschmacksrichtung ein schlechtes Zeugniß aus.

Unsere schwache Stimme mag wohl nicht zu den Ohren des Betheiligten dringen; er mag sie überhören in seiner jetzigen sozialen Lage; für den heutigen „Senator" ist es eine vox clamantis in deserto. Allein auch aus dem französischen Journalistenlager werden ihm bereits Warnungen ertheilt, denen er sich nicht ganz verschließen kann; in seinem Uebermuth vergreift er sich schon an nationalen gallischen Größen.

Die bisherige Laufbahn Edmond Scherer's läßt sich in wenig Zeilen fassen; sie ist wohl vielen unserer Leser bekannt. Aus dem orthodoxen protestantischen Sanktuarium trat er unverholen, muthig, als sein primitiver Glaube durch das Studium der biblischen Kritik erschüttert, dann völlig umgeworfen worden; aus Straßburg war er nach Genf, von dort nach Paris übergesiedelt. Dagegen läßt sich auf liberalem Boden

(*) Paris 1876. 5tes Bändchen der ganzen Serie.

durchaus nichts einwenden, obgleich eine dermaßen radikale Apostasie auf das Erlöschen eines Polarsternes im Gemüthe des Betheiligten hinweist.

Bei Edmond Scherer waltet allein der nüchterne, alles zersetzende Verstand. Ob bei dieser Anlage seine jetzige Ueberzeugung Stand hält, mag die Zukunft lehren. In welche fremde Bahnen er noch einlenken wird, dafür kann Niemand, er selber nicht, bei seiner jetzigen politischen Umgebung einstehen. Der uneigennützige Ehrgeiz des Literaten dürfte, verschüchtert, vor dem Ehrgeiz des Politikers sich verkriechen, und wie sein glänzender Vorgänger Sainte Beuve als Senator unter dem zweiten Kaiserreich eine schwankende Rolle spielte, mag auch E. Scherer, durch seine unerwartete Beförderung in eine höhere Sphäre, mehr verlieren als gewinnen.

Sollte der Verlauf seiner neuangetretenen Laufbahn unsere Befürchtung Lügen strafen und der befähigte Kritiker nicht nur als Berichterstatter, sondern als thätig eingreifender Geschäftsmann dem Staate bedeutende Dienste leisten, da wird unter seinen früheren ihm unbekannten Verehrern keiner mehr als Schreiber dieser Zeilen im Stillen Abbitte thun.

Edmond Scherer beklagt es an Goethe, daß er nicht auf einem größeren Schauplatz gelebt, nicht in einer der größeren europäischen Hauptstädte seine engherzigen kleinstädtischen Ansichten erweitert; nun mag er selber durch augenscheinliche Thatsachen bethätigen, daß Paris seinen Gesichtskreis ausgedehnt und zu neuen Pflichten und Ansprüchen befähigt.

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkte zurück: den Beweis haben wir zu liefern, daß der strenge Aristarch sich an Goethe vergriffen; daß er sich nicht aus diesem keck begonnenen Kampfe mit heiler Haut herausziehen wird, es sei denn, das jedes Gerechtigkeitsgefühl dies- und jenseits der Vogesen abhanden gekommen; daß mit einem Wort nationale Vorurtheile und Leidenschaften vorherrschen im Areopag des gebildeten Publikums.

Mit seinen eigenen Worten hoffen wir Herrn E. Scherer zu schlagen. Dem vorurtheilsfreien Leser überlassen wir die Nutzanwendnng und die Schlußfolge.

Welchen ausschließlichen Parteistandpunkt Herr E. Scherer einnimmt, erhellt hinreichend aus dem einleitenden Glaubensbekenntniß des Aufsatzes über Goethe.

„Die Deutschen riefen gegen uns das veraltete Eroberungsrecht wieder ins Leben . . ., sie bekämpfen uns mit Haß und Neid, mit feiger Beschimpfung; unverzeihliche Beleidigungen haben sie zwischen uns aufgehäuft . . ., gerecht ist somit unser Haß gegen Deutschland; deshalb es nicht kennen zu wollen, wäre kindisch . . . Hin ist hin, das wissen wir: irgend eine erhebende Idee, ein adeliges Gefühl aus Deutschland zu schöpfen, darauf verzichten wir! desto besser können wir es beurtheilen, unpartheiisch sein gegen radikal Ungerechte.“

In der That wer nach solchen Eingang die Unparteilichkeit des ästhetischen Richters zu bezweifeln wagt, wäre mit totaler Blindheit behaftet!

Goethe bis heutigen Tages von allen gebildeten Nationen als der größte moderne Dichter anerkannt und belobt, Goethe — wir scherzen nicht — ist in Edmond Scherers Augen „jedes schöpferischen Talentes" baar, er hinterläßt der Nachwelt nicht Eine lebende scharfgezeichnete Figur; Werther ist ein naiver Gimpel (un niais); Faust ein Phantast: Tasso ein Wahnsinniger; Wahrheit und Dichtung ein erkalteter Aschenhaufen; und sich selber, seine eigene Persönlichkeit alleine idealisirt und verallgemeinert Goethe: sein Conterfei wollte er aufwerfen zum Symbol der Menschheit. Die berühmte Idylle von Sessenheim ermangelt jeder Frische, jedes Reizes; noch mehr gilt dies vom Verhältniß mit Lili; die Autobiographie von Wahrheit und Dichtung ist überladen mit unnützen, schwerfälligen Abschweifungen . . ."

Wir waren bisher der Meinung, das Gemälde der Krönungsfeierlichkeit in Frankfurt sei belehrend und anschaulich lebhaft.

Herr Edmond Scherer belehrt uns eines bessern; keine der mannigfaltigen Episoden der Memoiren findet Gnade vor dem unbarmherzigen gelangweilten Aristarchen. Und nun gar auf politischem Gebiete! Was liegt Goethe am Schicksal der menschlichen Gesellschaft? . . . Was versieht er davon? . . . Il n'y entend rien. Goethe's G e n i e (Edmond erlaubt sich einigemal diesen Ausdruck) konnte ihm die Erfahrung und die Inspiration einer Großstadt nicht ersetzen. „Napoleon habe bereits auf diese Lücke in Goethes Entwickelung hingedeutet, indem er den Schriftsteller nach Paris einlud."

Wir erlauben uns dagegen die einzige unmaßgebliche Bemerkung, daß der große Feldherr und Staatsmann, bei der Unterredung in Erfurt (1808), Goethe nur aus einer magern Uebersetzung des Werther kannte, der encyklopädischen Entwicklung des vor ihm auftauchenden Genies fremd war, und dennoch unwillkürlich in die allbekannten Worte ausbrach; „Das ist ein Mann!" «Vous êtes bien conservé», sagte er zu Goethe, der um sein Alter befragt, sich als Sechziger angab. Es befremdet mich, das E. Scherer diese Worte nicht parodirt und behauptet, der Kaiser habe damit angedeutet: »Vous êtes un vieux fat!»

So ist denn der gesammte Aufsatz ein systematischer Tadel? fragt wohl der Leser. Ein so unvorsichtiges Verfahren erlaubt sich selbstverständlich E. Scherer nicht, damit thäte er seiner wohlberechneten Kritik Schaden und Abbruch. Der Einfluß der italienischen Reise, des längern Aufenthalts in Rom, die Metamorphose, die sich damals in Goethe vollzog, wird mit prägnanten Zügen hervorgehoben; abzuleugnen war sie nicht. Goethe wird nach E. Scherer's Ausdruck, nicht zum Pantheisten, sondern zum klassischen Heiden; weit hinter ihm lagen die unklaren Sturm- und Drangjahre; die kleinliche Geschäftswelt von Weimar beunruhigte ihn nicht mehr, raubte ihm nicht mehr die köstliche Zeit. Er gießt Iphigenie, die herrliche Gestalt, in eine rein griechische Form, Tasso desgleichen. Kunst und Alterthum betrachtet er mit klarem Blick, Doch Eines verschweigt E. Scherer und ich fürchte, es geschah vorsätzlich: Goethe liest sich, aus dem Zentralpunkte Rom, in die Weltgeschichte hinein;

die Radien, die von dort auslaufen, verfolgt er bis an die Zirkumfererz der damals bekannten Welt. Nur in die mittelalterliche Architektur läßt er sich nicht verlocken; der geringste Ueberrest eines griechischen oder römischen Tempels erweckt in ihm größeres Interesse als die christlichen Gruftkirchen. Diesen letzten Umstand betont E. Scherer schadenfroh. Freilich ist dies eine Lücke in Goethe's italienischer Reise. Doch Land und Leute, das Meer mit seinen Buchten, die südlichen Gärten, erstehen vor uns in herrlicher Beleuchtung. Nach bald hundert Jahren sind die Schilderungen in ihrer antiken Einfachheit so lebendig, als hätte sie ein gestriger Tourist niedergeschrieben. Der Zauber wirkt nach wiederholter Lektüre. Die eingestreuten Episoden und Ereignisse — wir erinnern nur an den Besuch von Kagliostro's Familie in Palermo, an die bestandene Gefahr in Kapri's Meerenge, an das zartangedeutete Verhältniß mit der Mailänder Dame in Rom — mischen in das beschreibende und artistische Interesse die gehörige dramatische Ingredienz.

Goethe's Wiedererscheinen in Weimar, nach beinahe zweijähriger Abwesenheit und der nur beginnende Abschnitt seiner Biographie liefert dem Kritiker die Handhabe zu herbem Tadel . . . wir meinen die gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht die Arbeit des schaffenden Dichters. Schon die vorhergehende zehnjährige Periode (1775—1786) ward in solch absprechendem Tone behandelt, das muthwillige Treiben mit dem jungen Herzog schonungslos angedeutet, der Einfluß der geistreichen gestrengen (?!) Frau von Stein auf den

gebändigten Freund halb spöttisch hervorgehoben. Nun kommt die bis zum Ueberdruß besprochene anti-platonische Verbindung mit Christiane zu Tage; Edmond Scherer findet eine ungeheuchelte Freude, die in der That nicht lobenswerthe lange Episode mit puritanischem Eifer zu geißeln. Anders konnte er wohl nicht bei seinem jetzt eingenommenen Standpunkte. Den Katechismus des positiven Christenthums hatte E. Scherer schon längst weggeworfen; er mußte dagegen die verletzte gesellschaftliche Konvenienz als berufener Ehrenadvokat um so stärker betonen; dabei läßt er aber die Laxheit der damaligen Weimaraner Sitten und die Konnivenz des fürstlichen Gönners ganz, in tiefem Schatten, bei Seite.

Dem nunmehr aus einem „naiven" Nachahmer von Shakespeare und Jean Jaques Rousseau zu einem klassisch kalten umgewandelten Schöpfer der Iphigenie wird E. Scherer einigermaßen gerecht; er zeigt ihn unter dem regelmäßigen Joche der Naturwissenschaften keuchend, nur nach Ordnung und Harmonie streben; „dabei aber verlor der Mensch, was etwa der Dichter und der Gelehrte gewann." So vergällt er noch das kümmerliche Lob.

In der nobeln, rührenden Verbindung mit Schiller bezeichnet E. Scherer mit Vorliebe die ungünstigen Anfänge, die Antipathie, welche der ungestüme revolutionäre Schöpfer der „Räuber", zuerst, neben aller Bewunderung, Goethe gegenüber empfand. Kaum vorübergehend wird der spätere fast tägliche Austausch von Ideen und Gefühlen, die gegenseitige Hingabe der beiden Freunde berührt. Der merk-

würdige — wir scheuen uns nicht zu sagen — der unsterbliche Briefwechsel beider geistiger Heroen hat, scheint es, im Gemüthe Herrn E. Scherers keinen Wiederhall gefunden, keine deutliche Spur hinterlassen. Es gähnt uns hier eine unausgefüllte Kluft entgegen; das in seiner Art einzige Verhältniß wollte er zu Tode schweigen.

Dagegen ergeht er sich des Längern über Eckermann's Gespräche mit dem greisenhaften Patriarchen. Was Boswell in der englischen Literaturgeschichte für Johnson, das wurde Eckermann für Goethe; „ein täglicher sklavischer Photograph jeder Bewegung des großen Mannes; ein täglicher minutiöser Berichterstatter auch der geringfügigsten Aeußerung". Für E. Scherer trägt das liebevolle Anschließen, die naive Bewunderung den Stempel „einer Lakaienseele." Dieses harte Urtheil zeichnet ebenfalls den Grundcharakter des herzlosen Aristarchen. Daß dem Genie gegenüber, für untergeordnete Intelligenzen, kein anderes Gefühl ermöglicht ist als neidlose Liebe, ist für ihn eine unverständliche Sentenz. Groß war und blieb indeß der Eindruck, den uns Mitlebenden vor dreißig Jahren „die Gespräche" hinterließen. Neben dem Zugeständniß vieler unerheblichen Daten, fesselte manche anziehende Seite; darunter rechnen wir, z. B. Eckermanns letzten ergreifenden Besuch in dem Leichenzimmer des großen Todten.

In denselben Briefkorb würde Scherer die Memorabilien des Kanzlers Friedrich von Müller werfen, der zwanzig Jahre in Goethes Intimität lebte, und zu seinem testamentarischen Exekutor ernannt

war, ließe sich nicht aus diesem Nachlaß wie aus Eckermanns Gespräche die Kenntniß des Goethe'schen Charakters herauslesen; so viel gesteht auch der Kritiker zu. Ueber solche persönliche Eindrücke, läßt sich nicht rechten. Nur fügen wir den frommen aufrichtigen Wunsch hinzu: es möge dem liebeleeren Verstandesmenschen nicht einmal mit demselben Maße gemessen werden.

Wie erscheint denn der geschmähte, heruntergewürdigte, in den Staub getretene Goethe zuletzt seinem Antagonisten? Das wagt er doch nicht mit Einem Worte auszusprechen, nicht in Eine einzige Formel zu gießen. „Der kapriziöse Proteus entzieht sich dem Späherauge, höchstens entpuppt er sich als ein nur auf seine persönliche Fortbildung bedachter Egoist.“ Manche Aeußerungen in Briefen und Gesprächen deuten in der That auf diese Seite hin. Die strenge, fast pedantische Methode in Geschäften und im täglichen Verkehr während den vorletzten Lebensjahren wird unbedingt belobt, die ungebeugte Arbeitskraft bewundert. Noch in seinem achtzigsten Jahre konnte Göthe täglich den Valor eines Bandes verschlingen und verdauen. Für diese beneidenswerthe Eigenschaft hegt E. Scherer einen offenen Sinn. Auch ihm muß zur Erfüllung seiner täglichen Pflichten eine solche Fähigkeit erwünscht sein. Die Qualität des Vogels Strauß läßt er, wie Goethe gelten; den wählerischen Geschmack spricht er ihm ab und verdammt ihn bei Anlaß einiger flüchtig hingeworfenen Urtheile über gleichzeitige französische oder englische Bücher. Der ausgezeichnetste Purist und ästhetische Feinschmecker bestände eine solche Feuerprobe nicht.

Auch die „Höflingsnatur“ Goethe's findet vor E. Scherer keine Gnade. Wie bespöttelt er nicht den Armen, weil er sich des Besuchs von Ludwig dem I. erfreute! Heinrich Heine's unartiges und zuchtloses Verhalten demselben kunstliebenden Fürsten gegenüber wird belobt und als geistreich gepriesen. Belächeln läßt sich vielleicht die hyperbolische Bewunderung Goethe's für Münchens eigentlichen Schöpfer; aber wer wagt es, ihn zu tadeln, wenn er die in Deutschland eingehaltene Rangordnung anerkennt? Die dunkeln Flecken des Dichters hervorzusuchen, ist nun einmal des Kritikers Amt; bis hieher wäre noch alles erträglich; unverantwortlich aber bleibt das folgende wegwerfende Urtheil:

„Ich konnte es kaum über mich bringen, den Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften zu Ende zu lesen. Die Charaktere beider Romane bewegen sich in einer trivialen Welt; die Leidenschaften sind abgeblaßt (ternes); die Ereignisse unbedeutend (vulgaires); Mignon erweist sich reizlos, durchaus unmysteriös; die einzige inwohnende Poesie findet sich in den unsterblichen Strophen, die der Verfasser dem Kinde in den Mund legt.“

Wir appelliren an das gesunde, richtige Gefühl, an den Geschmack aller nur einigermaßen gebildeten Leser dies- und jenseits des Rheins, dies- und jenseits des Kanals und des Oceans, und werfen die Frage auf: Wie darf ein Kritiker, und wäre er dem Dichter ebenbürtig, wie kann er es wagen, dem Publikum solches zu bieten? . . . nachdem die größten Dichter und Künstler der Jetztzeit gerade vor dieser Schöpfung

in tiefster Bewunderung sich geneigt? Walter Scott, Byron, Ary Scheffer, könnten sie aus dem Grab erstehn, würden E. Scherer mit Hohngelächter verfolgen; Schiller, dem beiläufig, und so zu sagen, doch ein ästhetisches Urtheil zusteht, Schiller, der Schritt für Schritt der Entwicklung Wilhelm Meisters folgte, und der Riesenschöpfung seines Freundes unbedingte Anerkennung zollte, wie würde ihm bei solcher Blasphemie zu Muthe?

Bestreiten läßt sich die Moralität der Wahlverwandtschaften. Es ist eine erschütternde Ansicht, die Urquelle menschlicher Neigungen dem physischen Attraktionsgesetze zu unterwerfen, obgleich der Dichter des Romans zuletzt dem festen Willen des Menschen die Oberhand gewährt, zum Siege über das materielle, selbstsüchtige Princip verhilft . . . Aber der furchtbaren Schöpfung das leidenschaftliche Interesse abzusprechen, in Eduard und Ottilien nicht unsterbliche Typen heroischer Entsagung zu erkennen, das widerspricht dem elementaren Schönheitsgefühl. Von Richardson ab bis auf die modernsten anerkanntesten Virtuosen in der Romandichtung schuf keiner anziehendere Gestalten. Die Gluth jugendlicher Phantasie, der Stachel eines inneren Seelenkampfes, offenbart sich dem aufmerksameren, sympathischen Leser in diesem Selbstbekenntniß des sechzigjährigen Dichters. Beneiden könnten wir Herrn E. Scherer um seine kalte Selbstbeherrschung; aber seinen kritischen Takt anzuerkennen bleiben wir unvermögend.

Ebensowenig wird er den abgeschwächten, fragmentarischen Meisterjahren Wilhelm Meisters gerecht.

Der prophetische Blick, den Goethe ein halbes Jahrhundert voraus auf die jetzigen socialen Zustände wirft, entging ihm. Sich mit Liebe in das Gemüth des gealterten Sehers zu werfen, das ist ihm nun einmal nicht gegeben. Wie „langweilig Goethe, Jupiter pluvius», werden könne, dafür beruft sich E. Scherer auf das Zeugniß einer erlognen Größe der Bohême littéraire, auf Herrn Paul de St. Victor!

Bis jetzt hatte Deutschland, hatte das literarische Europa das idyllische Epos „Herrmann und Dorothea" mit Bewunderung aufgefaßt. Was ist Herrmann und und Dorothea? „ein künstlich aufgezogenes Produkt; das Treiben einer Kleinstadt in homerischem Style geschildert"! . . . Kein Wort von dem großen historischen Hintergrund der französischen Revolution, des Ueberfluthens gallischer Raubhorden in die gesegneten Gauen Süddeutschlands, keine Sympathie für die keusche Neigung der beiden jugendfrisches Leben athmenden Hauptgestalten!

Und die „natürliche Tochter! die marmorkalte!" die müssen wir freilich ganz preis geben! Das ist nur eine Comödie à la Musset in gespreiztem Euripidäischem Style! Da sogar gewiegte deutsche Goethekenner diese Schöpfung etwas geringschätzig behandeln, dürfen wir keine Apologie gegen einen Franzosen unternehmen. Zu unserer persönlichen Erbauung wünschen wir mehr solcher dramatischer Gespräche, ebenfalls mit dem Hinblick auf die sociale Umwälzung des auslaufenden 18. Jahrhunderts, und dem Vorführen solcher idealer Gestalten, die nur der feinste Silbergriffel zu zeichnen vermochte. Für E. Scherer

ist das eine archäistische Parodie, ein geschraubter Dilettantismus.

Wir sollten denken, der ganze Köcher sei entleert, kein Pfeil des höhnischen Spottes bleibe mehr übrig. O nein! Wir sind noch nicht zu Ende.

Schiller hat in einem ideenreichen, feinen Aufsatze die geschichtliche, die populäre, und die leidenschaftliche Seite Egmonts hervorzuheben sich bemüht. Schiller war mit Blindheit geschlagen. Der Egmont Goethes ist eine höchst mittelmäßige Composition, eines der schwächsten Dramen Goethes; keine Spur von historischer Wahrheit. . . . Die packende Wirkung des Dramas, sogar auf mittelmäßigen Bühnen, hat wohl der Kritiker nicht erprobt, oder hätte sich dagegen gestemmt. Auch die mehrfachen Nachahmungen ignorirt er, z. B. die liebliche Scene in Kenilworth, zwischen Leicester und Amy Robsart. Puritanische Frauen hörten wir Anstoß nehmen an der naiven, bürgerlichen Geliebten Egmonts. Auf dieses Terrain ließ sich Herr E. Scherer nicht verleiten. Es genügt ihm das ganze Theater Schillers und Goethes über den Haufen zu werfen. Er drängt sein Endurtheil in den paradoxen Diktatorausspruch: es sei das deutsche Theater eine viel konventionellere, erkünsteltere Schöpfung als die französische Tragödie des 17. Jahrhunderts.

Solche Aeußerungen richten sich selbst.

Auch Goethes Prosa wird bekrittelt. „Goethe ist ein geschickter Verskünstler; aber in Prosa kann er nicht schreiben; es existirt gar keine deutsche Prosa. Goethe hat die Schwierigkeit nicht überwunden, nicht umgangen: nicht einmal in Lessings Fußtapfen trat er ein.“

Wir sprechen dem spätern Kanzleistyle Goethes in Billetten und Geschäftsbriefen nicht das Wort. Auch darüber ist das Herbste schon gesagt. Doch Goethes krystallhelle Sprache in seinen zwei Hauptromanen, in unzähligen Aufsätzen, in seinen zerstreuten Gedanken und Maximen nicht anzuerkennen: die vielen klassischen Produkte deutscher Prosa von Winkelmann ab bis auf so manche Historiker und Kritiker der Neuzeit abzuläugnen, das stimmt ganz wieder zu der systematischen Verkleinerungssucht, die ein ausländischer Kritiker sich nicht erlauben sollte. — Ist etwa die Prosa des Thukydides leicht zu lesen?

Richtiger charakterisirt dagegen E. Scherer den allgemeinen Entwickelungsgang Göthe's nach seinen italienischen Reisen. Das Gleichgewicht zwischen den beiden Elementen der Kunst, d. h. zwischen der Wissenschaft und der persönlichen dichterischen Inspiration, wurde nicht mehr gehandhabt; der Schriftsteller fand nach und nach mehr Geschmack an den Ideen, als an den Eindrücken der Außenwelt. Zuerst hatte er sich mehr dem Ideale hingegeben, drauf dem Symbole, zuletzt der Allegorie.

„Der zweite Theil des Faust bildet den Kulminationspunkt dieser späteren Tendenz. Göthe ergeht sich in Hieroglyphen, mystificirt bisweilen seine Leser. Kornelius und Kaulbach malen in der Art wie Göthe dichtet. Die Deutschen gehen an ihrem Ideenreichthum zu Grunde; ihre Lunge ist nicht weitathmig genug, ihr Temperament ist nicht plastisch; die Sinnlichkeit geht ihnen ab."

Einen Theil obiger strenger Bemerkungen gestehen

wir dem Kritiker zu; nur liegt ein unerschöpflicher Schatz von Weisheit und Belehrung auch in diesem mystificirenden, symbolischen zweiten Theile der Faustdichtung geborgen. Und so unplastisch, wie Edmond Scherer meint, sind viele Scenen des verrufenen Gedichtes keineswegs, wenn sie nur mit dem gehörigen Verständniß gelesen und angeschaut werden. Freilich bedarf es eines Schlüssels, den nicht Jedermann zu fassen versteht. Auch Dante ist nicht für Jedermann, und doch hat er schon beinah' sechs Jahrhunderte überlebt. Die kernhafte, gesättigte Sprache des zweiten Faust versetzt oft in die muthwilligste aufbrausende Jünglingsperiode Göthe's.

Wir eilen zum Abschluß. Nur zwei Schöpfungen des großen Dichters läßt der Kritiker gelten und die nicht ganz unbemängelt:

den ersten Theil von Faust; aber das ist und bleibt ein Fragment;

die ersten lyrischen Gedichte; aber die hat Goethe späterhin verdorben und abgeschwächt.

„Bei aufmerksamer Lektüre", bemerkt der Aristarch, ist ersichtlich, daß Goethe zuerst von wahren Gefühlen beseelt war, daß er es nicht mehr ist und im Grunde sich nie ganz ergriffen fühlte .... Er trat immer aus sich selbst heraus, beobachtete sich, sein Leben und seine Leiden; mithin litt er nie ehrlich .... Heinrich Heine's Lieder flossen über von Liebe und bitterem Schmerz; mithin stehen sie höher als Goethe's Lieder.

Für diese Apotheose würde sich Heinrich Heine, könnte er sie in der Schattenwelt vernehmen, ironisch lächelnd bedanken.

Wir sind dem Kritiker sehr oft auf dem Fuße gefolgt, mit dem unheimlichen Eindruck, einem systematischen Zernichtungsprozeß beizuwohnen. Unerschüttert blieb indeß unsere instinktive und später durch eingehendes Studium gekräftigte Bewunderung. Sie blieb es um so mehr, da sich der Kritiker gedrungen fühlte, selber einzulenken; er scheint den selbstgeschaffenen Zwiespalt, die Kluft zwischen seinen Angriffen und seiner endlichen Panegyrik nicht zu bemerken; sie zu überbrücken gelingt ihm nicht.

„Faust", so drückt er sich aus, bleibt das Poem „des Gedankens und des modernen Lebens; eine der „größten Schöpfungen der Dichterkraft; das erstaunens„würdigste Produkt unseres Jahrhunderts . . . . „Goethe hat auf die Natur und das menschliche Leben „durchdringende Blicke gerichtet. In seinen epigram„matischen Poesien, in seinen nicht versificirten „Gedanken wirft er Worte hin, die, wetterleuchtend, „die ganze Tiefe unseres Geschickes durchzucken, die „ergreifend wirken als bindende Mitglieder aller und „jeder menschlichen Erfahrung, die zugleich trösten „und beschwichtigen, wie eine Offenbarung der ewigen, „unabweislichen Naturgesetze.

„Er bleibt einer der größten Söhne des Menschen„geschlechts. Auf dem Sockel seiner Bildsäule würde „ich folgende, von ihm selbst herrührende Worte ein„graben: „„Hin und wieder finden sich ehrliche Leute, „„die sich an meinen Schriften erbauen; wer sie liest „„und zu verstehn die Mühe gibt, gelangt zu der „„Einsicht, daß er dabei eine gewisse innere Unab„„hängigkeit gewann"". Kein geringeres, gerechteres

„Lob kann man Goethe spenden; die Wahrheit zu „sagen, für jeden Menschensohn ist dies wohl das „höchste, beneidenswertheste Lob.“

Gegen Herrn E. Scherer erlaube ich mir schließlich den Zuruf: Ist diese Ihre Panegyrik wahr, so sind die meisten Ihrer Prämissen falsch; sind Ihre Prämissen wahr, so ist Ihr Lob falsch, ein geheucheltes Zugeständniß.

IX.

Daniel Stern.

Das ohnlängst erfolgte Hinscheiden Daniel Stern's, d. h. der einundsiebzigjährigen unter jenem durchsichtigen Pseudonym sich verbergenden Gräfin d'Agoult, geb. v. Flavigny, läßt in der schriftstellernden Damenwelt von Paris eine fühlbare Lücke. So vorgerückt ihr Alter, blieb sie doch thätig eingreifend; ihre begonnene „Geschichte der niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts" bezeugt ihre Arbeitskraft und ihre angebliche politische Glaubenstreue. Eine Adlige von Geburt und ausgezeichneter aristokratischer Bildung, wurde sie durch ihre Studien und Lebenserfahrungen in das demokratische Lager hinübergeführt, doch mit Vorbehalt auch dieser Partei nur Sympathien zu bieten, nicht alle leidenschaftlichen, anormalen Ausschreitungen, nicht die absurden Hoffnungen zu theilen. Es war ein männliches Talent, ein männlicher Charakter. Ihre Panegyriker — sie hat deren gleich nach ihrem Tode gefunden — reihen sie etwas hyperbolisch an Frau von Staël und George Sand. Diese Rang=

ordnung scheint uns nicht gerechtfertigt; jedenfalls aber bleibt sie eine eigene, fast phänomenale Erscheinung, merkwürdig für Deutschland, da sie, in Frankfurt geboren (1805), mit deutscher Literatur und deutschen Ideen getränkt, dieses Gut als französische Schriftstellerin auf eine originelle Weise verwerthete. Mit dem Altvater Goethe stand sie nicht in näherem dauerndem Contact; aber, wie sie in einem ihrer Werke: „Dante et Gœthe" (1876) behauptet, ward sie einmal als fünfzehnjähriges Mädchen von dem Patriarchen bemerkt, und empfing durch das Auflegen seiner Hände auf ihr Lockenhaupt eine Weihe, die ihr, wenigstens auf einen Theil ihrer Lebensbahn, zum Segen gedieh.

Wir haben es hier durchaus nicht mit der romanhaften Biographie der „berühmten Frau" zu thun. Was sie bis jetzt davon anzudeuten geruhte, ist in ihrem Roman (Nelida 1846), zum Theil in „Dante et Gœthe" niedergelegt. Ueberdies wurden ihre „Mémoires" in der ersten Nummer des von Colanie editirten «Courrier littéraire» angekündigt oder doch in nahe Aussicht gestellt. Bis dorthin scheint es gerathen, über ihr bewegtes Leben und die notorischen Incidenzen desselben sich kein Urtheil zu erlauben. — Gewiß hat sie nur ihre schöne Marmorbüste vor den Augen der neugierigen Leser enthüllt, und auf sie wird das Sprichwort: de mortuis nil nisi bene eine liberale Anwendung beanspruchen. Bereits vor neun oder zehn Jahren hatte der scharfsinnige Kritiker und jetzige französische Senator Edmond Scherer den Weg der unbedingten Lobeserhebung Daniel

Sterns eingeschlagen. In seinen «portraits littéraires» widmet er der anziehenden Androgyne, als Schriftstellerin, eine ziemlich ausführliche Analyse. Von ihrem Leben gibt er nur die unentbehrlichsten Hauptpunkte. — Die philosophisch-literarische Abhandlung von «Dante et Gœthe» (1866) bot ihm zum zweiten Mal Gelegenheit, in den Charakter des ausgezeichneten Talents einzudringen. Schure, ein chauvinistischer Elsässer, wird zum absoluten Panegyriker; die den Franzosen eigene Galanterie gegen Damen, auch wenn diese gealtert oder schon im Schattenreiche wandeln, gestattet wohl gegen Daniel Stern keine andere Behandlung. Es stehen in nächster Zeit noch andere Aufsätze zu erwarten; schwerlich wird ein ganz unparteiischer, rücksichtsloser Kritiker zum Hervorheben der Kehrseite des Talents und des Charakters der Verewigten sich verstehen. Wäre diese Zurückhaltung das Resultat christlicher Milde, so ließe sich nichts dagegen einwenden; aber gesellschaftliche Rücksichten sind dabei meist vorwaltend und bestimmend.

Was uns zuvörderst in den geistreichen Aufsätzen Edmond Scherers unrichtig vorkommt, ist sein apodiktischer Ausspruch: «Oui, vous êtes sincère, Diotime» — Diotima (*) ist nämlich die Hauptfigur in der dialogisirten Abhandlung über Goethe, und unter dieser Maske birgt sich Daniel Stern. — Nein! müssen wir entgegnen; nein! sie ist nicht aufrichtig, oder es hat sich während ihrer letzten Lebenshälfte eine innere

(*) Augenscheinlich ist dabei an Hölderlins und an Platons Diotima gedacht worden.

Umwälzung, eine radikale Bekehrung in diesem leidenschaftlichen Gemüthe vollzogen. Schwerlich läßt sich die Verfasserin von „Nelida“ in ihren späteren Schriften ganz durchschauen. Es mochte ihr ein Ideal von Moralität, von persönlicher und staatlicher Perfectibilität vorschweben; aber daß der ganze innere Mensch bei ihr mit ihren Vorbildern in Einklang war, fällt uns, nach ihren Antecedenzien, zu glauben schwer. — Im engen Schoße der christlichen Kirche, auf dem Todbette, vollziehen sich ausnahmsweise solche Rehabilitationen. Auf Treu und Glauben, nach Insicht abgerissener Sentenzen (*) dies bei Daniel Stern anzunehmen, dazu ist der Leser nicht gehalten. Edmond Scherer ist dagegen die personificirte Aufrichtigkeit. Als seine dogmatischen Ansichten unter dem Einfluß der deutschen theologischen Kritik sich verdunkelten, trat er unverholen aus dem Kreise seiner bisherigen Glaubensgenossen. Sein eigenes Benehmen bestimmte ihn augenscheinlich in seinem Urtheil über Daniel Stern. (**)

Nach unsers Kritikers Dafürhalten erreichte die pseudonyme Gräfin nicht den Grad allgemeiner Anerkennung, der ihrem Talent gebührte, weil ihre Arbeiten nicht auf ein einzelnes bestimmtes Feld beschränkt bleiben. Sie war vielseitig gebildet; ihre

---

(*) Siehe ihre: «Esquisses morales» oder die Abhandlung: «De la liberté».

(**) Die Aeußerungen E. Scherers über Goethe in seinen neuesten «Portraits littéraires» (Siehe oben) sind dermaßen absprechend, daß wir auch an seiner Aufrichtigkeit oder an seinem unparteiischen Richteramte irre geworden.

Leistungen, ihre Ansprüche auf Geltung zersplitterten sich. Sie bewährte sich gleichermaßen in literarischen und artistischen Artikeln, im Roman, in der Moralphilosophie, in der Geschichtsschreibung; sie ließ somit das größere Publikum in der Ungewißheit über die Grenzen ihrer Virtuosität. — Viel Wahres liegt in dieser Bemerkung; und dennoch reichte die Vielseitigkeit Daniel Sterns bei Weitem nicht an die Productivität George Sands.

Beide Frauen waren, soviel wir wissen, nicht ganz intim miteinander befreundet; darüber werden uns die Memoiren einst des Näheren belehren. So congenial in Vielem ihr Streben, so sehr mußten sie sich in der Wahl ihrer Umgebung abstoßen. Wir möchten nicht dafür einstehen, daß in Daniel Stern nicht eine verborgene Eifersucht sich regte. Die Schöpfungskraft und die materiellen Erfolge der Verfasserin unzähliger Romane, packender Dramen, weitgedehnter Memorabilien lagen unbestritten vor Aller Augen. „Nelida" hingegen sah eher einem sorgenvollen Alter entgegen.

Hoch überragte sie aber andere schriftstellernde gleichzeitige Dilettantinnen und emancipirte Frauen. Wir erinnern z. B. an Flora Tristan, die sich, wie D. Stern, um das Wohl und Fortkommen der unteren Volksschichten, besonders um das Loos vereinzelter Frauen und Mädchen bekümmerte, aber in ihrem Bemühen unterging. Unwillkürlich drängt sich uns hier der Name der Dichterin Louise Collet auf; nach einer leidenschaftlichen Carrière, worin Alfred de Musset verflochten, schied sie aus dem Leben um

dieselbe Zeit wie D. Stern; in den illustrirten Blättern stand ihr Bild neben dem Abdruck der Gesichtszüge Nelida's; sonderbares Zusammentreffen dieser romanhaften Heroinen am Rande des Grabes! — Wie ganz anders erscheint dagegen vor dem Altar der reinen Häuslichkeit das vom Schmerz umflorte Antlitz der Wittwe Agenor's v. Gasparin; auch sie eine Priesterin der Musen, auch sie, mit polygraphischer Fertigkeit als capriciöse Touristin, als moralisirende Philosophin zuerst vor der protestantischen Lesewelt sich producirend, hierauf in weitere Kreise eingeführt, von der ultramontanen Partei verfolgt und verleumdet. Auch der eingefleischteste Realist, der Vertreter weiblicher Emancipationsgelüste, konnte, wenn er nicht jedem ästhetischen Eindruck verschlossen, seine Aufmerksamkeit diesem originellen Frauentalent nicht versagen, welches die Advokatur der christlichen Ehe übernahm, (*) Schild gegen Schild erhob und ohne Anstrengung, mit erlaubten Mitteln, durchschlagenden, dauernden Erfolg errang.

Eine Parallele zwischen D. Stern und gleichzeitigen französischen Schriftstellerinnen zu verfolgen, liegt nicht in unserem Plan; wir beschränken uns auf das Hervorheben der Grundsätze der pseudonymen Grafin. Wie mochte es kommen, daß ein im Pariser sacré coeur erzogenes Mädchen, diesem Ausgangspunkt ganz entfremdet, in andere Bahnen überging, unter der Juliregierung sich der reformatorischen Opposition

(*) Le mariage au point de vue chrétien.

hingab und als Mitarbeiter an dem neuen Gebäude auftrat?

Wenn D. Stern in den angekündigten Selbstbekenntnissen nur einigermaßen aufrichtig sein will — ich spreche nicht von rücksichtsloser Darlegung aller Verhältnisse, wie J. J. Rousseau oder Casanova solche sich erlauben, nur von einer relativen Beichte, — so wird sie eingestehen, daß vor Allem Herzenserfahrungen, und höchstens in zweiter Linie historische und Vernunftgründe sie zum Uebertritt ins feindliche Lager bestimmten. Dennoch gipfelt, nach unserer Ansicht, ihre intellectuelle Entwickelung in der „Geschichte der Februar-Revolution von 1848" (*). Bis dorthin war ein Fortschritt sichtbar; von dortab blieb sie stationär. Das angezogene Werk ist ein beinahe photographischer Abdruck der bewegten, kurzen, aber in ihrer Kürze unheilvollen Periode. Unparteiisch, soweit es die Verfasserin bei ihrem einmal eingenommenen Standpunkte sein konnte, entrollt sie das Gemälde der Februartage und der darauffolgenden Anarchie, den Verlauf des furchtbaren Juniaufstandes und der gleichzeitigen Reaction. Sie schildert das Selbsterlebte mit dramatischer Lebendigkeit, doch in einzelnen untergeordneten Episoden allzu ausführlich, und schwächt dadurch den Gesammteindruck. Für künftige Historiker bleibt jedenfalls ihr Werk eine Hauptquelle. Mehr oder weniger mit den auftretenden Aktoren befreundet oder bekannt, von den entgegen-

(*) Das Werk erschien zuerst 1851; seitdem in zweiter verbesserter Auflage.

gesetzten Parteien Berichte und Enthüllungen sammelnd, den weitschichtigen Stoff bewältigend, erscheint uns hier die bisherige Feuilletonistin und Romanschriftstellerin unter ganz neuer Beleuchtung. Wir glauben kaum, daß selbst ihre näheren Freunde, vor der Veröffentlichung dieses Geschichtswerks, in Daniel Stern die Arbeitskraft des Sammlers, die Beobachtungsgabe, die Würdigung der Charaktere und der öffentlichen Zustände vermutheten. Theilweise ist diese Geschichte das Ergebniß einer Improvisation; während die Ereignisse ihren unaufgehaltenen Gang einhielten, schrieb sie täglich ihre Eindrücke nieder. Unter ihren Fenstern zieht der schreiende Pöbel vorüber; sie läßt sich von dem Tumulte nicht stören; sie glaubt immerfort an bessere, ruhigere Tage; für die kommende Generation zeichnet sie die Lineamente jener Schreckenszeit. Ein ergreifendes; fast romanhaftes Interesse fesselt im Laufe der Erzählung auch den gleichgültigsten Leser. Wer selber an der Seite des tobenden Volksstroms lebte, oder im Strudel mit fortgerissen worden, erwehrt sich kaum eines betäubenden Schwindels, eines traumartigen Unwohlseins; vergegenwärtigt wird ihm die fluchbeladene Zeit.

Den Sturz der königlichen Familie hatte Daniel Stern so gut als Lamartine vorausgesehen: die Unzulänglichkeit der ehrenhaften Glieder des fürstlichen Hauses, einen Damm gegen die Fluth aufzuführen, war für die anti-aristokratische Gräfin eine unabweisliche Thatsache; und doch, mit welch' tragischer Energie schildert sie das letzte Auftreten der unvergeßlichen Herzogin von Orleans in der Deputirten-

kammer! — Lamartine war für sie kein congenialer Freund, und doch, mit welch' klarer Würde behandelt sie die Phasen seiner Dictatorsrolle! Wie gerecht abwägend beurtheilt sie die verfehlten, mangelhaften Bestrebungen der Chefs der politischen reformatorischen Schulen, die sich, bereits vor der Revolution, um die Volksgunst bewarben! Es ist ein fast staatsmännischer Ueberblick des chaotischen Strebens, von den St. Simonisten herab bis auf Proudhon, auf dessen Schultern sie die volle Wucht ihrer Verachtung wälzt.

Was mich an Daniel Stern befremdet, was unwillkürlich Zweifel an der politischen Aufrichtigkeit der Schriftstellerin hervorruft, ist wohl folgender Umstand. Scharfsinnig beurtheilt sie die Verhältnisse, die Menschen, die Parteien; sie sieht, welche unvereinbare Elemente in dem Hexenkessel der Pariser Revolution kochen; sie kann das Auge nicht schließen vor der Volkswuth — und dennoch hat sie Worte der Beschönigung; hören wir sie sprechen, da kommen die meisten Fehler von oben .... Nun verneinen wir keineswegs den theilweisen Egoismus der oberen und mittleren Classen der Bevölkerung; aber in vollem Gegensatze zu den Behauptungen der Verfasserin schreiben wir auf die Rechnung der nicht zu befriedigenden Ansprüche der Proletarier einen Hauptttheil der Verantwortlichkeit. Wir sehen nicht ein, wie ein philantropisches, gesittetes Gemüth den Glauben hegt, es könne aus der systematischen socialen Unordnung je ein ersprießlicher Zustand hervorgehen. Wir sehen nicht ein, wie Daniel Stern in dem theatralischen, heuchlerischen Auftreten eines Ledru-Rollin und seiner

Mitgenossen, in den hirnlosen verbrecherischen Ausschreitungen während der Junitage nicht künftige größere Katastrophen voraussah; wie nach den unwiderleglichen Erfahrungen der 70er und 71er Jahre sie sich nicht von ihren früheren politischen Idealen abwandte.

Daniel Stern rühmt sich ihrer geistigen Verwandtschaft mit Goethe. Nun wenn je, so ist hier der Apfel weit weggefallen vom Stamme. Das ganze lebenslängliche Streben des Altmeisters ist in direktem Gegensatz mit der sich ihm aufdrängenden Schülerin; wäre der Patriarch zum hundertjährigen Greisen geworden, und hätte sich ihm Stern-Diotima nach den erschütternden Erfahrungen von 1848 vor die halberblindeten Augen gestellt, wäre sie zu seinen Füßen niedergeknieet, er hätte ihr nicht mehr, wie ein halbes Jahrhundert zuvor, die Hand auf das blonde Lockenhaupt gelegt; unbarmherzig hätte er sie weggewiesen aus dem Kreise der Treuen, die sich um den Vertreter der gesellschaftlichen Ordnung schaarten.

Die Fakten, wie sie Diotima selber hinstellt, strafen ihre politischen und socialen Theorien Lügen; es herrscht ein nicht zu sühnender Widerspruch zwischen der Aussicht auf künftiges Völkerglück und dem Verlauf der Tragikomödie, welche die zu voller Besinnung kommende Nachwelt mit den strengsten Ausdrücken brandmarken wird. — Und schneidender noch dürfte der Contrast erscheinen, wäre nicht die hochbegabte Frau zurückgewichen vor dem Gedanken, trübe Auftritte in ihrer nackten Wirklichkeit zu ent-

hüllen. Wie sichtlich abgeschwächt erscheint doch unter ihrer klassischen Feder die berüchtigte Mordscene an der Barrière von Fontainebleau am Vorabend des niedergeworfenen Juniaufstands! Gewiß waren die Proceßakten der unglücklichen Schlachtopfer dem Geschichtsschreiber nicht vorenthalten worden, und daraus mochte sie wahrlich ersehen, daß die Henker dem General Bréa und seinen Freunden keine Qual ersparten, daß sie dieselben nach langsamer Kreuzigungsqual abschlachteten. „Ich hätte nie geglaubt", sagte mit zerknirschtem Herzen ein republikanischer Deputirter von Straßburg, „ich hätte nie geglaubt, daß das Volk in seiner ungebändigten Wuth zu solchen Gräueln sich verirren könnte". — Diese schauderhaften Nebenumstände hat Daniel Stern wohlweislich verschwiegen: es hätte nicht in das Programm gepaßt und den klassischen Effekt beeinträchtigt.

Dem Schreiber dieser Zeilen liegt es am Herzen, die Gemüther zu beschwichtigen; allein er lebt der Ueberzeugung, daß in einer aufrichtig geschriebenen Historie der reelle Charakter der Begebenheiten nicht ganz verhüllt werden darf. Es blieb Daniel Stern gewiß nicht verborgen, welch' feige, sittenlose Behandlung einzelnen Mobilgardisten, Kindern, die in die Hände der Rebellen fielen, zu Theil ward. Das weibliche Zartgefühl gebot hier der Verfasserin zu schweigen und über die That der entweiblichten Megären der Vorstädte einen dichten Schleier zu werfen. — Mir ist nur zur Hälfte diese Pflicht auferlegt. Ich sah im Frauengefängniß zu Hagenau

eine dieser Verbrecherinnen, und, räthselhaft genug, durchaus nicht unter einer abschreckenden Maske, nein, in voller Jugendfülle prangend, und vielleicht in ihrer tiefsten Brust künftige Rachepläne brütend; denn es gibt der lebenslängliche Arrest immer noch der unverwüstlichen Hoffnung Raum. — Hat sie etwa bis in die Kriegsjahre ihr Leben fortgeschleppt und, nach überstandener einsamer Qual, sich an den Märtyrern der letzten Schreckenszeit vergriffen? . . .

Wie wagte es Daniel Stern, auf Perfektibilität des Pöbels in Paris zu hoffen, nachdem sie selber die Vehmgerichtsscene unter Caussidiere im Luxembourg besprochen? Wie konnte sie der Hoffnung Raum geben, es lasse sich in einer Stadt, die solche Vorfälle ermöglichte, irgendwie, auch in ferner Zukunft, ein besseres Volk herausbilden?

Zu wiederholten Malen warfen wir Daniel Stern gegenüber die Frage auf: Was ist bei ihr vorherrschend, die Illusion oder das selbstbewußte Verschleiern unerhörter Thatsachen? . . . Dem Schilderungstalent aber und dem abwägenden Sammelfleiß der Schriftstellerin bleiben wir gerecht und reihen die Geschichte der Februarrevolution unter die merkwürdigen Produkte französischer Historiographie während den letzten Decennien, sogar nach den Hauptwerken, welche den berühmten Namen Lanfrey's und des untergeordneten Taxile-Delord's an der Stirne tragen.

Ganz verfehlt erscheint uns dagegen die Parallele zwischen Dante und Goethe. Schon die Gesprächsform ist eine unglücklich gewählte. Warum bequemte sich die Verfasserin nicht zu einer einfachen Abhandlung?

Diotima-Stern spricht im Grunde ganz allein, ohne erhebliche Gegenrede. Diotima's Verehrer mußten sich ganz gewiß zu ihrer Bewunderung hinaufschrauben und fühlten sich in ihren ästhetischen Gefühlen beengt. — Das Nebeneinanderstellen des Florentiners und des deutschen Dichters bot zu bedeutenden Einwürfen Gelegenheit. Auf deutsche Vorarbeiten sind großentheils die Ansichten über Goethe's Leben und Wirken zurückzuführen. Einige Anspielungen auf Diotima's Persönlichkeit und Schicksale blieben in orakelhaftes Dunkel gehüllt.

Viel durchsichtiger zeigten sich Charakter und Jugendjahre Daniel Stern's in dem schon angeführten Romane. Als vor bald dreißig Jahren „Nelida“ erschien, war in den Pariser Cirkeln der Hintergrund des „moralisirenden“ Selbstbekenntnisses eine stadtkundige Geschichte, ein öffentliches Geheimniß. Man sprach sich darüber aus, ganz unverholen, wie über ein bekanntes Alltagsthema. Daniel Stern hatte augenscheinlich das Bedürfniß gefühlt, sich vor sich selber und vor dem Publikum zu rechtfertigen, in idealer Verklärung zu erscheinen. Die Heldin Nelida ist ein Musterbild, sie hat zuerst in klösterlicher Abgeschiedenheit, hierauf als Gattin die Verwirklichung ihrer Ideale gesucht, nicht gefunden, sich zu einer illegalen Liebe hergegeben, ist, auch in diesem freiwilligen Bunde enttäuscht, zu einem autonomen Leben erwacht: das große Opfer ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer weiblichen Würde ist einem Undankbaren, einem Unwürdigen zu Theil geworden; aber dem tiefen Falle folgt eine innere und äußere Ver-

söhnung. Die Zerknirschung und dann das Sichaufraffen, das Streben nach einem hohen, selbstgesteckten Ziele werden für die schöne Sünderin zum zweiten Taufbecken, worin die früheren Flecken verschwinden. Und wer ist der Glückliche? Wem gelang die temporäre Eroberung des großen Herzen Nelida's?... Guermann — diesen Namen beliebt es der Verfasserin ihrem entthronten Helden beizulegen — Guermann ist ein reichbegabter, genialer Künstler, eine anscheinend großmüthige Natur, doch im tiefsten Herzensgrunde ein Egoist, — „ein Talent, doch kein Charakter", ausgestattet mit blendenden äußerlichen Gaben, mit dem dämonisch anziehenden Reiz, der ein noch unerfahrenes weibliches Herz bestrickt; unersättlich in seinen Begierden, unbezähmbar in seinem satanischen Stolze; dem äußerlichen Erfolg, der Ruhmsucht Alles opfernd und ergrimmt, als ihm klar wird, welche Pflichten die Hingabe Nelida's ihm aufgebürdet. Erfolgen muß bei solchen Anlagen eine Krisis, eine Trennung. Guermann's Portrait ist mit keineswegs schmeichelhaften Conturen gezeichnet; auf Nelida und ihr Gebahren fallen dagegen nur rosenfarbige Streiflichter. Da wirft der unbefangene Leser oder Beschauer oder Richter die Frage auf: Wie! Wenn wir der vulgären Sentenz «audiatur et altera pars» einiges Gehör liehen? Wie würde sich das Verhältniß der Betheiligten ausnehmen, stünden uns Memoiren oder ein intimer Roman des verworfenen Guermann zu Gebote? Zu welchen Vorwürfen wäre nicht Er vielleicht berechtigt? Denn es berührt nicht Ihn, nicht seine frühere Verbindung mit Nelida, wenn sie, gerade nach ihrem

Fall, zu einem späteren engelreinen Dasein sich aufschwingt, wenn ihr die Flügel wieder wachsen, nachdem sie im glühenden Feuer der leidenschaftlichen Liebe sich verzehrt? . . . War es nicht mehr als wahrscheinlich, daß es den beiden Liebenden wie so vielen rechtmäßigen Ehegatten erging, die in gegenseitiger «incompatibilité d'humeur» — die deutsche Sprache hat keinen adäquaten Ausdruck — die Beweggründe zu einer Trennung von Tisch und Bett suchen; oder liegen nicht ganz andere, tiefere, von dem Publikum nicht geahnte Motive zu diesem offenen Bruche vor?

Die absolute Aufrichtigkeit, die Edmond Scherer zu wiederholten Malen in Diotima's Bilde als Grundsatz bezeichnet, springt uns deshalb auch in dem autobiographischen Roman Nelida's nicht in die Augen. Das relative Quantum von Wahrheit und Dichtung, von Dichtung und Wahrheit, verschwindet darin in eine nicht mehr zu scheidende Masse. Wir wünschen, im Interesse einer unabhängigen psychologischen Studie, die angekündigten Mémoires mögen uns darüber Auskunft geben; zu hoffen wagen wir es kaum.

X.

George Sand.

Ihr Grundprincip und dessen Gegner.

(Juni 1876.)

Der nicht verfrühte aber unerwartet schnell eingetretene Tod George Sand's setzte seit einiger Zeit in Frankreich alle belletristischen Federn in Bewegung. Wie beim Hinscheiden Daniel Stern's, und noch in viel höherem Grade, fallen dem Publikum nur überschwängliche, lobpreisende Leichenreden in die Hand. Wer wollte es leugnen? .... mit der eminent begabten Frau geht eine der merkwürdigsten intellectuellen Erscheinungen des dritten und vierten Dezenniums laufenden Jahrhunderts zu Grabe. Sie steht ebenbürtig neben den größten französischen Dichtern der Neuzeit, obgleich sie keinen Alexandriner gereimt; über den bekanntesten Romanschriftstellern steht sie häuserhoch. — Einige ihrer zahlreichen Werke werden sie bestimmt überleben und gewiß mehr Leser finden, als die jetzt bevorzugten, gedehnten Romane in den drei Hauptsprachen der modernen Welt.

Es hieße aber keine gerechte ägyptische Leichenschau halten über die Abgeschiedene, wollte man ohne Vorbehalt einstimmen in diesen Chor der Lobredner. Wir glauben es für den Nachruhm eines berühmten Todten ersprießlicher, seine Schwächen nicht ganz mit dem Schleier der Nachsicht zu verdecken; das Unsterbliche schwebt dann um so reiner aus den niedergebrannten Schlacken des erloschenen Vulkans.

Im Leben und Entwickelungsgange George Sand's bieten sich dem oberflächlichsten Beobachter mehrere Phasen, deren jede ihre Vorzüge und Mängel deutlich herauskehrt. Ich will mich gegenwärtig nur mit der ersten, der absichtlich verschleierten, befassen.

Während ihrer Jugendperiode reißt der erste geniale Ausbruch ihrer poetischen Schöpfungskraft jeden Leser unwiderstehlich mit sich fort. — Mit Indiana, Valentine, Lelia, Jâques u. a. m. offenbart sich das verzehrende Feuer der Schülerin Rousseau's. Originell ist der Stoff jedes einzelnen dieser Meisterstücke; die Form, der Styl sind der größten französischen Prosaiker würdig. Darüber herrscht, denken wir, nur eine Stimme. Die Charaktere der handelnden Personen sind neu, aus einem Gusse; der landschaftliche Rahmen reizend. Vor allem sind die Naturschilderungen des bis dahin wenig beachteten Centralfrankreichs von blendender Frische.

Aber wie sieht es aus mit dem Princip, welches der Autorin die Feder in die Hand gab und leitete? Man glaube ja nicht, daß wir von einem engpuritanischen Standpunkte herab uns anmaßen, das Genie der großen Schriftstellerin zu bemängeln. Schreiber

dieser Zeilen erlag vor vierzig und mehr Jahren dem Eindruck jener Schöpfungskraft, welche die höhere und mittlere, die aristokratische und bürgerliche französische Gesellschaft überwältigte. Er müßte sich einer unverzeihlichen Tartüfferie beschuldigen, wollte er nicht zugestehen, daß, mit Ausnahme einiger Briefe der Nouvelle Héloïse, einiger Kapitel des Emile und der Confessions, und des Gesammtinhalts Goetheischer Romane ihn kein litterarisches Produkt dieser Gattung mehr im Zauberbanne hielt, als George Sand's erstes wunderbares aber leider verderbliches Auftreten.

Ihre Begeisterung entzündete sich an einer Flamme, sie floß aus einer Quelle, die gleich verbündetem Feuer und Wasser an einen der Grundpfeiler der Gesellschaft heranstürmten, und unsägliches Unheil im Innern der Familienkreise, und am häuslichen Heerde anrichteten. George Sand trug ihre persönlichen, unseligen Erfahrungen in ihre ganze Lebensansicht über. Sie war unglücklich verheirathet; somit war für sie die Ehe das unheilbringendste Institut, welches je in die Welt hineingeschmuggelt, Jahrhunderte hindurch wie ein unantastbares Heiligthum, wie ein vestalisches Feuer verehrt, dabei Millionen unerhörter barocker Verbindungen gestiftet, Frauen und Mädchen zu einem Sklavenloos verdammt hatte. Gegen die Ehe kämpft George Sand mit dem wüthenden haßentbrannten Eifer einer Proselytin, mit dem Rachedurst einer unfreiwilligen Märtyrin.

Unglaubliche Verirrung eines so reichausgestatteten Geistes! Weil du, Aurora Dupin, weil du, verwöhntes Mädchen, in dein Gemüth, in das allzu-

schwache Gefäß schon früh die Ideen und Ideale der großen Geister aller Jahrhunderte aufgenommen, weil du, in ländlicher und dann in klösterlicher Abgeschiedenheit gleich einem üppigen Gewächs der Tropenzone emporgeschossen, von dem Leben erwartetest, forderteſt, was keinem Sterblichen unter dieser Sonne beschieden, weil du, von der Verbindung der Braut mit dem Gatten ein vorgespiegeltes Paradies erhofftest, und du mit höhnender Verachtung den Alltagsmenschen, deinen Mann, von dir weisen mußtest, weil du keinen Engel in ihm gefunden, deshalb überfiel dich ein Ekel vor der Stiftung, welche den gesitteten Menschen von dem herabgesunkenen Wilden scheidet. Und dein Ideal hofftest du in der wilden Ehe zu verwirklichen? deine jungfräulichen und weiblichen Zeitgenossen wolltest du durch Lehre und Beispiel einführen in die Ruinen eines niedergeworfenen Tempels, der sich zu einem schrankenlosen Lupanar erweitern konnte?

Höhnisch dreht uns vielleicht mehr als ein Leser den Rücken, und beschuldigt uns eines leeren Deklamatorenwahnsinns? ... Wie! Die wunderlieblichen, mit allem Reiz einer thaugetränkten Morgenlandschaft ausgestatteten Gemälde, wie? ... diese im Grunde meist friedlichen, nur nach Liebe und Gleichberechtigung dürstenden Heroinen, die konnten auf solche Abwege führen?

Dem ist, oder vielmehr dem war so. Wir sprechen hier nicht aus eigener Erfahrung — solche Keckheit ist uns fremd — aber nach dem Zeugniß berechtigter Beichtiger aller christlichen Bekenntnisse.

Was vor fünfundvierzig Jahren mit gröberen Vorkehrungen Alexander Dumas, Eugen Sue, Balzac, Victor Hugo begonnen, die systematische Untergrabung der Ehe, das brachte George Sand mit feineren Mitteln, mit weiblicher Delikatesse zuwege; sie stahl sich in das Herz der bethörten Frauen, sie umnebelte, verwirrte ihren Geist mit Sophismen; manche zerrüttete Laufbahn, mancher gebrochene Eidschwur, manche vereinsamte Häuslichkeit ist auf den Einfluß George Sand's zurückzuführen. — Dieser Grundsatz der „Unheiligkeit", der „Absurdität" der Ehe war in ihrem Geiste keine vorübergehende Laune; Decennien lang huldigte sie — zwar nicht mehr in ihrem Lebenswandel und ihren Schriften — doch in ihrem Innern, dem Systeme, und erkannte nur diejenige Ehe für bindend, mit welcher von allem Anfang an das Herz beider Genossen einverstanden war und blieb.

Ich darf es vornehmen, mich wegen meines Urtheils über die erste Entwicklungsstufe George Sand's hinter zwei nicht mehr Lebende zu bergen, deren Einer den Blick in das Innere vieler und nicht der geringsten Häuser der französischen Hauptstadt warf, und der Andere einer der hochgeschätztesten Vertrauten der berühmten Schriftstellerin war. Es wird mir dabei überdies die Gelegenheit geboten, mich auszusprechen über zwei Persönlichkeiten, die, christlich demüthig, sich nicht vermaßen, aus ihrer in der großen Welt ignorirten Lage hervorzutreten, obgleich sie zum Abspielen einer blendenden Rolle den vollen Stoff und eigenste Befähigung in sich trugen.

Der erste hieß Eduard Verny, ein protestantischer Pfarrer der Villettes zu Paris. Sein dortiger Aufenthalt fällt ungefähr in dieselbe Zeit mit der Heirath der Herzogin Helene von Orleans, mit dem tragischen Tode des Herzogs ihres Gatten, mit der Februarrevolution und den sechs darauf folgenden inhaltsschweren Jahren. Verny war der hochbegabte Sohn eines französischen Verwalters in der Rheinprovinz und einer deutschen Mutter. In seiner Eigenheit verschmolzen sich die Lichtseiten beider Nationalitäten: von Schattenseiten oder Mängeln war wenig oder nichts in ihm zu finden. Mit dem Jahr 1814 verlor der Vater seine öffentliche Stellung; 1815 siedelte er als Advokat nach Kolmar über. Der zwölfjährige Knabe erhielt in der kleinen Provinzstadt seine erste Erziehung. Mit seiner Mutter las er Luther's Bibel; im College stand er unter der Leitung einiger befähigten Pariser Lehrer; in der Präfektur und in den Zirkeln des Magistrats der cour royale eignete er sich die Sitten der höhern Gesellschaft an; er lernte in den nahen Vogesen und auf einer ausgedehnten Schweizerreise die große Bergnatur bis zur Begeisterung lieben; im Sankt Gregorienthal trat er in die Kreise des großartigen Industrialismus; die Jurisprudenz studirte er zu Straßburg und Paris. Hier war der schöne talentvolle Jüngling wohlgelitten, freundlich aufgenommen von Casimir Delavigne. Vielseitig ausgerüstet kehrt er heim in seine Adoptiv-Vaterstadt Kolmar. Als angehender Advokat stellt er sich über seine gleichzeitigen oder jüngern Kollegen; aber der Aufenthalt in zwei

Rechtsschulen hat in das schmale Vermögen seiner Eltern einen gewaltigen Riß gebracht; Eduard fühlt die unwillkürliche Verschuldigung. Dazu kommt die reine Jugendneigung zu einem bürgerlichen Mädchen. Eine konventionelle Geldheirath wäre seiner künftigen Laufbahn förderlich gewesen; die Liebe zu dem anspruchslosen Wesen trug den Sieg davon; er wollte es nicht zu einem Spielzeuge herunterwürdigen; Faust's Margarethe schwebte ihm vor wie ein dräuendes Gespenst. Er entschied sich zu dem bedenklichen Schritte einer totalen „Umsattelung“ .... Wenn er sich dem Predigeramt widmete, gelangte er zu schnellerer Selbständigkeit. Dazu entschloß er sich und vergrub sich während drei Jahren in das Wilhelmistift zu Straßburg; er wurde zum unumschränkten Mentor seiner jüngern Kommilitonen; mit eisernem Fleiße vertiefte er sich in die deutsche wissenschaftliche Theologie. Nach der Julirevolution trat er in den Ehestand und übernahm ein aktives Pfarramt in Mülhausen.

In der rationalistischen Theologenschule zu Straßburg, in täglichem Umgang mit Bruch und Andreas Jung, dem Direktor des Stiftes, wurde Berny vorerst ein entschiedener Gegner des Supranaturalismus. Doch auf dieser Entwicklungsstufe blieb er nicht lange; unter dem Einfluß einer etwas älteren ausgezeichneten glaubensfesten Christin vollzog sich still, langsam in ihm eine zweite Umwälzung, von Nichtgläubigen mit dem Ausdruck einer schwächlichen Bekehrung bespöttelt, von ihm selber als eine Verjüngungsquelle begrüßt.

Naturanlage, innere und äußere Erfahrung,

encyklopädische Bildung hatten sehr schnell Verny zum Range eines vorzüglichen Kanzelredners gehoben; sein Ruf ging ihm voraus in die französische lutherische Kirche der Hauptstadt; er wurde dort bald zum Centrum der Augsburgischen Konfession. Dies vollzog sich gegen Ende des Jahres 1835. Achtzehn Monate später betrat Helene von Mecklenburg als glückliche Gattin die Tuilerien. Sie wählte, nach kurzer Ueberlegung, Verny zu ihrem Beichtvater. Fürwahr, keine leichte, einfache Stellung für ihn, seinen Kollegen, seiner Gemeinde, dem Hofe, den hohen Pariser Kreisen gegenüber. Sein angeborener und ausgebildeter Takt trug ihn über Hinderniß und Schwierigkeit weg! er gewann das volle Vertrauen der Fürstin; und als der 13. Juli 1842 sie zum Wittwenstand herunterdrückte, stand Verny als treuer Berather und Vermittler höherer Tröstungen der Niedergebeugten zur Seite; — vielleicht nicht immer ganz unangefochten in seiner Lage; mußte doch die königliche Familie den heißen Wunsch eines Uebertritts der lutherischen Wittwe in die große Kirchengemeinde hegen! Verny befestigte zweifelsohne die beklommene Fürstin im Glauben ihrer Väter und in der fast übermenschlichen Resignation über den furchtbaren Schlag, der sie getroffen. Keine leichte Aufgabe, auch für den im Glauben gefesteten Seelsorger. Daß der zerschmetterte Gatte zum Ideale würde, stand zu befürchten; gegen diesen natürlichen Gang eines verwaisten, liebenden Gemüthes hatte Verny anzukämpfen. Wie wenig seine geistliche Strenge ihn dem Vertrauen der. Fürstin entfremdete, erhellt aus dem Verlauf der furchtbaren

Februarkatastrophe. Verny war einer der Besucher in der Einsamkeit von Eisenach; rücksichtslos offen schilderte er die Lage der Parteien in Frankreich; jedem Höflingssinne fremd, nährte er keine Hoffnung für die nächste Zukunft der kleinen Prinzen in dem Herzen der königlichen Mutter.

Dieser Geistliche, der mit frommem Priestersinn den offenen Blick des Weltmanns verband, Paris in allen Schichten seiner Mischbevölkerung wie wenige kannte, sprach in meiner Intimität das härteste Verdikt aus über George Sand: „Sie vergiftet unsere Gesellschaft“.. Es war für mich mehr als eine persönliche Erfahrung. Verny war gleich weit entfernt von puritanischer Strenge und literarischer Voreingenommenheit. Ich wußte, der Freund spreche wahr, denn auch in seinem Urtheil über mich, über meinen Entwickelungsgang hatte er jedesmal das richtige getroffen und wenn ich selbst befangen mich abmühte, hob er den Schleier, der mir den freien Blick ins eigene Herz barg. (*)

Der zweite Vertrauensmann, der mich in meiner Ansicht über George Sands erstes Auftreten und ihr Grundprincip bestätigte, ist David Richard, der ausgezeichnete Irrenarzt, der eigentliche Schöpfer von Stephansfeld bei Straßburg.

David Richard, um mit wenig Worten zu wieder-

(*) Verny wurde bei der Eröffnungsfeier einer bedeutsamen halbpolitischen Sitzung des Oberkonsistoriums auf der Kanzel der Straßburger Sankt Thomaskirche im Oktober 1856 vom Schlage gerührt und verschied in der Sakristei.

holen, was ich in längeren Aufsätzen erörtert, war durch journalistische Beziehungen, als Schüler Spurzheim's, Lamennais', Geoffroy St. Hilaire, Leroux und andere Celebritäten der phrenologischen, naturhistorischen und philosophischen Schule mit George Sand zu Paris in Berührung getreten. Nur um zwei Jahre jünger als die schon berühmte Schriftstellerin ward er bald von ihr in dem Pandämonium der Hauptstadt hervorgezogen, hochgeschätzt und etwa im Jahr 1837—38 befragt, ob er, einer vorübergehenden sorgenvollen Lage zu entgehen, sich nach Schloß Nohant begeben und mit der Erziehung ihres Sohnes Maurice befassen wolle. Die naive, schmeichelhafte Art, wie dieser Antrag gestellt wurde, und die delikat ablehnende Antwort Richard's sind für beide gleich ehrenhaft und berechtigen zu dem Ausspruch, daß im Leben der hervorragenden, vielfach bekrittelten Frau kein reineres, brüderlich-schwesterliches Verhältniß sich denken läßt. David Richard beurtheilte seine Freundin mit einer wohlwollenden Unbefangenheit, die ihr nie zum zweitenmal in solchem Grade zu Theil geworden. Er stellte sie auf gleiche Höhe als intellektuelles und im tiefsten Herzensgrunde moralisches Wesen. Nicht nur erlaubte er sich keinen Tadel über frühere leidenschaftliche Regungen und wohlbekannte Erlebnisse der berühmten Frau, er war stets der Ansicht, daß George Sand als praktisches, mildthätiges, hülfreiches Wesen sich mit den bevorzugtesten Christen messen dürfte; er lebte der Ueberzeugung, daß sie nur eines Momentes paulinischer Inspiration benöthigt sei, um in die Reihen der eifrigsten Bekenner des christlichen Glaubens zu treten.

Aber gerade dieses offengelegte einstige Verhältniß beider Gemüther wird mir zum unwiderleglichen Beweise, daß noch lange nach der Rückkehr George Sand's auf normale gesellschaftliche Pfade sie ihrer ersten Ueberzeugung über den Unsegen der regelrechten Ehe treu blieb. Als sich der damals noch protestantische David Richard im Jahre 1841 mit einer katholischen Missionärin verlobte und dieselbe nach ihrer Rückkehr aus den westindischen Inseln heirathete, und der Freundin zu Nohant den ernsten Entschluß mittheilte, fiel die Antwort George Sand's nicht ganz nach der Erwartung des „Bruders" aus. Sie wiederholte in gemessenen, aber bestimmten Worten, ihr früheres Glaubensbekenntniß: „daß Sie die eingegangene Verpflichtung des Directors von Stephansfeld nur als rein persönliches Versprechen anerkenne, daß sie dem weiblichen, aber muthigen Wesen, das über den Ocean herübergezogen, ihre volle schwesterliche Neigung entgegenbringe, auf das Glück beider Genossen zähle, mit dem Vorbehalt, sich gegen jeden priesterlichen Segen, gegen jede gesetzliche Einmischung und Sanktion fürderhin ablehnend verhalten zu dürfen." — Verny's Ansicht über die radikale Verdammung der Ehe von Seiten George Sand's erlitt also nicht die geringste Widerlegung. Bis zu ihrem Lebensende blieb Sand der erklärte Widersacher konventioneller gesellschaftlicher Verträge, und ihr sonst so klar sehendes Auge verschloß sich den Folgerungen, die sich selbstverständlich aus ihrer Theorie ergeben mußten.

Die Stellung, die sie in der Februarrevolution einnahm, läßt ebenfalls keinen Zweifel bestehen über

ihre damalige Stimmung. Sie gesellte sich zu dem verächtlichen Schauspieler Ledru-Rollin, sie verfaßte die berüchtigten Cirkulare und Instruktionen des Ministers des Innern, sie gab ihre meisterhafte Feder zu diesem Werke gesellschaftlicher Auflösung her. Sei es eine unfreiwillige Selbsttäuschung gewesen, sei es aufgestachelter Ehrgeiz der vierundvierzigjährigen Frau, eine Hauptrolle zu spielen in der Tragikomödie der allgemeinen Emanzipation, der Entäußerung aller conventionellen Pflichten, genug, sie hielt die rothe Fahne empor als Symbol der Freiheit, während Lamartine mit Lebensgefahr der Trikolore treu blieb; jedenfalls eine ihrer unwürdigen Rolle auf — einem bereits mit Blut eingeweihten Theater.

Im Laufe des Jahres 1849 trat D. Richard zum Katholizismus über. Er glaubte sich verpflichtet, diesen verhängnißvollen, doch aus reiner Ueberzeugung gefaßten Entschluß nach Nohant zu berichten. George Sand's Antwort mußte tadelnd ausfallen. Sie hielt mit ihrer Mißbilligung nicht zurück und erklärte ihrem Freunde, daß der Gott, den er anbete, nicht der Ihre sei, und daß sie sich nie eines vermittelnden Priesters bedienen könne. Zerstört wurde durch diesen radikalen Umschwung im offiziellen Bekenntniß David Richard's die beiderseitige alte Freundschaft nicht. Der Harnisch einer fünfzehnjährigen Zuneigung hielt Stand, aber es schlugen doch nicht mehr ganz dieselben Herzen unter dem Panzer. Das Glaubensbekenntniß der philosophischen Dichterin war in allzudirektem Widerspruch mit den Paragraphen des nunmehrigen

Richard'schen Katechismus. Dennoch wurde der mit Asche bedeckte Funke wieder zu heller Flamme angefacht, als George Sand ihre weitschichtigen Memoiren herausgab und darin den gealterten Freund mit dem Prädikat eines „Engels" einführte.

„Wäre ich ein Engel", schrieb er allsobald an die nicht Vergessene, doch in Halbdunkel Zurückgeschobene, „wäre ich ein Engel, nur halbweg, ich hätte Sie auf die einzig richtige, zur Seligkeit führende Bahn geleitet, ich würde Ihnen zurufen: Schreiten wir zusammen voran auf dem Wege des Heils; legen sie ihre Hand in die meine, heben sie die Augen auf zum Himmel; ich würde Ihnen sagen: Ihr Genie ist unberechenbar; sie dringen in die geheimsten Herzensfalten: sie sind ein großer Naturmaler; sie erschüttern die Seele in ihrer tiefsten Tiefe; edelmüthig, offen sind sie; das Gemeine empört sie, sie dürsten nach dem vollkommensten Ideale. Dieses Ideal, sie können es erreichen; es liegt im Christenthum, im Katholizismus offenbar: vor dieser göttlichen Philosophie werden alle anderen Systeme zu nichte. Suchen sie nicht weiter; seien sie demüthig, und sie werden noch höher emporsteigen, beten sie zu Gott um seine Erleuchtung; er wird Ihnen Werke eingeben, Werke, unsterbliche, wie sein Name . . . Wenn Sie je diese Bahn betreten, fest darin verharren, dann, ich weiß es, wird Gott zu Ihnen herniedersteigen, sie werden sich gestärkt und glücklich fühlen; die Ihnen vom göttlichen Geist eingegebenen Schriften, zu den fernsten Geschlechtern würden sie hinunterreichen."

Es sollte bei diesen frommen Wünschen und Hoffnungen Richard's bleiben.. Er selber verzweifelte nie, bis an sein nicht lange nachher eingetretenes Abscheiden nicht, an der Bekehrung der schwesterlichen, besten Jugendfreundin. Wie oft behauptete er in unsern intimen Gesprächen, daß es nur eines unvorhergesehenen Anklanges bedürfe, daß die wundervollen Gaben, die thätige Liebe G. Sand's auf dem Felde des christlichen Glaubens ungeahnte Früchte tragen würde!

Mit dieser Einführung David Richards schwebte mir ein anderer Zweck vor, als die Verherrlichung der merkwürdigen Frau. Beweisen wollte ich, gestützt auf das Zeugniß des intimen Jugendfreundes, daß George Sand auch in späteren Jahren ihre irdischen Grundsätze nicht verläugnete; daß sie die Heiligkeit der Ehe verneinte; daß sie ihre schattenhaften Ideale immer noch zu verwirklichen strebte, und der sozialen Gesetzgebung nur faktisch, aber nicht aus Ueberzeugung sich unterwarf. — David Richard's engelreine Zuneigung zu der emanzipirten genialen Frau bestätigt vollauf die puritanischen Ansichten Verny's. Die kaum verhüllte Opposition George Sand's gegen das legal geschlossene Bündniß des Direktors von Stephansfeld ist der deutliche Nachhall ihrer Jugendromane. Abbé Lammennais, der langjährige theilnehmende Besucher der Häuslichkeit George Sand's, konnte nicht umhin, den Einfluß ihrer Principien zu beklagen, wenn er ansehen mußte, wie frühere Partisane und unwürdige Freunde den Skandal ins praktische Leben einführten.

Von George Sand selber läßt sich aber sagen: Sie hat viel geliebt, es wird ihr viel vergeben. Ihr späterer Entwicklungsgang bietet, besonders im idyllisch-dramatischen Fache, und im Labyrinth ihrer philosophischen Romane so viel schönes, gediegenes, lehrreiches, daß, vor den Augen eines billigen Kritikers, die Jugendromane der fruchtbaren Verfasserin bereits wie von herrlichem grünem Epheu überwuchert erscheinen. An die abstrusesten religiösen Probleme hat sie sich mit männlichem Scharfsinn herangewagt, und schon durch solche ernste Abhandlungen auf ernste Gemüther anregend gewirkt. Schade indessen, daß sie durch die Leichtigkeit ihres Improvisatortalents sich zur Polygraphie verleiten ließ; die meisten Erzählungen aus ihrem höhern Alter dürften bald der Vergessenheit anheimfallen. Allein dies ist ein Kapitel, welches wir verschlossen halten. Der tragische Eindruck, der uns durch allseitige Berichte über ihre letzten Tage und ihr Leichenbegängniß blieb, läßt keiner andern Stimmung Raum, als der Bewunderung eines so reichen Lebens, einer so segensreich und thatkräftig abschließenden Laufbahn.

XI.

Abbé Dacheux
über
Geiler von Kaysersberg.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1839, also schon lange her, erschien in Paris eine Geschichte des Lebens und Wirkens Martin Luthers von Audin, in zwei Bänden, ein für die damalige Epoche merkwürdiges Werk eines ultramontanen französischen Schriftstellers, der sich, ein Jahr darauf, ebenfalls mit Leben und Schriften Zwinglis befaßte. Es waren passionirte pittoreske Lebensbilder beider Reformatoren; sie schienen vom Griffel eines Glaubensinquisitors mit Machtbefugniß des Tridentinischen Konzils herzurühren; in hohem Grade anziehend wie etwa die Skizzen und Auszüge aus Luthers Leben und Schriften von Michelet. Aufsehen erregte die Schrift auch bei Nichtkatholiken und mochte als Vorläufer des Kampfes gelten, der sich nicht lange nachher zwischen den Vätern der Gesellschaft Jesu und der französischen Universität entspann. Von Unpartheilichkeit konnte bei Audin keine Rede sein; packen, fesseln wollte er

seine Leser und das gelang ihm allerdings. In oben angezeigtem Werke von Hrn. Abbé Dacheux, Pfarrer im nahen Neudorf, haben wir es ebenfalls mit einem glaubensfesten Autor zu thun, der sich zu seiner Unternehmung, d. h. einer Bearbeitung des Lebens und der Schriften Geilers, des berühmten Münsterpredigers vom Ende des 15. Jahrhunderts, seit längerer Zeit gewissenhaft vorbereitete und das Ergebniß seiner Forschung, seiner Ueberzeugung vorerst dem elsässischen ernsten Lesepublikum übergibt; denn nicht für Theologen allein ist Herrn Pfarrer Dacheux' Leben Geilers bestimmt, er wünscht augenscheinlich den heikeln Gegenstand einem größeren Kreise mundgerecht zu machen. Pittoresk, konzis, anziehend wie Audins Schrift ist sein weitschichtiger Band nicht, aber vor Audin hat er das Verdienst der Unpartheilichkeit voraus. Abbé Dacheux wird den Forschungen protestantischer einheimischer Gelehrten gerecht; er benützt deren Werke, absonderlich Hrn. Prof. Charles Schmidt, Strobel u. a. m. mit Anerkennung und nimmt einen eigenen Standpunkt ein, indem er Geiler als Reformator für die katholische Kirche beansprucht.

Seine Thesis wäre, kurz gefaßt folgende: Lange vor Luther, besonders in den letzten Decennien vor ihm, gab sich im Schooß der allgemeinen Kirche eine reformatorische Bewegung kund, die sich vollzogen hätte, auch wenn Luther mit seiner welt- und geistererschütternden Stimme, seinem revolutionären Gebahren, nicht eingeschritten. . . .

Ich dächte, wir könnten uns, nach Hrn. Dacheux' Meinung, eine Idee von seinem Plane machen, wenn

wir uns, vergleichungsweise, auf politisches Gebiet, in die Zeiten Turgot's versetzen. Er, der Minister, und der wohlgesinnte, menschenfreundliche Ludwig der XVIte, hätten all' die Reformen im französischen Staate vollzogen, wäre nicht zuerst die wohlgemeinte illusorische, dann die brutale Revolution dazwischengetreten, und hätte sie nicht mit einer Blutlache ohne Gleichen die schon aufsprießende neue Saat erstickt.

Die Schäden der Kirche, der Klerisei, der herrschenden Klassen gegen Ende des 15. Jahrhunderts verschleiert also der modernste Biograph Geiler's keineswegs; schonungslos und mit zahllosen Citaten aus den Schriften des Münsterpredigers und seiner kontemporänen Schriftsteller bringt er die Gebrechen der Zeit an das Tageslicht. Kein protestantischer Geschichtsschreiber könnte ein herberes Verdammungsurtheil aussprechen; nur winkt Herr Dacheux, mitten unter den Schattenseiten, auch auf die Schlaglichter hin, die in jene Dunkelheit hinüberfallen, und den Leser auf die erfreulichen Erscheinungen, auf die unbefleckten Charaktere der Klerisei und weltlicher Cirkel hinweisen, wie denn in keiner Zeitepoche, unter keinem noch so tadelnswerthen Regime alle Besseren zu Grunde gehen, oder sich in Maulwurfslöcher verkriechen.

Die befugte Inspiration, welche dem Sebastian Brandt seine Molièrischen Gemälde und Personen zum Narrenschiff eingab, und den populären Redner zum Commentator dieser mannigfachen Insassen der tollen Barke heranzog, läugnet somit Herr Abbé Dacheux nicht; aber was er, als katholischer Priester nicht dulden kann und darf, das ist das exklusive

Verfahren fast aller protestantischen Literaten und Geschichtschreiber, die in Geiler einen bestimmten Vorläufer der lutherischen Reform begrüßen. Dies läugnet Dacheux ab, und sucht in den mannigfachen Schriften seines vieljährigen Lieblingsautors die Citate hervor, welche dessen strenggläubige Ansichten bestätigen. Auch fußt er besonders auf Wimpheling, dessen Leben und Wirken er im Laufe seiner Hauptbiographie ebenfalls ziemlich ausführlich behandelt.

Zu wiederholten Malen betont Abbé Dacheux, daß Geiler nie daran dachte, das Gesetz umzustoßen zur Rechtfertigung der vielfachen Einbrüche der Klerikalen in des Gesetzes Schranken; nie war Geiler darauf bedacht, religiöse Gebräuche und Vorschriften abzuschaffen, weil sie dem Laster einen Riegel vorschoben; nie kam ihm in den Sinn, die Dogmen zu verleugnen, weil der menschliche Stolz sie nicht anerkennen will. Gegen Indifferentismus und Unglauben eifert er bei jeder Gelegenheit; gegen die geistliche Autorität n i e, auch wenn sie in unberufenen Händen: ihm ist der Papst allewege ein culmen auctoritatis, die letzte Instanz in zweifelhaften Fällen.

Ueber das Lesen und den Gebrauch der Bibel steht Geiler in vollem Widerspruch mit der protestantischen Doktrin; er verwirft das Princip der freien individuellen Untersuchung gegen die Waldenser, so sympathisch diese, dem Evangelium bis in den Tod Treuen, dem Protestanten sind; gegen die F r e i h e i t d e s G e i s t e s ist Geiler; maßgebend für ihn ist allein die Interpretation der Kirche, d. h. die Jahrhunderte hindurch bewahrte Lehre.

In seinem Sinne reicht der Glaube allein nicht hin. Sakramente, Indulgenzen, Kirchengang, Penitenz und Beichte, alle speziellen Dogmen und Vorschriften der katholischen Kirche durchgeht und rechtfertigt Geiler; nicht einen Paragraphen davon giebt er weg. Diesen Standpunkt hebt Abbé Dacheux besonders hervor, zur Bekräftigung seiner apodiktischen Ansicht: Es hätten die protestantischen Polemisten, Dogmatiker und Kirchengeschichtschreiber sich ein wahres Plagiat erlaubt, indem sie Geiler zu ihrer Parthei zählten und glaubten, er wäre zu Luther übergegangen, sofern er dessen Schilderhebung erlebt.

Hier bleibt wenigstens der Zweifel erlaubt; Herr Dacheux mag in seiner Deutung des muthmaßlichen Verhaltens Geilers, als die große Spaltung vor sich ging, im Rechte sein: worin wir uns aber ganz von ihm scheiden, das ist in gewissen Ansichten, die uns bei einem sonst so umsichtigen Geiste beinahe unerklärlich bleiben. Geiler glaubte an den Einfluß des Dämons während dem Gewitter und billigte das Läuten der Glocken. Das mag herrühren aus dem damaligen Mangel an physikalischen Kenntnissen, aber Geiler glaubte auch an Hexen und den Einfluß des Teufels auf die unseligen Geschöpfe. Und hier vertheidigt der Biograph seinen Lieblingsautor und fragt spöttisch, was denn unser Zeitalter ihm vorzuwerfen wagt, da man sich jetzt mit Tischdrehen, Mediums und Klopfgeistern befreundet. Der Spott wäre allerdings sehr gut angebracht, allein es hatten sich leider ausgezeichnete Männer, scharfsinnige Philosophen, wie Abbé Bautain, wie der Graf Agénor de Gasparin,

in diesen tollen Wahn vertieft. Sah oder hörte der erstere nicht den Teufel selber in einem verfehmten Tische? ... Bei Geiler ist uns diese Ausartung des Glaubens nur aus der Stickluftsatmosphäre erklärlich, die damals und von dort ab noch dritthalb Jahrhunderte hindurch die Geister benebelte und nur langsam sich verzog, nachdem unzählige Opfer dem imaginären Moloch im Feuertod ihre Danklieder sangen!! Und jetzt sehen wir noch, wie die Truggebilde nicht ganz zerronnen, wie sie wieder hie und da auftauchen und den Kampf gegen strengwissenschaftliche Aufklärung wieder aufzunehmen wagen.

Wir sprechen hier unsere Ansicht unverholen aus und hoffen gegen den respektabeln Verfasser der neuen Geilerbiographie nicht beleidigend aufzutreten; wir bekämpfen, Gott sei's gedankt, keine kirchlichen Dogmen, nur Auswüchse aus einem üppig emporwuchernden Baume.

Kehren wir lieber nach dieser Abschweifung zum Zentralinteresse des gehaltvollen Buches zurück.

Herr Abbé Dacheux bringt zu seinem langgeplanten Unternehmen eine gewaltige Belesenheit mit. Die Citate unter dem Texte, die Referate an lateinische, deutsche, französische geistliche und weltliche Schriftsteller, an Kirchenväter und Scholastiker können nur aus angehäuften Exzerpten herrühren und legen jedenfalls von der Arbeitskraft des Autors in seinen Mußestunden ein beredtes Zeugniß ab. Ich für meinen Theil hätte mich mit weniger befriedigt gefunden, obgleich zur Charakterisirung Geilers die Anhäufung der Belege beitragen mag. Herr Dacheux

greift in seinem historisch-dogmatischen Werk über die Geburt und Jugend Geilers hinaus; er rekapitulirt im Fluge die Prediger vor der Reformation, wobei ich auf ein mir bisher unbekanntes Werk: den „Bilderkatechismus von Geffken" aufmerksam gemacht wurde. Von der Berufung Geilers nach Straßburg durch den berühmten Ammeister Peter Schott und seiner Installation als Münsterprediger (1478) bis zu seinem am 10. März 1510 erfolgten Tode liegt uns nun eine chronologische, von mancherlei Episoden durchzogene Erzählung vor, die zugleich als ein Gemälde der damaligen theologischen Verhältnisse hier und in Deutschland gelten kann und keine der in jenem Fache sich auszeichnenden Celebritäten unbeachtet läßt.

Hervorgehoben sind die Regierungen der gleichzeitigen Bischöfe von Straßburg. Die von Geiler bewerkstelligten Reformen im Kirchenwesen, in Kirchenfesten, abusiven Gebräuchen, auch in Civilsachen und Stadtangelegenheiten werden genau erörtert, und von der Gegenwart zu den Ursachen der Entartung der christlichen Kirche im 15. Jahrhundert aufgestiegen. Hier bewährt sich vollauf — wir erwähnten es bereits — die lobenswerthe Aufrichtigkeit des strenggläubigen Pfarrers; er verhehlt nichts; bei einigen seiner Glaubensgenossen mag ihm vielleicht seine Sincerität keinen Beifall eintragen, doch sein eingenommener Standpunkt trägt ihn wohl über derartige Einwürfe hinweg; er denkt, daß mit Geheimnißthuerei und Verheimlichung in unserer bücherseligen Zeit nichts gewonnen wird.

Entwaffnen wird er aber jedenfalls eventuelle

katholische Gegner durch die Proklamirung seiner Ansicht: „Die Kirche „ist nicht die Schuldige; sie war ein Opfer: man erstickte sie in treuloser Umarmung.“

Wer ist denn definitiv der Schuldige in der nicht geläugneten Entartung der Geistlichkeit? — Das war die Feudalaristokratie, welche lüsterne Augen geworfen hatte auf die bereicherten Bürger und die angehäuften Kirchengüter, denn ihr eigenes Vermögen war in stetigem Abnehmen. Das Anhäufen mehrerer Beneficien in einer Hand, der daraus entstehende Absenteismus, wie im modernen England und in Irland, war verderbenbringend; noch unseliger waren gerade die wohlgemeinten Maßregeln des Pontifikats zur Beseitigung der Mißbräuche der adeligen Kaste; — Maßregeln, die darauf hinausliefen, eine unzählige Menge von geistlichen Geschäften nach Rom zu ziehen. Rom wurde so das Ziel aller Intriganten und Ehrgeizigen.

Köstlich ist das von Pfarrer Dacheux entworfene Gemälde der Bittsteller und Sollizitanten in Rom. Eine ganze Klasse von Geschäftsmännern erstand als Vermittlerin zwischen den kardinalizischen Kongregationen und den Petitionirenden. Dem berühmten Ceremonienmeister Alexanders des VIten, dem Burchhard ist unser Autor selbstverständlich besonders abhold; häufte der Elsässer Burchhard doch, durch seine exceptionelle Lage begünstigt, eine ganze Reihe von geistlichen Benefizien auf ein Haupt; war er doch, unter andern, Dekan des hiesigen Skt. Thomästiftes, Probst von Haßlach, Bischof von Orta u. s. w.: was auch aus Herrn

Karl Schmidts substantieller Geschichte unseres hiesigen Skt. Thomä=Stiftes zu ersehen. — Die Bullen, welche solche Ernennungen erlaubten, wurden erpreßt, Gott weiß, durch welche Mittel, hinter dem Rücken des Oberhirten.

Der deutsche Kaiser seinerseits legte Hand auf die ersten, nach seinen Regierungsantritt vakanten, Präbenden.

Dann begann auch der Kampf der thätigen Professoren der verschiedenen Universitäten mit den faullenzenden Intriganten. Wimpfeling, der berühmte Biograph der Straßburger Bischöfe brandmarkt die Faullenzer; und gelegentlich macht Herr Dacheux ebenfalls die Panegyrik der Wissenschaft: „welche den Mann, der sich derselben ergibt, über die Praktiken und Miseren der käuflichen Seelen erhebt". Es thut uns ausnehmend wohl, diesen Ausspruch aus dem selbsteigenen Munde des Autors zu hören.

Rom ist schuldig, diesen Mißbräuchen nicht zeitig genug entgegengetreten zu sein; aber es ist nicht allein schuldig; Fürsten und Völker waren von der Goldsucht besessen. Wimpheling eiferte dagegen; aber durch seine heftigen Deklamationen trug er — obgleich er den Papst schonte — dennoch zu den künftigen Erfolgen des Protestantismus bei. „Erst das Konzilium von Trident konnte dem Uebel steuern; Päpste und frühere Konzilien hatten nur halbe Maßregeln genommen." Wir theilen hier nicht unsere unmaßgebliche Ansicht mit, sondern nur die abgekürzten Andeutungen des Autors, welcher auch den damaligen Mangel an guten

Seminarien betont, und die laxen Sitten, die Ausgelassenheit der Schüler der Universitäten beklagt.

Geiler kannte den ganzen Ernst der Lage; doch fühlte er sich bemüßigt, die Uebertreibungen zu tadeln, er wurde zum „Ehrenretter" mehrerer Straßburger Priester; z. B. von Crantz, von Johannes Rot, Pfarrer von St. Lorenz. Rücksichtslos ergeht er sich gegen das Anhäufen der Benefizien in einer Hand und gegen das ausschließliche Verfahren, nur Adlige in den Stiftern aufzunehmen.

Wenn Herr Pfarrer Dacheux das heruntergekommene Mönchswesen zu besprechen sich anläßt, geht er in seiner Belobung der früheren Jahrhunderte doch wohl etwas zu weit. Die jetzige Prosperität des Elsasses schreibt er der Einwanderung und Kolonisirung der Benediktiner zu. Aus keiner systematischen Antipathie rührt unser Einwand her. In einer Monographie über die Abtei von Maursmünster und den Sindelsberg ließen wir, auf ein Originaldokument und auf Henri Martin fußend, dem civilisatorischen Einfluß der Benediktiner alle Gerechtigkeit widerfahren; unserer Sympathie für die von ihnen bewerkstelligte Urbarmachung Elsässischer Wälder und ihre intellektuellen Arbeiten gaben wir, bei mehreren Gelegenheiten, den unzweideutigsten Ausdruck; allein wir bitten Hrn. Dacheux, zu bedenken, daß, nach mannigfachen Umwälzungen und Kämpfen, die sich auf unserem Boden ausfochten, der dreißigjährige Krieg vollends mit der Prosperität des Elsasses aufräumte, und darauf ab ovo mit der Bodenpflege wieder begonnen werden mußte.

Geiler gibt ebenfalls, wie sein Lobredner, nicht zu, daß alle Klöster zu seiner Zeit sich in demselben Zustand der Verwahrlosung befanden, und führt mehrere Beispiele des Gegentheils an; er selber bestand in St. Magdalenen und St. Stephan auf einer bedeutend besseren Handhabung der ursprünglichen Regel; sein wohlthätiger Einfluß war indeß nur vorübergehend.

Unter die anziehendsten Abschnitte des Werkes rechnen wir die Verhältnisse Geiler's mit Ammeister Schott und dessen Sohne, dem späteren Theologen, dem Herausgeber der inedirten Werke Gerson's. Die Schilderung der Kämpfe des geistlich gesinnten Sohnes mit dem Vater hat einen psychologischen Reiz und bildet gleichsam ein Familiengemälde der damaligen Zeit.

Auf Wimpfeling kommt unser Verfasser mehrmals zurück. Die Geschichte der Humanistenschule in Schlettstadt unter Dringenberg's und seiner Nachfolger Leitung wird eingehend besprochen; nur bleibt zu bemerken, daß auf diesem Felde Strobel, Röhrich, Charles Schmidt u. a. m., schon ersprießliches geleistet.

Wimpfeling und Geiler mußten selbstverständlich gegen die innere Umwandlung der Gemüther in dieser und den anderen neugegründeten Humanistenschulen eifern; sie tadelten das Vorherrschen der heidnischen Schriftsteller; sie ahnten, wie sehr solche Studien einer radikalen Reform in der katholischen Kirche vorarbeiteten. In seiner priesterlichen Eigenschaft konnte und wollte Abbé Dacheux diese Ansicht nicht verhehlen.

Nach seinem Ermessen war Geiler gegen Ende seiner Laufbahn allzusehr entmuthigt. Von dem nahestehenden Unwesen betäubt, sah er nicht das schon vollzogene Gute. Indeß bestätigten die nächstfolgenden Begebenheiten seinen Pessimismus. Er starb lebensmüde, in Gegenwart eines Neffen von Peter Schott, ich meine Sturm von Sturmeck, der bald in ganz andere Bahnen hinübergleiten sollte.

Einiger unkritischen Ausschreitungen nicht zu gedenken, schließen wir mit der Ueberzeugung, daß Dacheux' Werk unter den gediegendsten elsässischen Monographien eine Stelle einnehmen wird. Für seine Glaubensgenossen kann wohl kein Zweifel bestehen über Geiler's Rechtgläubigkeit. Er und sein Panegyriker sind freie im besten Sinne des Wortes demokratische, d. h. zu dem Volke hinneigende Naturen. Herr Dacheux hat dessen kein Hehl, — in seiner Beurtheilung der Personen und Zustände des 16ten Jahrhunderts.

Unter den Predigern der hiesigen Kathedrale mag wohl Abbé Mühe dem Geiler von Kaysersberg am nächsten stehen. Er war aber auch im besten Wortsinne ein Volksredner, nicht tribunenartig aufregend, nur belehrend und erheiternd. (*)

(*) S. „Straßb. Ztg." vom 25. Februar 1875.

XII.

Doudan's Briefe.

In dem literarischen Pandämonium von Paris bewegen sich mancherlei phänomenale Gestalten hinter den Koulissen, dem Publikum oft gänzlich unbekannt, oder nur den Eingeweihten in ihrem verborgenen Asyle zugänglich. In die Klasse dieser mysteriösen, verschleierten Inspiratoren, oder männlichen Egerien — ich spreche nicht von den weiblichen — gehörte der jüngst Verstorbene, dessen Name an der Spitze gegenwärtigen Aufsatzes steht, und seit weniger Zeit, beinah zum erstenmal, in die größere Oeffentlichkeit tritt. Als der zweiundsiebzigjährige Ximenes Doudan vor etlichen Jahren mit Tode abging, widmete ihm, wenn ich nicht irre, Cuvillier Fleury oder Silvestre de Sacy in den „Debats" einen ausgedehnten biographischen Artikel, bei dessen Lektüre mancher sich fragen mochte: Wie und warum kommt dieser Unbeachtete nun auf einmal zu solcher Ehre? Nun, die Belege zu dem wohlverdienten Enkomium, die unwiderleglichen Belege, liefern beide vorliegende Bände, worin befreundete Hinterbliebene einige philosophisch-

literarische Abhandlungen und die intime Korrespondenz des originellen Mannes sammelten.

Seit zwei Jahrhunderten, d. h. seit Frau von Sévigné mit ihrer Tochter Frau von Grignan vor aller Welt korrespondirte, sind viele klassische Briefsammlungen in Frankreich ans Licht getreten, doch wenige, die sich durch ihren sprühendgeistreichen, durchaus naturwüchsigen Inhalt mit diesen leichthingeworfenen Briefen Doudans messen dürften. Ob mich meine persönliche Erinnerung nicht einigermaßen besticht, diese Frage habe ich mir selber vorgelegt. Während sechs bis acht Jahren kannte ich den Verfasser dieser originellen Briefe ziemlich genau, verkehrte oft mit ihm; eine ähnliche Beschäftigung in zwei befreundeten Häusern führte uns zusammen; aber da ich ihm doch ferner stand, als die hundert und abermals hundert Celebritäten, mit welchen er in seiner langen Laufbahn in Berührung kam, so glaube ich mein Urtheil über ihn ist ganz unparteiisch; es mischt sich nur in den persönlich sympathischen Antheil, den ich am liebenswürdigen Abgeschiedenen jetzt nach so viel Jahren nehme, eine unbezwingliche Wehmuth — die Erinnerung an die längst geschwundene Jugendzeit, und der Unwille gegen mich selbst, dieses intellektuelle Verhältniß nicht besser begründet und die wenigen fragmentarischen Andenken von ihm nicht bewahrt zu haben. Während den Bekümmernissen, Aufregungen und Befürchtungen der Februarrevolution gingen all meine epistolarischen Errungenschaften in Rauch auf. Ich gäbe vieles darum, mehrere derselben aus der immer noch glimmenden Asche des unseligen

Autodafe's wieder herauszziehen zu können, sollte ich mir dabei auch die Finger verbrennen.

Doudan's Jugend war nicht aus Goldfäden gewebt. Er stammt aus der Picardie, wie François Génin, der erste Uebersetzer des Rolandslieds, der ihm auch als Ironiker und feiner Sprachkenner geistesverwandt war. Ueber sich und die Seinen — honorable Bürger — gab Doudan nicht gerne Aufschluß. Er war ein zärtlicher Bruder; einige Briefe bezeugen dies. Fünfundzwanzigjährig kam er nach Paris, lebte in der Nähe eines Collège als einfacher Repetitor. Schon damals war seine Stube von späteren Celebritäten aufgesucht, und Er, ein unendlich geistreicher, anregender Kritiker, hochgeschätzt. St. Marc Girardin war einer seiner intimsten Bekannten; bei Doudan nahm er Fühlung und schrieb seine anziehendsten Feuilletons nach den Disputationen mit dem gelehrten Freunde. Auch der spätere Diplomat Emile von Langsdorff verkehrte viel mit ihm; ebenbürtig im witzigen Wortwechsel, doch weniger belesen, weniger polyglottisch gebildet. . . . St. Marc empfahl „den Tüchtigen“ bei dem Herzog von Broglie, der einen Gouverneur für den Halbbruder seiner Gattin, den jungen Rocca, suchte. Entscheidend für das ganze Leben Doudan's war dieser Eintritt in das Haus des eminenten, schon seit 1815 durch den Prozeß des Marschalls Ney berühmten Chefs des Doctrinairs. Die intellektuelle Erziehung der Kinder der Herzogs und Pair de France wurde ihm bald anvertraut; er wurde zum Mitglied der Familie. Dieser Ausspruch ist kein unbedacht hingeworfener Gemeinplatz. Unter

den vielen ausgezeichneten jungen Gelehrten, die aus aller Herren Ländern in Paris zusammenströmten und sich in hochstehenden noblen Häusern als Erzieher und Präzeptoren habilitirten, ist gewiß noch keiner auf den Grad von ungezwungener Intimität gelangt als Ximenes Doudan in dem streng geregelten, ernsten, arbeitsamen Zirkel des Schwiegersohnes der Frau von Staël. Worauf gründete sich die exceptionelle Bevorzugung?

Doudan, ausgerüstet, mit den ausgezeichnetsten Geistesanlagen, den solidesten encyklopädischen Vorkenntnissen, einem angebornen feinen Takte, einer seltenen Anspruchslosigkeit, einem an's fabelhafte grenzenden Mangel an persönlichem Ehrgeiz, ging ganz in den andern auf. Es behagte ihm, geistige Schätze zu sammeln und solche nicht schriftlich, sondern mündlich an den Mann zu bringen. War es vielleicht ein gesteigertes epikuräisches Behagen sich zu ergehen in dem Labyrinth der metaphysischen Systeme, in den Kunst- und Naturgärten der Poesie der Weltlitteratur, zu schwelgen in der seit Jahrhunderten aufgespeicherten Hinterlassenschaft der größten Geister, und in der Produktivität der Zeitgenossen?... genug, er verschmähte es, seine blendenden Gedanken in irgend einer Monstranz aufzubewahren. Allein da er auch keine unterirdischen Gemächer mit Schätzen der Tausend und Einen Nacht füllen mochte, theilte er sich seiner Umgebung wie ein Verschwender mit. Vielleicht war dies ein raffinirter, intellektueller Genuß, der ihm hundertfache Entschädigung eintrug. Nicht nur die nähere hochstehende vielbegabte Haus-

genossenschaft zog aus diesem genialen Kopfe unschätzbaren Gewinn; nicht nur die Kinder des Hauses entwickelten sich unter seiner methodischen Leitung wie wenige; auf die täglichen Besucher des Salons übte bald der geschmackvolle, gedankenreiche, naturwüchsige Kritiker eine unwiderstehliche Anziehungskraft. War doch vieles, war doch alles bei ihm zu finden; und nichts dagegen begehrte er, kein Amt, keine materiellen Vortheile. Mit spartanischer Genügsamkeit sah er der Zukunft fast gleichgültig entgegen; ihm genügte die Beobachtung der Persönlichkeiten, der Zeitereignisse, die, genußreiche Nächte hindurch, fortgesetzte Lektüre: er begehrte nichts als Gedankenfreiheit und festbewahrte Treue in erworbener Zuneigung. Auch dies sei nicht hingenommen als ein leeres Wortspiel. Bekanntlich war die Familie de Broglie streng religiös gesinnt; die Herzogin, protestantisch erzogen, zum orthodoxen Puritanismus hinneigend; der Hausherr ein gläubiger, doch toleranter und keineswegs ultramontaner Katholik. Doudan gab sich offen hin, er verläugnete seine rationalistischen Ansichten nicht; dabei war er strenggläubiger Spiritualist und untadelig in seinen moralischen Prinzipien, die er auch, nicht engherzig, doch unwandelbar streng gegen widerliche Auswüchse festhielt. Nicht nur ließ man ihn gewähren in dem christlichen kirchlichen Hause; gerade sein frankes Auftreten erwarb ihm die Hochachtung seines Patrons und Freundes — denn das war der Herzog im vollsten Sinne des Wortes. Stille Gebete für seine Bekehrung stiegen wohl allseitig in dem Hause zum Himmel empor.

Es war ein ächt ideales Verhältniß. In seinen besten Momenten mag Jean Jacques, als er einzelne Kapitel seines Emile oder einzelne Briefe in dem letzten Theile der Nouvelle Héloïse schrieb, sich einen solchen Einklang, ein solches Zusammenleben in einem häuslichen Bezirke gedacht haben; aber wie weit blieb er zurück, vergleicht man seine utopischen Träume mit der Realität, die in der Familie de Broglie zu Tage trat. Auf solidem Grunde fußend, tiefe Wurzeln schlagend, blieb die Freundschaft, die man dem seltenen Mann entgegentrug und die er mit unendlich rührender Hingabe zu erwiedern wußte. In gegenseitigen thatkräftigen Beweisen — auch dem auswärts stehenden Publikum mit Händen greifbar — bewährte sich diese berechtigte Gleichheit.

Nach der Julirevolution, im ersten orleanistischen Ministerium, übernahm der Herzog von Broglie das Departement des öffentlichen Unterrichts, und mit ihm trat Doudan als Cabinetschef ein. In dieser delikaten Stellung gab er zum erstenmale kund, wie er sich im Verkehr mit unbequemen Bittstellern zu betragen wisse. Mit Herrn von Broglie trat er ebenfalls im nächstfolgenden November wieder aus. Der gegenseitige Bund war besiegelt. Zwei Jahre später übernahm der Herzog das Ministerium der öffentlichen Angelegenheiten (Ministerium des 10. Oktober 1832), und wieder mit ihm trat der fidus Achates in das Hotel der Rue des Capucines, mit demselben Entschluß nicht von der Seite seines väterlichen Freundes zu weichen. Einer der Herausgeber obenangezeigter Briefe legt auf diese Zeit der öffentlichen Wirksamkeit

Doudan's ein ganz besonderes Gewicht. In täglicher Berührung mit den ausgezeichnetsten politischen und diplomatischen Persönlichkeiten, bestätigte der Cabinetschef des Ministers den schon längst in geschlossenem Cirkel erworbenen Ruf einer ungewöhnlichen Anziehungskraft und Befähigung. Auch viele, wohl die meisten Depeschen — was nicht in die Sphäre des politischen Direktors Desages gehörte — flossen aus Doudans Feder. Indeß, selbst nach dieser öffentlich abgelegten Probe seines praktischen Talents, kehrte er wieder mit seinem Chef in das Privatleben und zu seinen Studien zurück. Mit ihm reiste er (1837, Juni) der Herzogin von Orleans nach Frankfurt entgegen, und wurde der hohen Braut als erster Cavalier der Ehren-Ambassade vorgestellt. Ich berühre diesen äußerlichen Umstand blos zum Beweise, wie liberal der „Bürgerliche" von dem „Aristokraten" behandelt wurde. Bei diesem Ausflug fühlte Doudan nur das lästig beengende einer gestickten Uniform.

Er war von Jugend auf nicht mit einer festen Gesundheit beglückt — eine nervöse Migrainenatur — was die kernhaft gesunden einen malade imaginaire zu nennen belieben. Dieses physisch reizbare Temperament, das seiner geistigen Thätigkeit indeß wenig oder keinen Abbruch that, mochte ihn zu einer selbstgewählten Abgeschlossenheit zum Theil bestimmen. Der anormale Zustand benimmt ihm nichts von seinem reellen Werthe.

Zu den Freunden, die ihn näher kannten und schätzten, gehörte selbstverständlich die ausgedehnte Clientel der damals einflußreichen Doktrinaires, die

Spitzen der Académie française und anderer Klassen des Instituts; in der Familie de Broglie selber, sämmtliche ältere und jüngere Glieder, dann alle von auswärts empfohlenen Notabilitäten. Wußten doch die letzteren, daß eine Beachtung von Seiten des Vertrauten des Herzogs einer bevorzugten Stelle im aristokratisch-liberalen Zirkel gleichkam; wußten doch die Pariser Litteratoren, daß ein Urtheil Doudan's über ihre Arbeiten zum Voraus ein günstiges Prognostikon für die Oeffentlichkeit stellte. Villemain und Cousin — der erstere besonders — fürchteten die Pfeile von Doudan's kritischem Bogen; der Staatsmann und Historiker Guizot wechselte mit Doudan Briefe, die von letzterem mit gehöriger Ehrerbietung geschrieben, vom „großen Manne", ebenso gehörig gewürdigt wurden.

Aus vorstehenden, wenn auch flüchtig gezeichneten Kontouren läßt sich ermessen, was Doudan, der Pädagoge, in späteren Jahren seinem ehemaligen Zöglinge ward. — Hatten die im Collège errungenen symbolischen Kronen, und die Frühlorbeeren der litterarischen Laufbahn des „prince de Broglie" seinen alternden Freund mit sichtlicher Freude erfüllt, und die glückliche Ehe der überlebenden Fräulein de Broglie ihn mit neuen Freunden in Verbindung gebracht, so erwuchs ihm aus diesem patriarchalischen Verhältniß die Gewißheit, daß er nicht unbedachtsam vor einem gleichgültigen Publikum sich verschlossen und gerade hinter den Koulissen mehr gewirkt als auf offener Thatenbühne. Ob bei den folgenden historischen Umwälzungen alles seinen Erwartungen, seinen vor-

gefaßten Hoffnungen entsprach, ob die frühere Gleichheit der Ansichten auf demselben Grade sich treu blieb, wage ich nicht zu entscheiden, nicht einmal zu vermuthen; dazu geht mir schon seit lange jeder Einblick in die näheren Verhältnisse ab.

In seiner Correspondenz mit seinen früheren und späteren Freunden spiegeln sich naturgemäß die Zeitereignisse: oft werfen sie ihre dunkeln Schatten hinein; oft werden sie kaum berührt, verrathen unwillkommene Lücken oder ein absichtliches Sichwegwenden des alternden, reeller Krankheit verfallenen Mannes, der sich nur in seiner Zelle heimisch fühlt und wie ein Halbabgeschiedener mit den Lebenden verkehrt.

Schwer würde es fallen, von diesen Briefen durch ein allgemein gefaßtes Urtheil einen adäquaten Begriff zu geben; unmöglich, auch in der gelungensten Uebertragung den feinen ätherischen ächtgallischen Blüthenduft zu bewahren, der sie allesammt durchdringt; leichter wäre es in Kürze zu sagen, was sie nicht sind.

Nun, sie sind nicht das berechnete epistolarische Geschwätz eines selbstgefälligen Charakters. Sie sind der natürliche Erguß eines mit leichter Ironie bewaffneten Geistes, der sich über sich selbst und die anmaßlichen Puppen der Mitwelt belustigt, bisweilen leichte Streifwunden beibringt, allein mit unnachahmlicher Grazie und Geschicklichkeit wieder verbindet und heilt. Unbarmherzig schwingt er dagegen die Geißel über Schlechtigkeit, Frechheit, Ungeschmack, Sophismen, und mit prophetischem Geiste ahnt er, von 1842 ab, die Zukunft, schaudert zurück vor dem Abgrund, der im Jahr 1848 sich gähnend öffnet.

Kein gleißnerisches Behaben vermag ihn zu trügen, mit einem strengen Worte, mit einem glücklichen Griffe reißt er die Maske ab: in ihrer nackten Scheußlichkeit erscheinen die Nachwüchse der ersten sogenannten „heroischen" Terroristen, in ihrem Unsinn die Afterpoeten und Afterphilosophen der Mitwelt. Dem zweiten Kaiserreiche dreht er mit unverschleierter Mißachtung den Rücken. Die Schrecken der Belagerung (1870—1871) hält der Kranke (er braucht so wenig zum Leben!) in der Hauptstadt aus; allein nach dem wahnwitzigen, blutdürstigen, brandstifterischen Gebahren der Kommune verliert der Mildgesinnte die Geduld. Verargen kann ich ihm nicht seine losbrechende Indignation, sein Antreiben zu diktatorischer Strenge. Ist doch sein Herz gebrochen, sein Auge verfinstert; er hat ein Recht, es völlig zu schließen, zusammenzusinken unter der Wucht der Ereignisse. Vorausgegangen waren ihm die meisten Gleichgesinnten und Mitarbeiter im Reiche der Gedankenwelt. Abgerechnet hatte er mit dem Leben und gewiß erwartete er nicht, daß befähigte und treue Freunde ihm eine Gedächtnißtafel errichten würden mit Fragmenten seiner improvisirten Gespräche. Ihm waren es nur Papierschnitzel; er glaubte sich der Vergessenheit verfallen wie die Hunderte und Tausende, die sich um den steilen Aufgang zum Tempel der Unsterblichkeit herandrängen.

Gleich Montaigne ist Doudan vorzüglich was die Franzosen primesautier nennen. Er folgt seiner Laune, aber nach dem Gesetz einer geheimen Ideenverbindung. Den bunten Schmetterlingen in Wiese und Wald jagt er nach mit seiner Fliegenklappe —

doch nicht immer sind es die hellsten Farben, die ihn anziehn, auch unscheinbare oder häßliche Käfer werden nicht verschmäht. Glücklich die Bevorzugten, mit solchen Erinnerungsblättern Beschenkten! Doch schwer ist zu bestimmen, an wen die ausgezeichnetsten gerichtet sind. Jeder einzelne Brief packt wohl den Adressaten am rechten Fleck; die besten wurden zwischen Copet, Paris, dem Schloß de Broglie in der Normandie, dem Schloß Etiole bei Paris, dem Schloß Curcy bei Nangis ausgetauscht, ja nachdem die Glieder des intimen Zirkels zerstreut an dem einen oder anderen dieser Punkte weilten, oder je nachdem das Datum der Epistel mit den größten Zeitereignissen zusammentraf. Viele der Genannten schweben mir noch in präciser Erinnerung vor, einige sind mir unbekannt und stammen aus einer Epoche, wo meine Wenigkeit auch im Gedächtniß des jüngst verstorbenen geistreichen Schreibers mehr als erblaßt sein mochte. Einer der letztern ist Herr Raulin, augenscheinlich ein großer Kunstkenner, der sich oft in seiner Heimath zu Rheims, oder in Italien aufsuchen läßt. Auch Doudan besuchte Italien, doch nur im Fluge, als Herr d'Haussonville gegen die Mitte der Juliregierung als französischer chargé d'affaires in Neapel funktionirte. Im alten klassischen und doch immer neu sich darstellenden Lande gehören Doudan's Eindrücke ihm allein; es ist ein Genuß, dem antideklamatorischen Geiste in seinen Aeußerungen zu folgen, auch wenn sie nicht mit des Lesers eignen Erinnerungen ganz zusammenstimmen.

Nicht absprechen läßt sich, daß er für gewisse Geistesprodukte eine allzugrelle Antipathie an den

Tag legt. Mir will z. B. nicht scheinen, daß er dem paradoxen Herrn v. Stendhal (Henri Beyle) ganz gerecht geworden. In dem Geiste dieses letzteren spiegelte sich freilich das Menschengeschlecht, die Welt und absonderlich Italien ganz anders als in dem korrekten, sittlichen Gemüthe des kritischen Doktrinärs. Bei diesem galt der Machtspruch: hors de l'église (conservatrice) point de salut; was ihm nichts von seiner angeborenen Grazie und Delikatesse benahm. Die ewigen Gesetze des Schönen, die allgemein anerkannten großen Litteraturperioden treten unwandelbar in seinen Briefen hervor; unter seinen Zeitgenossen zeichnet er die noch jetzt mustergültigen aus. Kein kleinliches Mäkeln an den deutschen Geistesheroen! er hätte sich gegen die litterarischen Traditionen, die zu Frau von Staël hinaufreichten, zu versündigen geglaubt. Nur sprach er sich einmal gegen mich mit einschneidender Schärfe gegen die wohlbekannte Nachtszene der Wahlverwandtschaften aus; bei der ihm eigenen moralischen Ueberzeugung galt keine Widerrede; seine Strenge machte um so stärkeren Eindruck, da sie mit seiner lieblichen Physiognomie kontrastirte. Auch auf religiösem Felde kannte er, dem Materialismus gegenüber, keinen Kompromiß; Darwin's Lehre bereitete ihm wahrscheinlich in späteren Jahren schlaflose Nächte.

Frankreich wird immer mit talentvollen Schriftstellern gesegnet bleiben; es wird dem schönen Land ergehen, wie einst Griechenland nach seiner heroischen Frühlings- und Sommerszeit; kritische, analysirende, scharfsinnige, geistreiche Aristarchen werden stets zahl-

reich von Neuem auftreten; doch mit Doudan werden wenige wetteifern; es können sich nicht oft so überaus günstige Umstände zusammenfinden; nur selten eine hohe Familie, welche vier Generationen hindurch ein geistiges Erbgut bewahrt und einen genialen Sonderling beherbergt; nur selten der gleichzeitige Zusammenfluß ausgezeichneter Talente, glänzende Widersacher, Gefährdung des glücklichen politischen Zustandes, erschütternde Katastrophen, und hinter dem dämonischen Gelächter der Urgewalten eine fast sichtbar im Lauf der Ereignisse sich kundgebende höhere Macht.

II.

Es ist ein ganz eigener Eindruck, dem Publikum übergebene Briefe zu lesen, die an Persönlichkeiten gerichtet sind, mit denen man vor langen Jahren in Verbindung stand, oder auf dem Lebenswege vorübergehend zusammentraf. Dieses Interesse wach zu rufen, bedarf es nicht immer einer größeren Intimität; sind die veröffentlichten Episteln geistreich gewürzt, und die Adressaten mehr oder weniger auf derselben intellektuellen Bildungsstufe mit dem Schreiber, hinterließ deren Physionomie eine nachhaltige Erinnerung im Gedächtniß des Lesers, dann wird unfehlbar die Vergegenwärtigung einer ein Ganzes bildenden Vergangenheit erfolgen.

Das ist nun einmal der Fall mit Doudans Briefen; ihre Originalität ist dermaßen ausgeprägt, die Freunde und Freundinnen, die sich um ihn gruppiren, gehören so sehr in die Reihe der ausgezeichnetsten

Männer und Frauen der französischen Julieregierung — und des zweiten Kaiserreichs, daß der Fremde sich davon angezogen fühlen muß, geschweige der unter der Last der Jahre Gebückte, dem nicht bloße Silhouetten vor den geschwächten Augen und dem trägergewordenen Gedächtniß vorüberschweben. Vollkommener Täuschung einer Palingenesie kann sich der mit dem Herzen in jene entlegnen Tage Verflochtene hingeben.

Wenn die Herren Editoren der Briefe Doudan's durch keine pusillanime Bedenklichkeit gefesselt, nicht hinter dem Berge gehalten, und wohlbekannte Namen der Oeffentlichkeit preisgeben, so mehr wird es dem Schreiber dieser Zeilen gestattet sein, einige wenige dieser gesellschaftlich oder historisch merkwürdigen Figuren aus dem Rahmen dieser Korrespondenz herauszuheben, und mit ganz unverfänglich kurzem Kommentar zu begleiten, wie er es etwa mit den Nummern einer Gemäldegallerie sich erlauben würde. Er verhehlt sich keineswegs, daß jeder Publizität abholde Naturen auch solches Verfahren tadeln, vielleicht nicht ganz ohne persönliche Gründe; mit Skrupeln solcher Art Behaftete würden einen dichten Schleier über jede Vergangenheit werfen; das Studium der unschuldigsten gesellschaftlichen Zustände würde verpönt, die ganze Memoirenlitteratur zernichtet. Für den Skandal verlangen wir aber nicht das Wort; haben wir doch schon betont, daß Doudan in einer puritanischen Sphäre sich bewegte, daß er selber sittenrein und streng war; daß jedoch sein Standpunkt dem dramatischen Interesse seiner Mittheilungen und Aufsätze nicht den geringsten Eintrag thut.

La mère en prescrira la lecture à sa fille, wohlverstanden wenn gnädige Fräulein Tochter mit hinreichender Feinheit, mit angeborener oder erworbener Zartfühligkeit begabt ist, zur Würdigung eines Geistesverwandten der Frau von Sévigné.

... Unter den Freunden Doudan's nimmt Herr Piscatory eine der ersten Stellen ein; die ihm zugewandten Briefe tragen fast durchweg das ernste Gepräge eines Geistes, der sich an einen Diplomaten wendet, und über die historischen gleichzeitigen Begebenheiten, Publikationen, Freunde und Bekannte Bescheid gibt oder zu hören wünscht. Piscatory ist oder war eine kräftige, männliche Natur, aus dem höheren Bürgerstande, doch in den aristokratischen und litterarischen Kreisen der Doktrinärs wohlgelitten. Seine schönste Jugendzeit fiel in die Epoche des hellenischen Aufstandes. — Des Salonlebens überdrüssig, nach Thaten dürstend, das ideale Vorbild Lord Byrons vor Augen, verabschiedete er sich von einem ihn grenzenlos liebenden Vater, begab sich nach Genf, besprach sich dort mit den Chefs der Griechenfreunde, mit Capo d'Istrias und Eynard, und betheiligte sich an den Kämpfen auf der Insel Egripo und der Halbinsel Morea. Bei seiner Rückkehr wurde er von seinem früheren Kommilitonen beneidet, von hochstehenden Frauen begrüßt und begünstigt, später durch eine eheliche Verbindung mit der reizenden Tochter des berühmten General Foy beglückt.

Nach der Julirevolution saß er in der Deputirtenkammer; im Jahre 1844 wurde er als Minister Frankreichs nach Athen gesandt; augenscheinlich, weil

man seiner früheren chevaleresken jugendlichen Campagne, und einer spätern Rundreise durch Griechenland eingedenk geblieben, und seine Kenntniß von Land und Leuten zu verwerthen wünschte. Sein kernhafter etwas barscher Charakter schickte sich ganz zu dem halbbarbarischen, neugegründeten, von Faktionen zerrütteten Staate.

Für seine Untergebenen war Piscatory väterlich, aber streng, und hielt auf Zucht und Ordnung mitten in einer abenteuerlichen Gesellschaft.

Die Februarrevolution vertrieb ihn aus dem diplomatischen Wirkungskreis. In den Reihen der Pariser Nationalgarde vertheidigte er auf der Straße und auf der Schwelle der Nationalversammlung die bedrohte öffentliche Ordnung. Am 15. Mai 1848 stand er handfest in den ersten Reihen gegen die eindringenden Wühler. Er folgte wörtlich dem Aufruf des damaligen Ministers der öffentlichen Arbeiten, Arago „Meine Herren, nicht ihre Intelligenz, ihre Arme brauchen wir.“

In der Assemblée législative nahm er eine einflußreiche Stellung ein.

Nach dem napoleonischen Staatsstreich zog er sich ganz auf seine Güter in der Touraine zurück, verkehrte ausschließlich mit seinen Pächtern und seinen Büchern. Eine derartige Persönlichkeit mußte dem Erzieher in der Broglie'schen Familie genehm sein. Mit Piscatory, wie mit seinem früheren Zögling, bespricht er sich gern über Politik. Als Herr Piscatory im Winter 1860 sich einen Ausflug nach Italien gönnt, schreibt ihm Doudan ironisch: „Ich

würde Sie gerne bitten, meine Aufträge an Se. Heiligkeit mitzunehmen. ... Sie allein weiß ich entschlossen genug dem Papste über drei oder vier in unsere Competenz gehörige Gegenstände die reine Wahrheit zu sagen. ... Ich werde zum alten radoteur, der fortfährt zu hassen und zu lieben, was er früher gehaßt und geliebt; meine Gefühle ändern sich nicht mit der Begebenheiten wirrem Lauf" ... und bald darauf, in derselben Epistel: „Bitte, lesen sie doch die soeben erschienene Korrespondenz des Königs Joseph mit Napoleon. Enormitäten genug; aber ein lebhafter Abdruck des Individuums (Napoleon's) ... Eine Lokomotive, die ein alles zermalmendes Räderwerk in Bewegung setzt, würde einen solchen Styl schreiben." Kurios genug, „das mit anzusehen, wenn man nicht selbst unter dem Stampfer ist". (Brief vom 5. Februar 1860).

Etwas später schreibt er demselben mit fieberhaft erregtem Unwillen von der unerhörten Beschlagnahme eines autographirten Privatwerks des Herzogs von Broglie über „die Regierung in Frankreich". Hier übermannt den sonst alles ruhig abwägenden Beobachter ein jugendlicher Zorn. Er vergleicht das Napoleonische Regime mit der Regierung weiland Jakobs des Zweiten von England. Mit bitterer Lauge übergießt er die ministeriellen Instrumente, die polizeilichen Helfershelfer und Handlanger des kaiserlichen Emporkömmlings. Bei einer anderen Gelegenheit läßt er sich über die gewaltigen Gesellen hören, die dem Kaiser zur Seite stehn und seine Befehle rücksichtslos, zwar nicht mit Kolbenschlägen, aber in militärischem

brutalem Tempo durchführen. Es war bei der Veröffentlichung einer akademischen Rede Villemain's, wo freilich die Anspielungen auf den Inhaber des zweiten Kaiserreichs sehr deutlich vorliegen und den Verfasser um ein Haar ins Exil gejagt hätten. „Der arme Villemain!" ruft Doudan aus, „er wäre unfähig, einen Weizensack nur zehn Schritte weit fortzuschleppen, und bedenkt nicht, daß der jetzige Machthaber Kumpane an der Seite hat, die mit unwiderleglichen Argumenten bewaffnet sind." Aus solchen Stellen läßt sich, z. B., sehr leicht die massenhafte Husarengestalt eines „Marschalls" Magnan herauslesen, welcher den Staatsstreich des zweiten Dezembers materiell ausführen half und den Marschallstab in den blutgedüngten Straßen der Hauptstadt und auf den weichen Pfühlen des demi-monde erkämpfte. Nun, dagegen ereiferte sich schon zur selben Zeit die „unabhängige Meinung" in den höheren Kreisen der hoffähigen Gesellschaft; es war doch nicht die ganze Umgebung in eine Art von Estaminet umgewandelt; Doudans Philippika offenbaren jetzt, nach einem Vierteljahrhundert, die Verachtung der Bessern.

Ein anderer seiner politischen Korrespondenten, mit dem er sich willig über politische Gegenstände ausläßt, ist der gelehrte Poirson, der Verfasser einer geschätzten Biographie Heinrichs des Vierten. Diesem ruft er, sich selber ironisirend, beim Ausgang der Kampagne von 1859 zu; „Ich sehe, daß ich kein Esel bin, ich glaube sogar, nach meiner Voraussicht, sagen zu dürfen, daß ich etwas von einem Staatsmann und General in mir trage." Er hatte

nämlich seinen Freunden prophezeit, daß das kaiserliche Programm: „Italien wird frei bis zur Adria" nicht wörtlich durchgeführt werden dürfte und die Bewältigung des Quadrilaters einige Zeit und Anstrengnng erfordere. Hier sei übrigens ein von Doudan nicht beachteter oder nicht zu seinen Ohren gekommener Umstand erwähnt, so mehr, da er ganz zu Ehren des Siegers gereicht. Am Abend des Schlachttags, beim Anblick der leichenbesäten Hügel und Felder von Solferino überkam den Lorbeergekrönten eine ungeheuchelte, niederdrückende Melancholie. Er war unvermögend, den Glückwünschenden eine Antwort zu ertheilen. (*) Wenn er nicht zur Maschine herab oder hinaufgeschraubt war, mußte er einen Waffenstillstand ersehnen und Kräfte sammeln zu künftigen Waffengängen. Nach zehn bis eilf Jahren sollte er auf der abschüssigen Bahn bis nach Sedan rollen.

Ungemein taktvoll benimmt sich Doudan in seiner Correspondenz mit jüngeren und älteren Damen. Hier treten die feinen Uebergänge zu Tage; hier bewährt sich der in der Salonsatmosphäre herangebildete Franzose. Eine seiner Schülerinnen tritt, als Braut und Gattin, in die Familie d'Haussonville. Doudan, ohne die frühere Familiarität zu verläugnen, ohne den zutraulichen Ton ganz abzulegen, vollzieht die nothwendige Metamorphose der Formeln mit einer wahren Maestria. Desgleichen in seinen Briefen

(*) «Merci, M. Robert», sagte er mit erstickter Stimme in seinem Zelt zu seinem Privatsecretär.

an die Marquise d'Harcourt, die er als Mädchen gekannt, und vorübergehend im Schlosse de Broglie mit seinen dortigen Eleven unterrichtet. Die wahrhaft mustergültigen, kostbaren Episteln, die er an das eilf- oder zwölfjährige Kind richtet, werden durch abgemessenere, inhaltreichere in späteren Jahren ersetzt; aber doch breitet der Genius des früheren Verhältnisses seine schützenden Flügel über die zahlreichen Mittheilungen und läßt sie nicht in eine zeremoniöse, diplomatische Korrespondenz ausarten.

Der Gallier würde solche Uebergänge mit dem Ausdruck nuances bezeichnen; wir müssen die flüchtigen Zeilen als Meisterstücke epistolarischer Gewandtheit bewundern, die sich nur dem in ähnlichen Kreisen Aufgewachsenen in ihrer ganzen unnachahmlichen Bedeutung offenbaren. Von dem Kinde bis zur Ambassadrice in Wien und London ist ein weiter Weg, und doch läßt sich der zarte Faden verfolgen, welcher die späteren Aeußerungen des Mannes und Greisen an den liebenswürdigen, naiven Verkehr des jugendlichen Dozenten mit einem frühreifen Kinde knüpft. Das Ganze läßt sich durchaus nicht mit dem imaginären Briefwechsel Goethe's und Bettina's zusammenstellen; welchem die Palme zukömmt, entscheiden wir nicht; daß deutsche Leserinnen die lyrischen Ergüsse „des großen Kindes" vielleicht vorziehen, wäre in der Naturanlage beider Nationalitäten begründet.

Die Korrespondenz mit Damen oder Jungfrauen, die erst später in den Wirkungskreis Doudan's eintraten, z. B. mit Fräulein Maria von Ste. Aulaire, der Enkelin des Akademikers und Pairs von Frank-

reich, Mad. Duparquet, Mlle. Gavard, Mad. Donné u. a. m., ist anziehend und belehrend, doch nicht in dem Maße wie die vorher angezogenen. Mad. Duparquet ist oder war in der Nähe von Etiole ansässig; sie war die Gattin des früheren Bräutigams der hochbegabten Clementine Cuvier und Begleiters von Pierre Lebrun in Griechenland; von dem Geiste ihrer Nachbarschaft ging Vieles auf sie über. Auch wird sie von Doudan bevorzugt; er begrüßt sie nicht selten mit dem familiären Titel: chère amie. An Madame Donné, die Frau des populären Mediziners, Coredaktor der „Debats“, Rektors der Akademie von Straßburg und Montpellier, an Mad. Donné richtete Doudan, durch einen verhängnißvollen Zufall, den letzten Brief, den er geschrieben, im Monat August 1872. — „Mein Arzt will mich zu Paris hinaustreiben; ich bin aber unfähig, nur hundert Schritte weit zu gehen.“ Eine Woche später war der Arme nicht mehr unter den Lebenden. Seine Freunde hatten ihn lange als eingebildeten Kranken angesehen und als solchen behandelt. So weit hinaus er seine Laufbahn schleppte, hatte er nur allzusehr sein Nessus-Uebel gefühlt und sich in männlicher Resignation damit abgefunden.

Wie unendlich Vieles wäre noch in den zwei kostbaren Bänden zu berühren und herauszunehmen. Ich muß mich vorläufig mit obigen schüchternen Andeutungen begnügen. In Nichts zerrinnen würde, wie ich befürchten muß, die einschmeichelnde Gabe des Briefstellers, sein Ueberspringen von einem Gegenstand zum andern, seine psychologische Analyse und sein

flüchtiges Anspielen auf mehrfache Verhältnisse, auf ältere und neuere Geistesprodukte. Der Deutsche hat unstreitig vor dem geistreichsten Franzosen die Gründlichkeit voraus; sein Auftreten ist langsam; sein Disputiren logisch; er wird sich aussprechen, bis ihm nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Einem Doudan begegnet das nicht . . . . . Besucht er, z. B., August Wilhelm Schlegel in Bonn, da bemerkt er nur einen Pfau in dem einsamen, traurigen Hofraume des Literarhistorikers, und von der „zweiten Gemahlin" spricht er auch nur in einer lakonischen Halbzeile. Mich wundert es sogar, daß er sich diese Anspielung erlaubte.

* * *

Ich kann mich doch nicht enthalten auf's Geradewohl einige Briefe Doudan's zu verdeutschen; nach dem Vorherberichteten über den Verfasser und seine Eigenart, verzeihe man meine Vermessenheit. . . .

. . . . **Doudan an Frau d'Haussonville.**

Coppet, 4. September 1839.

Seit unendlich langer Zeit habe ich keinen Brief von irgendwem erhalten. Ich sehe, daß nichts leichter ist, als das Vergessenwerden . . . Sie erhalten regelmäßig Bericht über Mathilden; das Kind ist kerngesund. — Herr Vinet (*) hat es wohlwollend be-

(*) Der berühmte waadtländische Kanzelredner, Professor, Literator und Philosoph.

trachtet und mit seinem breiten gigantischen Munde angelächelt. Er brachte hier den Samstag, Sonntag und Montag zu. Ich hörte ihn Sonntags in der Kirche von Coppet predigen. Seine Predigt ist ungemein sanft, sein Geist sehr umsichtig; seine Sprache einfach und gebildet zugleich; das ist bei einem Kanzelredner ein großer Vorzug. Die feine Sprachbildung ist ein Symptom der Wissenschaft, und Wissenschaft verleiht den Worten eine gewisse Autorität, auch wenn der Redner gegen das irdische Wissen spricht. Ueberdies behandelte er nur die Nächstenliebe; mich nahm er für den Redner und den Menschen ein. Des Abends hielt er zu Hause eine familiäre Konferenz; seine Anmuth in dieser Redeform ist wahrhaft bezaubernd; den übrigen Abend sprach er extemporirend, mit ungemeiner Sicherheit. Sämmtliche Pfarrer der Nachbarschaft strömten im Schlosse zusammen; alle wollten ihn hören, ihm vorgestellt werden. Es ist mir leid, daß Sie bis jetzt ihn kaum gesehen: er hätte Sie sehr angesprochen. Ihrer Mutter (*) hätte dieser originelle Geist gewiß sehr gefallen.

Ihr seid alle fortgezogen. Was soll ich sagen: daß ich mich allein und einsam fühle? . . . Jeder muß in sein heimisches Nest fort. Der nestlose Vogel promenirt mit verschränkten Armen vor dem verlassenen Hause; er sucht sich warm zu gehen.

So eben las ich in dem ersten Band von Strauß. Dieser sonderbare theologische Kauz konnte wahrlich

(*) Die Herzogin von Broglie war ein Jahr vorher gestorben.

den Zürchern kein großes Zutrauen einflößen, und wollte sie doch, als Professor der Dogmatik, evangelisiren! In seinem Zerstörungswerk fühlt er sich ruhig und behäbig, als hätte er lang mit Mephistopheles verkehrt zu Königsberg, Nürnberg oder Göttingen. Die allgemeinen Ideen sind wie geschaffen für viele Köpfe, sie werden verheerend wirken, obgleich sie in Deutschland nicht mehr neu sind; in Frankreich mögen diese, in der Form bestimmter, doch im Grunde sehr verschwommener Dissertationen auf einige Jahre hinaus für neu gelten. In Frankreich behält der Gelehrte, der zuletzt spricht, immer Recht. Mit dieser Sentenz will ich schließen; ich übergebe den Brief dem Meister Samuel; er sagt mir, es sei hohe Zeit . . . meine respektvollen Grüße.

An die Baronesse A. von Staël. (*)

Paris, den 16. März 1840. (**)

Das kleine politische Gewitter steht noch am Horizont; ob es sich verzieht oder nicht, bleibt ungewiß. Bis der Engpaß der Zutrauensgelder (fonds secrets) durchschritten ist, kann man nicht über das Ministerium prophezeien. Seine Zukunft entscheidet sich dann; es muß von dort ab einen bestimmten Weg einschlagen, und durch seine Reden auch seine

(*) Die Wittwe August's von Staël, die Schwiegertochter der berühmten Schriftstellerin.

(**) In einer ministeriellen Uebergangsperiode, wenig Wochen nach der Bildung des Ministeriums Thiers' geschrieben.

Zukunft verpfänden. Wie sich auch die Sache entscheidet, Herr von Broglie hat mit sich selbst keinen neuen Entschluß zu fassen; fällt das jetzige Kabinet, gleichviel, er wird nicht Minister; bleibt es aufrecht, obgleich er zu dessen Gründung beitrug, wird er auch nicht Minister. Seine politische Lage ist also sehr gut, auf einige Zeit hinaus wenigstens. Seine persönliche Stimmung neigt zu einer totalen Entfernung von den Geschäften, zu einem unwiderruflichen Entschluß, sich in nichts mehr zu mischen. Ich stimme nicht bei; nicht daß ich wünsche, er möge die furchtbare Thätigkeit der öffentlichen Geschäfte wieder aufnehmen. Wozu sich täglichen Kummer bereiten, wenn nichts mehr da ist, ihn täglich zu besänftigen; doch so viel ich kann halte ich Herrn von Broglie ab, etwas Unwiderrufliches zu beschließen. Nie kennt man zum Voraus den Einfluß solcher Worte auf die Einbildung; ist einmal der Eid der Entsagung abgelegt, da scheint plötzlich das leichte Gitter des Klosters schwer und verdichtet; die freie Luft dringt nicht mehr durch. Menschliche Klugheit gebietet, nur nach des Augenblicks Bedürfniß eine Verpflichtung einzugehn. Auch wenn man nur ein Bischen Einfluß bewahren, nur ein wenig seinen politischen Pflichten nachkommen will, ist es nützlich, das frühere Ansehen, die weltliche Bedeutung nach außen zu wahren. Soll das Publikum auf eine politische Rede achten, so muß es glauben, der Redner könne einmal wieder handeln, und die Geschäfte wieder übernehmen. Verschwindet der Zauberschimmer der Zukunft, da verlieren die Reden die Hälfte ihres Werthes; sie gleichen dann den Werken

eines verstorbenen Autors, der Predigt eines Klostergeistlichen, der in die Klausur zurücktritt. Fährt man fort mit der Welt zu verkehren, da gilt es noch etwas bewaffnet zu sein. Williglich und offenkundig zur Retraite sich verdammen, Pferd und Sporen zu verkaufen, das heißt seinen eigenen Werth verringern. „Der Mensch ist ein so verächtliches Geschöpf, daß er kaum den Sprecher zu hören geruht, wenn er nichts Gutes und nichts Schlimmes mehr von ihm zu erwarten hat. Das Talent ergreift ihn, wenn er weiß, das Talent kann zum Einfluß führen. Auch weiß man nicht zum Voraus, wie traurig die Welt stimmen kann, so man ihr einmal valet gesagt; die Welt wendet sich kalt ab, hofft sie nichts mehr von uns, und erwarten wir nichts mehr von ihr; den äußeren Verkehr muß man zum Schein bewahren; denn die Welt ist ein Kompendium von Niederträchtigkeit und Härte." —

Sind dies nicht fürchterliche Accente eines Einsiedlers und erklären sie nicht zum Theil die freiwillige Abgeschlossenheit des Schreibenden? . . .

Doudan an Madame Duparquet.

Paris, den 23. Juni 1841.

Das ganze Thal von Etiole wird sich heute, sagt man mir, von 6 bis 8 Uhr in die Arme der Geistlichkeit werfen. Ich stelle mir ein geistliches Diner nicht so recht vor. Hat das Conzilium von Trient das menu geregelt? Fürwahr, das Diner wird einem Concil

gleichen. Ist nicht der Herr Erzbischof von Paris Einer der Gäste? Wird der Herr Siegelbewahrer nicht seine weltliche Grazie mit all den mystischen Blumen verbinden? Wahrlich, viel gäb' ich darum, könnt' ich theilnehmen an dieser Versammlung; als profaner Eindringling wäre ich gewiß skandalisirt, und dabei mit meinem Aergerniß im Unrecht.

Aber sagen Sie mir doch: Wie geht es zu bei einem Diner zwischen schönen Damen und hochwürdigen Bischöfen? Beim Absteigen aus dem Wagen, wird man von Chorknaben empfangen? Ich bitte, nehmen Sie meine kindischen Fragen nicht übel. Hab ich doch schon einmal betheuert, geistliche Personen seien mir nicht unlieb; sie sehen die Welt von einem anderen Standpunkt an, als die übrige Menschenheerde; sie haben große Tugenden und kleine Mängel; sie sind sanftmüthig und haben mit den Fehlern der anderen Geduld; sie sind nicht stolz, nicht klatschsüchtig, nicht neidisch, nicht neugierig; sie halten dafür: der Mensch sei nicht aus einem Block; sie denken: er könne sich verändern, sich bessern; sie sprechen nicht unverschämt über jeden ab. Doch öffnen Sie, meine Gnädigste, ihre Augen; ich bin meiner Sache nicht ganz sicher; ich warte lieber ihren Bericht bis morgen ab. . . . Hat man nicht im Schafstall den Nächsten aufgefressen? Hier sind wir nicht so heißhungrig; ich gar nicht, mit meinem Kopfweh. Weil ich nicht nach Curcy gegangen, glauben alle meine Freunde, mein Kopfweh sei nur ein Vorwand; ich wolle nicht vom Fleck. In dieser thätigen Welt glaubt man nicht, es könne ein Mensch mehrere Jahre krank sein. Und

doch ist es so; der Rheumatismus reibt mich auf; ich muß mich seiner Laune fügen.

Gestern hat Herr von Langsdorff(*) hier dinirt; heute soll er in einem irdischen Paradiese zu Mittag speisen; ich meine im bischöflichen Sitze zu Evreux.

III.

An dieselbe Dame.

Paris, den 25. Juni 1841.

Mit ungemeinem Interesse las ich den Bericht über das convivium religiosum. Erasmus, so mich mein Gedächtniß nicht trügt, enthält ein Gespräch zwischen zwei Kirchendienern, die den Sonntag auf dem Lande zubringen; doch sind es keine hohen Würdenträger wie bei Ihrem letzten Feste, und gewiß waren keine schönen Damen dabei. Auch entsann ich mich nicht, daß ein mit Migräne behafteter Erzbischof unter den Erasmischen Geistlichen war, noch weniger eine junge Dame, die einem Präzeptor der königlichen Prinzen den Kopf zu verdrehen suchte. Das ist gar nicht korrekt, es scheint, der Teufel schwärzt sich überall ein, unter jeder Gestalt. Herr T.... ist ein ernster Mann, dem es am Hofe gelang, fromm zu werden; das ist keine Kleinigkeit. Nun ist es gar nicht hübsch, wenn Herr T.... den ewigen Dingen sich zuwendet, ihm dem Kopf auf eine andere Seite hin zu rücken. Einen armen Teufel, der aus der

(*) Der nachmalige französische Gesandte in Rio Janeiro: von 45—48 französischer Minister in Karlsruhe.

Vorhölle des 18. Jahrhunderts sich befreit hat, zu beunruhigen, ist vom Uebel. Der Erzbischof, sein Sekretär, der päpstliche Nuntius, die Geistlichen seines Gefolges konnten Ihnen dasselbe bemerken; ein neuer Beweis, daß man überall zum Heil gelangen, aber auch überall sich davon abwenden kann. — Ich errathe von fern, daß, wie Sie mir sagten, alles ganz hübsch abgelaufen. Der Internuntius scheint gar nicht melancholisch; der Seelenfrieden erhält gesund. Ich bin gewiß, der Internuntius seufzt nie, wenn er an die melancholischen Horizonte der römischen Campagna denkt; es sollte mich nicht wundern: die elegischen Noten des Ave Maria, die bei Sonnenuntergang über Rom hin verhallen, erinnern ihn nur an die Stunde des Nachtessens; vielleicht sagt er in seiner Zerstreuung: das Nachtessen der Sonne, statt: der Untergang der Sonne. Stille doch! es ist ein braver vortrefflicher Mann; Niemand ist zur Melancholie genöthigt; sie gebiert blos eine Masse von Pinseln, welchen die treffliche Gesundheit und der Esprit des Internuntius abgeht.

Ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß es einem gastfreien Hausherrn schlecht ansteht, gleich beim ersten Tischservice die Frage aufzuwerfen: ob die Feinschmeckerei eine Todsünde? Zartfühlige Seelen, wenn man sie mit solchen Problemen quält, sind zum Voraus satt. Ein trockenes Stück Brod, ein Glas Wasser und obige Phrase, das ist für die christliche Tafelreihe hinreichend. Der Koch von Montseigneur widmet sich hoffentlich nicht solcher ausschließlich trockenen Polemik. Es lohnte sich fürwahr nicht der Mühe, den Kessel=

haken aufzuhängen, wenn man nur jene Idee in den Kessel zu legen hat. Gilt es nur, die Frage zu zerlegen (*), so wird es offenbar, daß die Feinschmeckerei eine Todsünde ist; sie lähmt den Schwung des Geistes, sie fesselt auf längere oder kürzere Zeit die Thätigkeit der Seele an die gemeinsten Bedürfnisse, die mit der oberen Welt in keiner Verbindung stehn. Nirgends liegt wohl mehr zu Tage, wie flüchtig die physischen Genüsse. ... Der Diener, der auf Befehl seines Herrn die auf Samos oder in Cypern gereiften glühenden Weine umherreicht, ist kaum einige Schritte um den Tisch gegangen, da sieht er die transparente Crystallflasche leer — eine Leere, die in allem Irdischen sich wiederholt; er flüstert: Franz! eine andere Flasche! aber auch die andren schwinden und leeren sich. ... Der Mensch findet nirgends eine volle Befriedigung seiner Wünsche. ... Herr Moët (**) arbeitet vergebens sich ab.

„Wie ein Regenstrom zerrinnt das Glück der Gourmands." (***)

Nicht wahr, dieses moralische Kapitel wurde ungefähr so während der soirée abgehandelt? ... Ich hätte gern gesehen, wie sich Herr von Langsdorff im Kloster betrug? Es ist eine feinfühlende Persönlichkeit; er braucht keine Maske vorzuhalten.

Doudan an Herrn d'Haussonville.

Coppet, den 28. September 1841.

„Das einfachste wäre, mein bester Freund, mich

(*) Trancher la question, ein unübersetzbares Wortspiel.

(**) Der berühmte Champagnerfabrikant.

(***) Eine Parodie des berühmten Verses aus Racines Athalie.

wie ein deutscher Streithahn zu geberden. Ich bin Ihnen gegenüber in großem Unrecht; seit einem Monat sollte ich Ihnen schreiben; doch ich bin ein guter Kerl, und verzeihe Ihnen die Fehler, die ich gegen Sie beging. Somit basta; wir sind im Reinen. Sie haben also in Lagrange dinirt?(*) Das wird Sie bei den «conservateurs» verdächtigen. Der Conservateur ist ein närrisches, mißtrauisches Wesen (animal); doch hatten Sie ganz Recht in Lagrange zu tafeln; Lafayette's Schatten ist mehr werth als all' die Tagesautoritäten; nur werden Sie, bei den nächsten Wahlen, befragt werden, von welchen Schüsseln sie gekostet?

Herr Piscatory kommt gerade zurück aus einem Lande, wo die Könige geschätzter sind als bei uns. Er berichtet, die armen Abkömmlinge des Miltiades seien bereit ihren König zu adoriren; sie lieben und verehren ihn bereits in seiner jetzigen Gestalt. Herr Piscatory kam letzten Samstag hier an, mit einem Satz, vom Pindus zum Juragebirge. Mit Bewunderung spricht er von der Thätigkeit der Intelligenz, dem gesunden Menschenverstand der Griechen. Augenscheinlich sind die Menschen unter dem Breitengrad Griechenlands vernünftiger als unter dem Pariser. Ich rathe Ihnen, Mathilden in irgend einer guten Familie von Hydra oder Tinos unterzubringen. Wär' ich ein Mädchen, ich würde mich, per Dampfschiff, mit irgend einem Palikaren verheirathen, die Wäsche meiner Kinder würde ich im Vasilicopotamos reinigen und auf den letzten Ausläufern des Taygetes trocknen;

(*) Landsitz der Familie Lafayette.

das wäre ein schöneres Loos als das einer Gemahlin des Herrn Unterpräfekten, Präfekten, oder gar eines Staatsministers in unserm Lande.

Sagen Sie, ich bitte Madame d'Haussonville, daß ich ihr diese Tage durch nicht schrieb, weil ich verdummt bin; das ist meine Krankheit, daran werd' ich sterben. Auch hätte ich mir nicht an Sie zu schreiben erlaubt, wäre nicht eben eine Erleichterung eingetreten, aber der helle Schimmer war nur vorübergehend. Hätt' ich einen Brief zu lesen, da könnt' ich mich erheitern, aber man schreibt mir ebenfalls nicht mehr. Herr Raulin wird sehr empfindlich; antwortet man ihm nicht auf der Stelle, da wartet er ruhig ein Lebenszeichen ab. So weilt er jetzt in Rheims, in der einen Hand den Plato, in der anderen ein Glas Champagnerwein; er nippt und liest eine Zeile, dann träumt er; bis in die ideale Welt steigt er empor und liest eine zweite, bis ihm der Kopf schwindelt, dann sieht er mit leibhaften Augen die Zahlen des Pythagoras, die heiligen Jungfrauen des Cimabüe und Herrn Ingres (*) . . . Er denkt an die Einheit der katholischen Kirche, an die Einsiedler der Thebais, an die Musik von Gluck, an das liebliche Lächeln der Jungfrauen seiner Vaterstadt, und das alles mit einer unerschütterlichen Mäßigung. Er fühlt sich enthaltsam, und fürchtet stolz zu werden. So verfließt sein Leben in der Provinz; ich denke, er erzählt es Ihnen ebenfalls; ich errathe nur; denn

(*) Bekanntlich der antikisirende, hieratische Maler.

mittheilsam ist er heuer nicht geworden; er wirft sich etwas in die Brust.

Die Reise hat Herrn Piscatory nicht verändert. Er war sehr geistreich und liebenswürdig. Er traf gerade Herrn Vinet. Man hätte gedacht, es sei das Feuer und das Wasser. Frau von Staël fürchtete, glaube ich, den Zusammenstoß dieser hetrogenen Substanzen, besonders am Sonntag; doch alles fiel recht gut aus. Herr von Broglie hat, das muß ich gleich sagen, Herrn Piscatory unter strömendem Regen zu Herrn Eynard geführt; doch kaum hierher zurück, hörte Herr P. einen Vortrag Vinets, und belobte seine liebliche Stimme, sein ausnehmend geistreiches Wesen, — einige Dunkelheiten seiner Rede abgerechnet — acht Tage längeren Hierseins, und er wäre fast als Methodist abgereist; doch schien noch nichts durch. Er ist immer noch ein tüchtiger Raucher, in seinem Auftreten etwas barsch, herausfordernd; Sie kennen ihn ja. In Griechenland hat er sich seiner Mission zum Besten entledigt; überall, von Athen bis in das Innere Arkadiens, bis zu den Thermopylen, auf den Cykladen wurde er zuvorkommend aufgenommen. Den Verlauf seiner ganzen Reise erzählt er trefflich und betont, wie die Griechen sich abmühen, in allem das Beste zu leisten.

Haben Sie den Tod des Herrn v. Chateauvieux erfahren? Frau d'Haussonville kannte den liebenswürdigen, trefflichen Mann sehr gut. Er war der eigentliche Verfasser eines (ersten) Manuskripts von Ste. Helène, das man zuerst dem Kaiser, dann Herrn Bertrand de Novion zuschrieb. Frau v. Chateauvieu:

behielt fünfzehn Jahre lang den Entwurf in ihrem Sekretär. Ihr Gemahl hatte nie den erlaubten Einfall, sich als Verfasser zu bekennen, obgleich das Buch viel besprochen wurde. Die Urtheile darüber vernahm er gern. In seiner Gegenwart äußerten sich Herr Molé (*) und Herr Mounier (**): es sei bestimmt von Napoleon's Hand. Chateauvieux fühlte nicht das geringste wohlerlaubte Bedürfniß, den wahren Verfasser errathen zu lassen. Wißbegierig war er, und wohlwollend vor Allem. Jedes Studium war ihm erwünscht, vom Ackerbau hinauf bis zur Geschichte und Politik. Er ist einer der letzten überlebenden Zeugen des Zirkels zu Coppet; mit ihm Herr v. Sismondi und (A. W.) Schlegel. Mir kommt es vor, als erlösche mit ihm eine der letzten Leuchten einer großen Stadt.

Adieu, bester Herr; Sie wissen, wie sehr mir Ihre Lebensweise gefällt, ein delikateres Compliment wüßte ich nicht zu machen: Sie dürfen sich damit geschmeichelt fühlen.

Morgen werde ich unfehlbar (sans faute), d. h. ohne Verzug an Frau d'Haussonville schreiben.

Ich erlaube mir noch einige Briefe von Doudan aus früheren Perioden einzuschalten, z. B. den originellen an „das Kind Paula" gerichteten.

(*) Einer der ausgezeichnetsten Minister unter der Julíregierung.

(**) Spielte eine nicht unbedeutende Rolle unter der Juliregierung als Pair von Frankreich.

Broglie, 11. Oktober 1829.

„Sie fragen mich, meine kleine Freundin: Ob ich nicht etwas amüsanteres kenne als „die Geschichte“. Ich dächte: ja! doch verstehen wir uns wohl: ja, für die Einbildung, die Phantasie: die findet, hören wir sie allein an, daß in der Welt nicht alles vollkommen ist; und sie hat Recht; die Charaktere sind nicht alle schön, wie wir sie wünschen; die Begebenheiten schreiten nicht schnell genug voran! auf langem Umweg schleppen sie sich, bevor sie zum Ziele kommen. Napoleon ist nicht ganz der Eroberer, den wir uns gerne vorstellen; es wäre vielleicht möglich, uns die kleine Paula vollkommener zu denken. Das kommt daher: Napoleon und Paula sind Geschichte, Realität, wie wir sagen; die Einbildungskraft verbessert alles; sie schafft neues; Napoleon läßt den Herzog von Enghien nicht erschießen; da haben wir den Roman. Alles wird größer, schöner . . . aber errathen Sie nicht den Uebelstand? man verschönert, vergrößert: da gibt es dann Wesen, die nicht auf festen Füßen stehen, wollte man sie zum Gehen bringen . . . . reizend, aber leblos, unnatürliche Götter und Göttinen; der gesunde Menschenverstand wendet sich ab von solchen Gestalten. Romane geichen einer Dame mit unschöner Gesichtsfarbe; sie verkleistert ihr Gesicht mit weißer Schminke: auf die Stirne zeichnet sie kleine, leicht angedeutete, nette Aederchen. Da kömmt ein frecher Maler: „Gnädige Frau, da haben sie eine unmögliche Ader.“ Und wahrlich, um schöner zu scheinen, hatte die Arme andere Adern als die Natur gezeichnet. — Die Romane haben unmögliche Adern: und da wir alle nun einmal

nach Wahrheit dürsten, da unsre erste Frage bei einer interessanten Erzählung immer die ist: Ist das wahr? ... so reicht der einfache, nur etwas entwickelte Menschenverstand aus, und wir langweilen uns, wenn die Wahrheit ausbleibt. — Romane interessiren sich noch, meine kleine Freundin; das kommt daher: Sie wissen noch nicht, was unmöglich ist. Der kleine Däumling belustigte sie ehemals; sie waren noch ungewiß, ob es nicht Siebenmeilenstiefel und Menschenfresser gibt. So gehts mit allem, wenn man heranwächst.

Man muß sich drum an die Geschichte halten; Vollkommenheit fehlt darin; die Wahrheit ist da. Frankreichs Geschichte ist mehr werth als Tausend und Eine Nacht. Der Staub der Merovinger fliegt noch irgendwo herum ... Das Grab Aboulkassems, suchen sie das einmal! Mit seinen Schätzen liegt der Arme im 6. Band der Uebersetzung von Herrn Galland.

Die Idee des Vollkommnen gehört in die Poesie und die Religion. Religion und Dichtung prophezeien uns eine Zukunft, welche der gesunde Menschenverstand nicht verwerfen kann; was wir hier sehen und wissen, wiederspricht dem nicht.

Ich bin so absprechend; scheine ich nicht zu schmälen? .. das wollte ich nicht. Vielleicht finden Sie mich lächerlich und konfus ... Bitten Sie ihre gnädige Frau Mutter, das alles ein wenig auszubessern. Der Inhalt ist wahr; die Form ist mangelhaft."

Hiebei einen der vielen Briefe an seinen ehemaligen Zögling, den jetzigen Herzog Albert von Broglie:

Broglie, den 20. August 1838.

„Mein Lieber, du erhältst diesen Brief Dienstags. Erst gestern fand die Preisaustheilung des großen Concurses aller Pariser Lyceen statt. Du hast:

1) den ersten Preis „in der Geschichte";

2) den ersten Preis für die lateinischen Verse.

Und fragst du mich, woher ich das erfahre? darauf antworte ich nicht; der Minister würde mich verfolgen, als mitschuldigen Verräther von Staatsgeheimnissen. Erlaube mir, diesen Glückwunsch verstohlen unter deine Lorbeern zu legen. Und nun sag mir, wie nahm sich das glänzende Fest unter dem Dome des Pantheons aus? all' der Purpur! das Gold! und die Präsenz des Ministers? Ist es wahr, daß die ersten Preisgekrönten während einem Monate den Staatsraths-Sitzungen beiwohnen dürfen, zu ihrer Vorbildung in der nobeln Staatskunst?

Hat man dir von unserer Abend-Vorlesung des „Wallenstein" gesprochen? Man war gegen Schiller in hohem Grade ungerecht. Deine Mutter allein protestirte gegen dieses Urtheil. Man behauptet, das alles sei nicht lebendig und glaubt damit ein Todesurtheil gegen eine Tragödie auszusprechen.

Die antike Tragödie ist durchaus nicht lebendig, und doch ist die antike Tragödie sehr schön. Glaubt man etwa, die Antigone, wollte man sie zum Diner einladen, wäre fähig auf eigenen Füßen aus dem Salon in den Speisesaal zu gehen, sollten ihr auch die Herren Boissonade und Schlegel unter die Arme greifen? Gewiß nicht. Alles sei gegen ein Geschöpf der Kunst gesagt, meint man, mit dem Ausspruch:

es sei nicht fähig eine halbe Flasche Bordeaux zu trinken, oder jeden Tag drei Wegestunden zu marschiren. Die Kunst ißt nicht; sie trinkt nicht — sie hat Flügel. Was liegt daran! Gerade diese Trugtheorie der lebendigen Wesen hat uns all' die jetzigen häßlichen Kunstidole vorgeführt. Mich spricht tausendmal mehr der weiße, unbewegliche, etherische Marmor an, den man Apollo nennt, als eine Creatur, die fähig wäre, sechs Pfund Brot und ein gebratenes Welschhuhn zu verzehren, und über einen fünfzehn Fuß breiten Graben zu springen; aber die neuen ästethischen Principien haben etwas welschhuhnartiges.

Das ist ein toller Brief; deine Preise regen mich auf. „Guten Tag!"

Hiebei zwei Briefe aus Italien:

An Herrn d'Haussonville.

Florenz, den 25. Oktober 1839.

„Sie sehen, bester Freund, unser Reiseplan hat sich unterwegs vielfach verschoben: das liegt allein an der verwünschten Ueberschwemmung. Den 16. schrieb ich an Louise, von Turin aus: wir gehen nach Mailand. Wir mußten darauf verzichten; jenseits Alexandria war die Straße gesperrt; auch die Straße über Vercelli. Sie müssen eingestehen, es ist bizarr, sich vom Wasser so verfolgt zu sehen. Unser Kurier meint: diese Widerwärtigkeit kommt von unserer Abreise an einem Freitag. Ich glaube es in der That nicht. Heute, bei meinem Eintritt in eine Florentinische Kirche erfuhr ich, es stehe in

der heiligen Mariakapelle ein Gemälde, das man nur bei großen Katastrophen enthüllt; neulich sei dies der Trockenheit wegen geschehen. Der Sakristan wußte nicht, er spreche mit einem Unseligen, der seit einem Monat durch dieses selbe Wunder beregnet wird. Die Florentiner sollten nicht um Regen bitten, bevor sie wüßten, ob das jedermann anstehe. Genug, wir gehen nicht nach Venedig und Mailand, nicht an all' die See'n, die in unserer Wanderung vorgezeichnet lagen. Mich kümmert diese Abkürzung wenig; Venedig vermiß ich: allein das Bild des Nichtgesehenen hat auch einen Werth.

So bleibt mir in meinem Geiste ein imaginäres Venedig. Wir verweilen hier acht oder zehn Tage, zum Besichtigen der Gallerien, des Palazzo Pitti, des Palazzo Vecchio. Wir kommen gerade von Genua, wo wir drei Tage blieben. Herrliche Stadt! Genua macht den Eindruck eines Festtages, mit einem Anflug von Melancholie. Mich heimelten zwei oder drei melancholische Gärten hoch über der Stadt an; sie sehen stumm herab auf all den Glanz, auf all den Lärm und die blendende Sonne. — Die Kirche der Annunziata ist im Innern auf alle Seiten hin bemalt; der Eindruck herrlich. — Das erklärt mir all die unsinnigen Malereien, womit man uns in Frankreich in letzter Zeit heimsucht. — Diesen verschwenderischen Kunstluxus lieb' ich in Räumen, wo die strenge Doktrin des Christenthums gepredigt wird; erinnert er mich doch an die Vase, köstlicher Wohlgerüche voll, welche die Frau im Evangelium zu Christi Füßen ausgießt . . . entweder all' den Glanz

der Welt, der wie eine Trophäe dem Allerheiligen geboten wird;

oder die tiefe Stille, die Dunkelheit der Kirchen im Norden, wo das Auge keinen Ruhepunkt findet, und der Geist im Gedanken an den unsichtbaren Gott aufgeht. Eine gothische, ernste Kathedrale, wie die Kölner, harmonirt nicht mit den Bewohnern dieser rothen, grünen, blauen Paläste, wo der Abglanz des Goldes, wo Raphaels Gemälde auf glattem Marmor, oder aus Venetianischen Spiegeln wiederstrahlt. — Aber unsere Kirchen!! wo ein halbdutzend häßlicher Gemälde die Mauern verunzieren, Mauern, die man um Ostern oder am Dreifaltigkeitsfeste sorgsam übertüncht, das scheint mir fürwahr unsinnig! Ich halte es mit Marschall Lannes: entweder ein Bett von Utrechter Sammt, oder ein Bündel Stroh."

Aus derselben Stadt schreibt er darauf an den Staatsrath Raulin:

„Lieber Freund, Florenz verlassen, bevor ich Ihnen geschrieben, das wäre in der That unverantwortlich. Mein langes Stillschweigen ist bereits sehr unliebenswürdig; allein sie kennen meine Anfälle, worauf ich immer gern in die regelmäßige Bahn einlenke. Auch von Ihnen habe ich seit zwei Monaten nichts erfahren. Zweifelsohne sind Sie wieder an ihr Halsband gekettet und schleppen keuchend die großen Verwaltungsgeschäfte, die man dem weisen Staatsrath aufbürdet. Wir haben bis jetzt nicht viel Weg zurückgelegt; die Sündfluth hielt uns vom Simplon zurück, und verfolgte uns nach Turin. Auf die Lombardei haben wir verzichtet. Hier habe ich dem Cimabue und dem Giotto

ihre Grüße ausgerichtet. Ich muß eingestehen: Raphael, Andrea del Sarto und Fra Bartolomeo behaupten immer noch die erste Stelle in meinem Geiste. Trösten sie sich, wenn ich nicht Ihre Meinung theile. Im letzterschienenen Werke von Quinet über Deutschland und Italien, las ich ein Kapitel: Florenz. Ich finde viel Geistreiches, aber auch viel Deklamatorisches in Quinets Werke.

Hier würden wir zehnmal mehr Zeit brauchen zur Besichtigung all dieser Gemälde, Statuen und Monumente. Vielleicht, nach wiederkehrender Ruhezeit, ordnet sich das alles im Gedächtniß; die Erinnerung vermittelt vielleicht einen Eindruck, als hätte man die Gegenstände lange betrachtet. Die vor uns lebenden Künstler waren gewiß lebendiger als wir; in allem was von Ihnen an uns überging, erkennen wir eine Fruchtbarkeit, ein leichtes Schaffen, eine Gluth, eine Einfalt, und doch wieder eine tiefe, instinktive Beruhigung. Der große Strom scheint ausgetrocknet; unsre armen kleinen Künstler angeln nach kleinen Fischen in Sümpfen, wo man ehedem mit vollen Segeln auf tiefen Wassern fuhr."

Wir müssen uns bescheiden; aus den mehreren hundert Briefen, die vorliegen, wozu noch bald ein dritter Band mit einer ästethischen Abhandlung kommt, ist es unmöglich eine Auswahl zu treffen, ohne die hier uns gezogene Schranke zu überschreiten. Die Neugier einiger Geschmacksrichter hoffen wir angeregt zu haben. Bereits ist Doudan's Werk über dem Kanal angelangt; es wird auch seinen Weg finden über den Rhein und den Ocean.

XIII.

Honoré de Balzac.

Correspondance d'Honoré de Balzac. Paris 1876. 2 Bände in 12.

Ob man dem berühmten Romanschriftsteller Honoré de Balzac einen Dienst geleistet durch die Veröffentlichung dieser zwei reichhaltigen Briefbände, ist eine heikle Frage. Hätte es blos die Lösung eines psychologischen Problems, das Ergründen eines anormalen Charakters gegolten; war es den Hinterbliebenen des vielgelesenen, vielgepriesenen, während zwanzig Jahren (von 1828 bis 1848) gierig verschlungenen Autors blos daran gelegen den verstorbenen Freund wieder in seiner Natürlichkeit aufleben zu lassen, da hätte dieser Versuch einige Geltung; die zwei Korrespondenzbände wären dann die natürliche Ergänzung der neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke; (*) aber sein Schriftstellertalent und seinen Ruhm werden sie nicht in höheren Anschlag bringen, und den Charakter des Mannes, des Menschen, zeigen sie nicht immer in günstigem, bisweilen sogar in ungünstigem Lichte.

(*) 55 Bände in der kleinen Duodezausgabe, 24 in 8° in der größern.

Bekanntlich strich Balzac von seinen Arbeiten bedeutende Summen ein, wurde eine zeitlang von Editoren, Revuen und Journalen umlagert, müdete sich ab wie ein Galeerensklave, und doch kam er nie auf einen grünen Zweig, ruinirte zum Theil seine Familie, und war sehr oft auf die Großmuth seiner Freunde hingewiesen. Wie erklärt sich dieses Räthsel?

Mit dem Worte: Unordnung, ist nicht alles gesagt. Lamartine war auch verschwenderisch, aber dafür lebte er eine geraume Zeit als grand-seigneur, konnte in St. Point eine großartige Gastfreundschaft ausüben, seine Winzer, Taglöhner und die Armen seines Kantons beglücken. Bei Balzac nichts von alle dem; er bequemte sich, zeitweilig, wie der Aermste zu leben; mit seinen Tagesstunden mußte er noch sparsamer umgehn, als mit seinem fast immer totalarmen Geldbeutel. Zur Befriedigung seiner Gläubiger oder Editoren wandelte er Nacht in Tag, versagte sich, zur Steigerung der Gehirnthätigkeit, jede regelmäßige Mahlzeit, überreizte seinen Magen durch unmäßigen, fast ausschließlichen Gebrauch des Kaffee's, stürmte auf seine Gesundheit wie ein Unsinniger, war mehrere Male der Verrücktheit nah, ohne je seinen Hauptzweck zu erreichen: die gänzliche Befreiung von der Schuldenlast, und einen unsterblichen Ruhm, der ihm wie ein trügerisch lockendes Bild vorschwebte, aber doch in Nebel zerrann.

Die oberflächlichste Analyse seiner Briefe wird die eiternde Wunde offen legen, eine Wunde, die am Mark seiner Knochen nagte. Balzac glich einem ungebändigten, ungezügelten Kinde, das seine Fähigkeiten

überschätzt, und mit ausgestreckter, gieriger Hand nach den unerreichbaren Sternen greift. Wie oft, bei der Lektüre dieser Briefe an Familie, Freunde, Patrone, Widersacher, Buchhändler, Buchdrucker und Künstler möchte man dem Sinnlosen zurufen: so wache doch auf! sieh' Dich um! Du bist in Wahnsinn befangen! regle Dich! sei doch nur halbvernünftig! ... aber wie hätte er Ohren gehabt für die Stimme der warnenden Weisheit? ... sein Ausgangspunkt war bereits unrichtig, falschgewählt, und sein ganzes Leben verlief auf schiefer, abschüssiger Bahn.

Mit dem Jahr 1819 beginnt die Korrespondenz. Damals war Balzac, zwanzigjährig, von Tours, seiner Vaterstadt, nach Paris gewandelt, mit dem vorgefaßten Plan belletristischer Autor zu werden, als solcher von seiner Schriftstellerei zu leben, sich und die Seinen zu bereichern. Das war seine erste, fixe Idee. Er warf sich in den Strudel des modernen Babels, wie es scheint mit voller Zustimmung seiner Eltern, die seine Illusionen theilten. Wenn Balzac die Augen um sich warf, auf die zeitgenössischen französischen Prosaisten — ich meine in dem leichtern Fache, da mochte er sich zu einem baldigen Durchbruch berechtigt wähnen. Mit bedeutenden Vorkenntnissen ausstaffirt, mit glühender Phantasie, unglaublicher Erfindungskraft und systematisirender Beobachtungskunst begabt, durfte er hoffen die Pygmäen der Lesekabinette und Salons alle zu überflügeln. Doch von der Vorhölle, die er durchzuwandern hatte, ging ihm jeder Begriff ab. — In den ersten Jahren des Dezenniums von 1820—30 gab er eine Unzahl von Romanen, besonders

unter dem Pseudonym von Horace de St. Albin heraus, ohne bemerkt zu werden, doch nie entmuthigt. Je mehr das Ziel sich entfernte, desto hartnäckiger stemmte er sich gegen die Hindernisse. ... Er lebte von Entbehrung, in einer Mansarde; doch bereits kündeten die Verlegenheiten seiner Eltern ein erschüttertes Hoffen von dieser Seite an. Dann glaubte sich der Unerfahrene berufen zu industriellen Geschäften. Als Knabe hatte er in einer Buchdruckerei gearbeitet; auf Kredit erwarb er eine Typographie, in der Absicht die Hauptklassiker der französischen Litteratur in wohlfeiler, populärer Ausgabe, je einen Autor in einem Bande zu drucken. Das Unternehmen verunglückte gänzlich; auf die ungünstigsten Bedingungen, ebenfalls auf Kredit, kam es in andere Hände. Der Grund zu Balzac's Verlegenheiten war vorhanden, der erste Spatenstich zu seinem verfrühten Grab.

Die Herausgeber der Korrespondenz hätten füglich die ersten Briefe, die Balzac an seine Schwester Laura und an seine geplagte Mutter richtet, unterdrücken oder ausmerzen können. In diesen vertraulichen Mittheilungen an die Schwester ist der Witz fadenscheinig, oft geschmacklos. Gewiß werden in jedem gebildeten Familienkreise des Pariser Mittelstandes, zwischen Geschwistern, Söhnen und Eltern interessantere Episteln gewechselt. — Der esprit ist so sehr Gemeingut in jener Sphäre, daß Briefe, wie solche der noch unberühmte Balzac schreibt, auf der Stelle dem Papierkorb zugetheilt würden. Zärtliche, etwas pedantische Freundschaft, in raffinirten Ausdrücken liegt darin geborgen; der Bruder schulmeistert die jüngere

Schwester, und spricht unablässig vom bevorstehenden, litterarischen Triumphe, als ob der akademische Lorbeer den schaffenden Theaterdichter oder Romancier in den nächsten Tagen krönen müsse. Gegen die Mutter aber ist er einschmeichelnd; er weiß warum; für mich liegt etwas abstoßend Widerwärtiges im hyperbolischen kokettirenden Tone; etwas ähnliches verunstaltet ebenfalls seine berühmte Novelle: «La Grenadière», deren beschreibender Theil dem anmuthigen Landgut an der Loire bei Tours, wo Balzac eine Sommerfrische durchlebte, zu einer europäischen Berühmtheit verhalf.

Mir will scheinen, schon in diesen ersten Novellen zeige sich die blendende günstige und die ungünstige Kehrseite von Balzac's Talente ... eine zierliche Kleinmalerei, das liebevolle Eingehen in das Détail einer Landschaft und ihrer Bewohner, in die Leiden und Freuden eines Stilllebens, irgend einer tief ergreifenden Tragödie in kleinen Rahmen — dagegen aber auch eine unerträgliche Ziererei, und eine indiskrete Weitschweifigkeit, die sich ein ächt klassischer Autor, der sein Bestes in engen Rahmen zusammenfaßt, versagen wird.

... Eine der ausgezeichnetsten weiblichen Persönlichkeiten, an welche Balzac in seinem früheren Pariserleben Briefe richtete, ist Frau Zulma Carrand, die Gattin eines ebenso ausgezeichneten Mannes, Direktors der Militärschule zu St. Cyr bei Versailles, späteren Direktors einer Pulvermühle zu Angoulême. Madame Carrand war augenscheinlich für den jungen Balzac eine mütterliche oder schwesterliche Freundin, die ihm mit Rath und That beisprang; der übersprudelnde

junge Mann und Autor mußte sie verehren, er mochte wollen oder nicht. Aus diesen Briefen geht hervor, daß auch die diskrete Frau den ungebundenen vulkanischen Wildfang oft in gehörige Schranken zurückwies; doch wurde er nur durch die peinlichsten Erfahrungen, und auch da nicht völlig, gestraft und gezügelt.

Mutter und Schwester waren unstreitig ausgezeichnete Wesen, mit unsäglicher Liebe und Nachsicht für Sohn und Bruder versehen.

Die Schwester heirathete einen Civilingenieur, Herrn Surville, einen trefflichen Mann, welcher die Zuneigung seiner Gattin für den hochbegabten tollen Schwager theilte, und wohl öfters als deus ex machina eingriff. Die Einblicke in das Familienleben der Schwester sind rührend; damit beginnt die Bedeutsamkeit der Briefe; ärgerlich aber wird der Leser bereits, wenn er sich überzeugt, daß nichts bei dem renommirenden Jüngling fruchtet, und er schon am Abhange steht, der ihn zu der absurden Manie der leichtsinnigen Einkäufe von Nippsachen hinzieht. Es war und blieb dies, in seinem ganzen Leben, eine Thorheit, eine Verblendung, eine Manie ohne gleichen. Wohl mochte er in seiner Umgebung blinde Bewunderer finden, die seinem „Kunstsinn" schmeichelten; niemand wagte es, aus seiner sinnlosen Ruhe über seine Zukunft ihn derb aufzurütteln. Von Haus aus zeigte er sich wie ein leckes Faß, gebärdete sich wie eine Rabelaisnatur, die sich berufen fühlt, alles um sich her auszupumpen. Solchen Charakteren scheint die Delikatesse abhanden zu kommen; sie rechnen nicht

mit der Verlegenheit anderer. Zwar handelte er bona fide; er ist überzeugt das Vergeudete für sich, für seine Familie und Freunde mit hohen Zinsen zurückzugewinnen.

In die früheren Zeiten seines Pariseraufenthalts fällt auch das Verhältniß mit der Herzogin von Abrantès (Junot). — Balzac spendet der schriftstellernden, gealterten Dame emphatisches Lob. Weßhalb diese unmotivirte Schmeichelei, bleibt mir unklar; denn die jetzt ganz Verschollene übte nur in wenigen Kreisen und auf kurze Zeit eine Art von Attraktion. Der Frau Zulma Carrand dagegen widmet er, nachdem er am Ende der zwanziger Jahre angefangen sich ein großes Lesepublikum durch die peau de chagrin zu erobern, seine unausgesetzte aufmerksame Verehrung. Doch begeht er die unglaubliche Taktlosigkeit, Ihr, der tugendhaften Frau, seine physiologie du mariage zu übersenden. Dieses halbraisonnirende, halbphysiologische Werk trug zuerst Balzac's Namen weit umher. Es ist im Grunde eine höchst impertinente, unsittliche Komposition, nicht wie George Sand's Lelia durch bezaubernden Styl und kühn aufgefaßte Charaktere erschütternd, nein, brutal demoralisirend. Es wirkte verheerend und zerstörte manche Häuslichkeit. Diese Anatomie des materiellen Zusammenlebens in der Ehe ist widerwärtig; eine Frau, die sich nur einigermaßen respektirt, war es ihrer weiblichen Würde schuldig, sich erbost zu zeigen einer derartigen Huldigung gegenüber. Zulma war aufgebracht. Balzac entschuldigte sich auf eine feine geistreiche Weise: „er hätte sich auf die Empörung der sittlich strengen Frau er-

wartet, bitte Sie um Verzeihung, hätte aber nichts was von seiner Feder ausging, vorenthalten wollen; er hoffe, daß Sie nicht von diesem Experimente, welches der täglichen Beobachtung entnommen sei, auf sein persönliches Innere schließen werde." Mit einem Wort, er demüthigte sich. Wie nachsichtig die ältere Freundin, erhellt aus dem Fortbestehen der früheren Verbindung.

Wir deuteten hier auf die materialistische Kehrseite des Balzac'schen Talentes; sie findet sich leider in vielen, in den meisten, seiner Romane. Die fesselnde, fantastische, in ächt Hoffmann'schem Sinne erfundene Peau de chagrin ist nicht davon frei.

Bereits in diesen zwanziger Jahren arbeitet Balzac nicht planlos; aus vielen seiner Briefe ließe der Beweis sich führen, daß er ein festgestecktes Ziel vor Augen hat. Die gesammte französische Gesellschaft will er umfassen und beschreiben; das Familienleben, das Leben in der Provinz, in Paris, auf dem Ackergrunde, im Militärwesen, in der politischen Welt will er schildern, und jeden dieser Abschnitte durch eine bedeutende Anzahl von Novellen und Romanen erläutern. Daneben ergeht er sich, wie zur Erholung, in drolatischen Erzählungen nach Rabelais Manier; beinah' in alle Revuen, in viele Journale liefert er Kritiken und Abhandlungen, obgleich er es verschworen, nicht mehr an die Tageslitteratur sich zu vergeuden. Seine Fruchtbarkeit ist ohne gleichen; er geht Verbindlichkeiten auf allen Seiten ein, nie voraussehend ob er Wort halten könne.

Auch eine andere Eigenthümlichkeit seines genialen

Talents ist bemerkenswerth; er schreibt unendlich schnell und leicht; aber die Feile anzulegen, ist ihm dennoch ein Bedürfniß. Auf dem Probebogen bessert er, wandelt er oft total den ursprünglichen Satz um. Wie sehr diese bald gewissenhafte, bald launenhafte Methode die Druckkosten vertheuerte, liegt am Tage; eine Art sich zu verrechnen, die ihm immerfort die tollsten Streiche spielte, und zu unentwirrbaren Prozessen mit Verlegern und Setzern führte.

Der belgische Nachdruck schmälerte sein erwartetes Einkommen. Zu seiner theilweisen Rehabilitation sei es diesmal gesagt; unverschuldet büßte er so ganz ungeheuere Summen ein. Er hatte das Recht zu behaupten: „die Million, die in meiner Kasse liegen sollte, liegt in Belgien.“ Nur wäre sie, nach seiner eingewohnten Art, nicht in seiner Kasse geblieben, oder auf dem Wege dahin in andere aufpassende Hände geflossen. Er hätte sich ebenfalls durch barocke Ankäufe von Vasen, Möbeln, Gemälden, durch häusliche stupende Einrichtungen, durch luftige Spekulationen verrechnet. Sein kindischer Wahnsinn war unheilbar.

Ich eile den Begebenheiten voraus. Einer seiner schlagendsten Erfolge im Anfang der dreißiger Jahre wurde durch den Landdoktor (le Médecin de campagne) erzielt. Hier fanden sich gemeinnützige Moral und Erfindung im Einklang. Unstreitig das Beste was Balzac geschrieben, nein, improvisirt. Auch thut er sich etwas damit zu Gute. Man höre einmal: „Evangelium und Katechismus haben einen guten Absatz; in meinem Werkchen sind beide zusammen=

gefaßt. Und dann, mit der hyperbolischen, emphatischen Selbstüberschätzung, die ihm eigen ist, behauptet er, das Opuskel müsse auf mehrere hunderttausende Exemplare abgedruckt und verkauft werden. Ja, wenn er in den Vereinigten Staaten oder in England gelebt! — Mit diesem herrlichen Médecin de campagne mußte er sich zu herber Enttäuschung resigniren, obgleich das Leben Napoleons, auf eine volksthümliche Weise erzählt, darin als eine glänzende Episode erscheint, und als ein wahres Meisterstück, neben einigen chansons von Béranger gelten muß.

In seinem Hirn umfaßte er wirklich die Totalität der Comédie humaine, mithin das Gegenstück zu Dantés Divina commedia, mithin, so lautete wenigstens sein überschwängliches Dialektisiren, „wie Cuvier die Totalität der Wissenschaft umfaßte, wie Napoleon durch sein militärisches Genie sich zum Lenker der Weltgeschicke emporschwang, wie O'Connel sich in das Volk inkarnierte, bin ich (Balzac) geboren zum Lenker der Geschicke meiner Mitmenschen!“ Sein überaus produktives Talent schraubte er zur Höhe der genialsten Dichterköpfe des Zeitalters hinauf. Einem Goethe, einem Walter Scott, einem Byron fühlte er sich wenigstens ebenbürtig. Der Unglückliche! Das Phantom des Ruhmes und der Macht, welchem er nachjagte, zerrann vor seinen vom Wahn geblendeten Augen wie ein Wolkengebilde.

Bei dem Durchforschen seines Briefwechsels mit Schwester und Mutter erklärt sich das Räthsel. Das ewige zuversichtliche Diskontiren seiner Zukunft verschlang das Beste seiner Kräfte. Kaum ist es begreiflich,

wäre es nicht schwarz auf weiß zu lesen, wie ein von Natur aus hochbegabter und in vielem sehr klarsehender Kopf sich dermaßen systematisch verrechnen kann, wie er nicht mit einem Strich sein Conto zu schließen wagt. Er selber behauptet an einer Stelle seiner Briefe (ich glaube an Zulma) von sich selber: „man kann mir diametral entgegengesetzte Fehler und Eigenschaften beilegen, durchaus nicht andichten, und dabei wahr bleiben. Ich bin zugleich ein eigensinniger Knicker und der sorgenloseste Verschwender, gut und schlecht." Und so setzt er in einer langen Reihe von Gegensätzen den Kontrast seines physischen und psychischen Wesens fort; er vergleicht sich mit einem Klavier, auf dessen Tasten die eherne Hand des Verhängnisses sich versucht; im Grunde ein furchtbarer zur Verzweiflung neigender Fatalismus.

Einen schlagenden Beweis für seine idiosynkratische Anlage bietet, z. B., seine Reise im Laufe des Sommers 1832 nach Angoulême, wo damals schon Frau Zulma die Pulvermühle bewohnte. Unter dem gastfreien Dache des Direktors, setzt er, mit Arbeit überhäuft, seine abgeschlossene Lebensart fort: „Louis Lambert", der extravagante Roman, beschäftigte ihn damals. Erschöpft, in trüber Vorahnung, wirft er unsichere Blicke in seine Zukunft. . . . „Ich werde, ich muß wahnsinnig werden." — Und was erwidert ihm, wie er es viele Jahre nachher seiner Freundin wieder vorerzählt, was erwidert die engelgleiche Frau? „Nun, dann werd' ich allein sie pflegen."

In den Bädern zu Aix in Savoyen weilt in demselben Sommer eine andere für ihn wohlgesinnte

Frau, die Herzogin von Castries. Sie will er besuchen. Er reist quer durch das mittlere Frankreich, nicht wie Lamartine zu einer ähnlichen Fahrt sich angeschickt hätte, in einer bequemen Postchaise ... nein! wie der ärmste commis-voyageur es höchstens unternommen, auf der offenen Impériale einer Provinzialdiligence, Wind und Wetter ausgesetzt, aber durch herrliche Gegenden, deren Landschaft sich wenigstens frei vor seinen Augen entfaltet, und auf immer in seinem Gehirn haftet. Doch wie theuer kommt ihm diese ökonomisch sein sollende Reise zu stehn! Zu Thiers, beim äußern Hinaufklettern auf den luftigen Sitz, versagt ihm sein Fuß, oder seine Hand verfehlt den Anhaltsstrick, genug er fängt an zu gleiten, zu stürzen, klammert sich wieder fest, noch an den eben fortrollenden Wagen, trägt aber eine bedeutende Beinwunde davon, die er erst in Lyon untersuchen und verbinden läßt. Die mitleidigen Kondukteurs betten ihn auf der Impériale; Aix-les-Bains wird erreicht, doch in welch' kläglichem Zustande! Und auf die Totalität der winzigen Ersparnisse, die ihm sein anormales Reisen eintragen mochte, läßt sich die nebenher fortlaufende Ausgabe seiner Häuslichkeit in Paris kaum zu einem Vergleiche herbei. ... Dort unterhält er mittlerweile Pferd, Wagen, einen Diener auf Wartegeld, eine luxuriös eingerichtete Wohnung. Seine Mutter beauftragt er mit dem Verkauf des „nackten" Pferdes, d. h. ohne Geschirr und anderem Zubehör, das auf bessere Zeiten verwahrt werden soll ... und diese vorläufige theilweise Veräußerung, nur wenn die Direktoren der

Revue des deux mondes oder des Artiste zu sehr auf Copie dringen! Einer unendlich günstigen Zukunft ist er ja ganz gewiß! Und die unselige, verlegene Mutter geht auf alles ein, vollzieht die widersprechendsten, verwickeltsten Aufträge. Ich gestehe offenherzig, daß nur die uneigennützigste, hellsehendste Opferfähigkeit den Knäuel der Geschäfte, die bei jeder Gelegenheit Jahre lang ertheilt werden, zu entwirren vermochte.

Zu Aix liegt er dann in einer Mansarde mit schöner Aussicht, bereits wieder komponirend, weitschichtige Arbeiten für die Zukunft planend, für die Zukunft, die alles hundertfältig einbringen wird: „Irgend eine Heirath wird ihn ebenfalls aus aller Noth ziehen"; als ob reiche Erbinnen sich an den Hals eines notorischen Tollhäuslers, Verschwenders und Sonderlings werfen! Allein mit diesen Illusionen ist er nun einmal aufgewachsen; die phantastischen Möglichkeiten, die Geschöpfe seiner Romane müssen in der Wirklichkeit zu Fleisch und Bein werden.

Seine nichtgefahrlose Wunde fängt an zu narben, durch die Kraft und den Balsam „allheilender Natur". Nun kann er doch seine Abende von 8 bis 11 Uhr bei der Herzogin von Castries zubringen; die aristokratische Dame zog ihn ja nach Aix-les-Bains — en tout bien, tout honneur, würde ein spöttelnder Franzose sagen. Das Verhältniß war in der That von beiden Seiten sehr platonisch. Die Herzogin hatte durch einen Sturz sich das Rückenmark oder den Rückgrat verletzt, war zur lebenden Mumie geworden; doch Balzac mochte in der Atmosphäre der gefeierten

Dame und ihrer Freunde, der legitimistischen Fitzjames, die Sitten der höhern Aristokratie mit Gewinn studiren. Eine Reise nach Rom mit einem Vetturin war in Aussicht genommen; Balzac bespricht die Tour wie ein ausgemachtes Projekt, und immer mit unbezweifelter ökonomischer Berechnung. Das Ganze zerschlägt sich; er muß, gezwungen von der Noth und wiederholter Mahnung in die höllische Büchermanufaktur nach Paris zurück.

In dem nächstfolgenden Jahre fällt der Anfang eines bizarren eigenthümlichen Verhältnisses zu einer, wie es scheint, überaus reizenden und geistvollen Polin, Madame Hanska, die Balzac in seinen Briefen chère comtesse betitelt, und die in der That mit den ersten Familien Wolhyniens verwandt war und in den dortigen Kreisen zahlreiche Verehrer und Freunde zählte. Für Balzac wurde sie, vom ersten Augenblick an, der bestimmende Zentralpunkt seines bewegten Lebens. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und ahnungsvollen Gewißheit fühlte er sich auf ewig gebunden, obgleich sein Idol damals noch durch die Bande der Ehe gefesselt und mit einer heranwachsenden Tochter begabt, aber auch ökonomisch sich beengt fühlte. Von jetzt an war es zu Ende mit den flüchtigen Passionen des lebenslustigen Autors. Augenscheinlich hatte ihn die eminente Frau ebenfalls durch eine unbegränzte Bewunderung seines Talents gefesselt, und die hohe Idee, die er von sich selber gefaßt, eher noch gesteigert als herabgestimmt. Er wurde wie ein Abgott verehrt und doch an gehöriger Stelle durch eine feine Aristarchin berathen.

Die lange Reihefolge der Briefe Balzac's an Eveline Hanska bietet, in jeder einzelnen Epistel, den sonderbarsten Kontrast. Mit der Freundin bespricht er nicht nur seine Pläne, seine monotonen Zwistigkeiten mit Editoren und Geschäftsleuten, seine phantastischen Aussichten, seine unerquicklichen Geldverlegenheiten. Diese materiellen Umstände bilden gleichsam die Unterlage, den unveränderlichen Grundton der Briefe; aber daneben oder vielmehr als überreiche Krönung einer jeden Epistel, eines jeden Tagebuchs — denn es bildet diese weitläufige Korrespondenz eine wahre Ephemeridensammlung — folgen die leidenschaftlichsten Herzensergüsse des Liebenden, in respektvolle Formen verhüllt, aber durchsichtig genug zur Andeutung der unerschöpflichen Liebesquelle, die nun aus seinem für immer gefesselten Busen hervorsprudelt. Nicht immer verläugnet sich zwar der Rabelaisische Charakter des Mannes; es lugt die Satyrsmaske bisweilen hervor; aber im Ganzen ist das verherrschende Gefühl ein Petrarchisches. Etwas Ueberschwängliches ist in das ganze Wesen Balzac's gefahren; erinnert man sich der vorigen Ungebundenheit, so wirft man unwillkührlich die Frage auf: Wie war diese Metamorphose möglich? Und doch erklärt sie sich. Balzac war auf dem unvermeidlichen Punkte im Leben jedes berühmten oder obskuren Sterblichen angelangt, wo die Nichtigkeit alles Irdischen vorliegt, wenn er nicht auf ein höher gestecktes Ziel lossteuert. Wozu sollte ihm die eroberte Celebrität dienen? bis jetzt konnte er sie nicht zu den Füßen eines geliebten Wesens niederlegen. Der Arme hatte Zeit, Kräfte und sein

Herz vergeudet und mühte sich immer noch mit einer Danaidenarbeit ab, ohne im Grunde zu wissen: warum? er fühlte die eingegangene Verpflichtung gegen seine nächste Familie, gegen die fernerstehenden Gläubiger; allein auch diese peinigende Nothwendigkeit konnte nicht die Stimme seines Innern übertäuben; die rief ihm zu: da hast umsonst gelebt! Aus der neu angesponnenen, halbidealen Verbindung läßt sich herausdeuten, daß von diesem Augenblick an Frau Zulma Carrand in den Hintergrund gedrängt wurde. Sie konnte nicht mehr für den völlig entwickelten Schützling das sein, was sie ihm früher gewesen, eine mütterliche Leiterin; auch Laura Surville und Madame de Balzac mochten fühlen wie sie nicht mehr in erster Linie; wer weiß, sie mochten wohl ihre gränzenlose, unberechenbare, blinde Ergebenheit bereuen.

Frau Hanska, nach einem längern Aufenthalt im mittleren Europa, kehrt zur Regelung ihrer Familienverhältnisse nach Wolhynien zurück. Balzac besuchte sie im Laufe des Jahres 1843 in Rußland; er hatte früher viele Male schon von dieser Reise gesprochen, und mochte nicht länger anstehn sein Wort zu lösen. Vor dieser Reise nach Petersburg hatte er sich auf dem Theater versucht, aber nicht den Erfolg, auf den er sich erwartete, ganz erzielt; sein Vautrin wurde überdies, des Skandals halben, von der Polizei verboten. In jener Epoche der Julireqierung machten solche Theaterangelegenheiten Epoche; jetzt würden sie fast unbemerkt vorübergehn, oder höchstens zu einer oberflächlichen Besprechung Anlaß geben.

Die Rückreise von St. Petersburg durch Liefland

und Ostpreußens magere Felder, auf unwegsamen Straßen, beschreibt Balzac in scharfen Konturen; den ungebändigten Schmerz der Trennung fühlt auch der nicht theilnehmende Leser aus jeder Zeile heraus.

Berlin macht auf ihn den Eindruck einer öden, langweiligen Stadt; er ist in hohem Grade ungerecht und spricht wie ein Blinder von den Farben. Niedergeschlagen durch den Abschied und die Trennung, von einer instinktiven Antipathie gegen preußisches Wesen überhaupt ergriffen, dinirt er bei dem französischen Gesandten Bresson in Gesellschaft der gealterten Herzogin von Talleyrand, der früheren imposanten Herzogin von Dino, und trifft am folgenden Tag, da er Dresden besuchen will, auf die „verblühte Schäferin" am Bahnhof von Potsdam. In grausamen Ausdrücken spricht er von der hohen Dame, die früher mit ihrem Basiliskenblick alles um sich her niederwarf. Vertraute Briefe und Aufträge an Madame Hanska übergiebt er in die treuen Hände Viardot's, der gerade nach Petersburg abreist.

Eine wahre Auferstehung, ein Aufthauen muß ihm in Dresden zu Gute kommen. Der Anblick der Stadt, das Theater, die Umgegend, obgleich am Ende Oktobers, erheitern ihn. August's des „Starken" Pallast in vernachlässigtem Zustande, stimmt ihn zur Bewunderung; und in der Galerie übt Holbeins Madona, die Weltbekannte, unwiderstehliche Anziehungskraft; weniger befriedigt zeigt er sich bei den anderen berühmten Gemälden, und für das grüne Gewölbe hat er nur Ausdrücke der Geringschätzung, nach den Genüssen im Petersburger Winterpalais. Im Ganzen

zeigt sich der absprechende Franzose in seinen Reiseeindrücken nicht zu seinem Vortheil.

Nach Paris heimgekehrt, fällt er, gezwungen in seine Sträflingsarbeit zurück; aber seiner Manie von Ankäufen aller Art entsagt er nicht, und, ich glaube fast, an der verehrten Polin fand er in dieser Hinsicht keine gewiegte Hofmeisterin: Sie theilte wohl dieselben kostspieligen Liebhabereien.

Von seinem täglichen Leben gibt Balzac treue Rechenschaft. Etwas unstreitig Rührendes liegt in dieser unwandelbaren täglichen schriftlichen Unterredung mit der Freundin; denn für ihn war time mehr als money; durch jede Minute, die er dem unzulänglichen Schlaf abzwackte, verkürzte er seine Lebenstage. Nur selten erlaubte er sich eine Zerstreuung, die auch wieder in eine Ermüdung, in Ausgabe von lebendiger Geisteskraft ausartete.

In jene Zeit fällt die bekannte zeitweilige Geisteskrankheit Villemain's. Nach seiner Genesung besucht er Herrn von Balzac. — Villemain las in der Pairskammer viele Romane. — Ueber diese Zusammenkunft berichtet Balzac an die Freundin: „Villemain war ebenso wenig verrückt, liebe Gräfin, als Sie und ich. Er hatte zeitweilige Hallucinationen, wähnte sich von den Jesuiten verfolgt; aber im ganzen war sein Urtheil richtig; er übersah seine Lage. Für die Politik scheint er mir definitiv verloren; seine Demission kam ganz erwünscht; man wollte sich seiner entledigen."

In einem etwas spätern Briefe (1. Januar 1846) ist von dem berühmten Arzte Koreff weitläufig die Rede. Balzac beurtheilt ihn mit rücksichtsloser Härte.

Das hing mit den Zwischenträgereien einer Mad. d'A... zusammen, die an Mad. Hanska nach Wien geschrieben, und in den Augen der polnischen Gräfin ihren Freund Balzac zu verdächtigen suchte. Das konnte der Beschuldigte nicht verzeihen; nur von ferne etwas in der Meinung und in der Gunst der verehrten Frau einzubüßen, war ihm unerträglich, unmöglich. Er las auf der Straße den ersten Theil eines Briefes der Frau Hanska, war dem Irrsinn nahe. ... In häßlichem Schneewetter, leicht beschuht, wie ein Wüthender lief er durch viele Quartiere von Paris, so entstellt, daß ein Geschäftsfreund, bei dem er vorsprach, sich über seinen Anblick entsetzte. — Auf demselben Blatte schreibt er darauf den 6. Januar: Heute an Ihrem Geburtstag stehen mir nur friedliche Gedanken zu Gebote. ... Um ein Uhr zu Bette, ich schlief ein mit dem lieblichen Eindruck, worin mich das Ende dieses Briefs versetzte. — Die moralische und physische Ermüdung des gestrigen Tages war so groß, daß ich bis zehn Uhr schlief. Soeben habe ich gefrühstückt; ich nehme ihrem Brief wieder in die Hand; das Schmerzliche seines Inhalts kommt nicht von Ihnen selbst; der erzdumme Brief von Madame A. ist daran Schuld. Sie konnte nicht anders dabei denken, als sie gedacht. Durch eine bizarre Fatalität habe ich Ihren Brief zu zweienmal, zerstückelt, gelesen; ich selbst bin an meinem Leiden Schuld; ich konnte einen Fiacre nehmen und meine Lektüre beenden, aber ich seh' es, die heftigen tiefen Eindrücke lassen keinen Verzug zu; es sind wüthende Waldströme, Donnerschläge. Meine Erschütterung rührt von dem Gedanken

daß man mich bei Ihnen anzuschwärzen sucht. Ich brauche die Welt nicht; sie ist mir in den Grund der Seele verhaßt; die Celebrität erdrückt mich; ich brauche ein home; ich dürste nach einem Leben zu Zweien. Ich habe nicht eine Neigung auf der Welt, die sich einschieben ließe in d i e Zuneigung, die meine Seele ganz erfüllt und der Stoff meiner Seele selbst ist. Alles andere ist nur ein leerer Traum. Schließen wir doch auf einmal ab mit den schlechten Leuten und den schlimmen Worten; widerholen Sie sich doch, Theuerste, daß die Welt aus Galeerensträflingen besteht, die vor ehrlichen Leuten, vor fehlerfreien, zurückschrecken, oder aus Unglücklichen, die das Glück hassen, weil es ihnen den Rücken kehrt.

„Ehe ich meinen Brief schließe, noch ein Wort. — Zu einem Entschluß bin ich gelangt. Zwingt man mich meiner Hoffnung zu entsagen, sollten Sie durch feindliche intime Verfolgung bewogen, mir den Rücken kehren, so weiß ich was ich zu thun habe; deßwegen hab' ich es mit dem Hachisch versucht. Binnen Jahrestermin verfällt man in völlige Imbezillität; man weiß nichts mehr von Lebensmühen und Lebensglück, oder man stirbt. Sie wissen, Hachisch ist ein Hanfextrakt. In der That, Hanf ist des Menschen letzte Auskunft. Kann ich das schöne erträumte Leben nicht erreichen, dann will ich nichts mehr. Gestern waren all meine Mobilien, die Schätze, die ich angehäuft, zu Holzscheiten und Rechenpfennigen zusammengeschmolzen. Das Elend, sobald ich einsam sein muß, hat Reiz für mich. Ich suche nichts, als den geheimgehaltenen Zweck meines Lebens. Dort ist

das Ziel all meiner Wünsche, all meiner Schritte, meiner Ideen, meiner Anstrengung, meiner Arbeit, des Ruhms, dem ich nachstrebe, meiner Zukunft, meines ganzen Daseins. Seit dreizehn Jahren (dem Zeitpunkt des ersten Zusammentreffens mit Madame Hanska) ist dieses Streben in mein Blut übergegangen, denn Ideen und Gefühle bestimmen die Ingredienz des Blutes."

Dann spricht er von seinen Plänen für das nächste Frühjahr; bis dorthin will er seine komplete Freiheit erringen ...! Er schließt:

„Wenn ich daran denke, daß Sie nach dem Aufenthalt in Baden nach Rußland zurück müssen, faßt mich ein entsetzlicher Fieberfrost. Man weiß wie man dort eintritt, nicht aber ob man wieder herauskommt. Doch mit diesen Phantomen will ich nicht schließen. Nehmen Sie all die Blüthen meiner alten Zuneigung gütig hin. Mein Herz segnet Sie und meine Seele umschwebt Sie mit all' ihren Gedanken; und mein Geist ... nun, Sie wissen, er ist nur des Ihrigen Echo und Widerschein."

Der Arzt Koreff war in diese Angelegenheit durch Frau von A.... verflochten. Daß über ihn die ganze Wucht des Zornausbruchs von Balzac sich ergossen, ist leicht erklärlich. Koreff hatte sich in seinem ebenfalls sehr bewegten Pariserleben Unregelmäßigkeiten als Arzt zehn Jahre vorher erlaubt; seine weitverzweigte Praxis wurde dadurch beschädigt, aber der Umgang mit den ihm näher befreundeten hochstehenden Familien erlitt keinen oder wenig Eintrag. Die von Balzac gegen Koreff ausgesprochenen Be-

schuldigungen sind so häßlicher Art, daß jetzt, nach dreißig- und vierzigjährigem Zeitraum ich es nicht wage, solche wörtlich zu wiederholen, und sie nur durch die Zornglut des an seiner Ehre angegriffenen, geschädigten, in den Augen seiner Freundin verkleinerten Mannes zu erklären, zu beschönigen vermag. Die Anschuldigungen, wären sie auch begründet gewesen, jetzt noch unverholen dem Druck zu übergeben, ist eine unverantwortliche Grausamkeit.

Ich spreche unpartheiisch, und zum Theil gegen meine früheren Eindrücke. Koreff, der preußische in Paris akklimatisirte Arzt war, von jeher den widerwärtigsten Verdächtigungen ausgesetzt, und zugleich von armen deutschen Skribenten, Abenteurern und Doktoren, die in Paris ihr Unterkommen suchten, umlagert. Er schob sie, sich ihrer zu entledigen, seinen Bekannten zu, brachte sich selber durch solches Verfahren in unangenehmen Ruf. Aber die hohen Geistes- und Gemüthseigenschaften Koreff's blieben für mich unberührt, auch wenn er in spätern Jahren meinen Augen entschwand, und auf einem abschüssigen Pfade dem Abgrund zurollte. Koreff's Memoiren, hätte er deren zu schreiben gewagt, wären jedenfalls belehrend ausgefallen und hätten zum hundertsten Male bestätigt, daß ein einfaches Verweilen auf offen daliegender modester Lebensbahn dem blendenden Beschreiten einer größeren Schaubühne bei weitem vorzuziehen ist.

Kurz vor dem Donnerschlage, der Balzac getroffen, hatte der Nichtsahnende in anmuthiger Gesellschaft bei Delphine Gay (Madame Emile de Girardin) dinirt. Victor Hugo und Lamartine, Delphinens Idole, waren

gegenwärtig. Balzac ergreift die Gelegenheit, unbefangen mit seiner Freundin von der verwickelten Lage Lamartine's zu sprechen, als ob er nicht auf ganz gleichem Terrain stünde. Der Sänger Elvirens kömmt ihm bedeutend gealtert, fast achtzigjährig (!) vor, eine offenbare Uebertreibung, da Lamartine dritthalb Jahre darauf die Februarrevolution und ihre erschütternden Folgen bestand, und noch zwei Dezennien hindurch fast ebenso fieberhaft thätig wie Balzac an seiner Schuldenlast abzumarkten suchte. Gegen Victor Hugo, der, ich weiß nicht welche These pomphaft emphatisch vertheidigte, sprach Balzac improvisirend während einer halben Stunde, und erntete von den Lippen des immer noch sehr gefeierten Dichters der méditations das schmeichelhafte Lob: „er (Balzac) würde in den Kammern glänzen;“ worauf der letztere in seiner damaligen Stimmung aufrichtig erwiderte: „In den Kammern? dafür setze ich aus meiner eigenen Kammer nicht einen Fuß über die Schwelle.“ — In der That, Balzac's Magnetnadel wies und zog ihn nach Norden.

Die Dame des Hauses, die berühmte Schriftstellerin, ihr graziöses gewandtes Benehmen preist der Briefsteller, als ob er ganz vergessen, daß er in anderen Umständen sich durchaus nicht panegyrisch über Delphine aussprach. Er ließ sie nur gelten, wenn sie über Kunst und Poesie improvisirte; „sobald sie sich auf ein anderes Terrain wage, verrathe sie ihre bürgerliche Abkunft.“ Balzac war über die Maßen launenhaft; einmal, z. B., ist ihm Nodier ein Freund und litterarischer Bruder; ein ander Mal setzt er ihn herab in der Scheinlitteraten unterste

Klasse. Nicht mit Unrecht; erschien uns doch Nodier oft als ein aufgeblasenes bizarres Halbtalent. Jules Janin und seines gleichen hatten den Bibliothekar des Arsenals auf einen Sockel gestellt und zu einem trügerischen Rufe verholfen.

In das für Balzac klimaterische Jahr 1846 fällt ebenfalls die Epoche seiner wo nicht offiziellen, doch abgeredeten Verlobung mit der Gräfin Hanska. Beweise treuester, unbedingtester Anhänglichkeit hatte er unzählige gegeben; sie war von früheren legalen Banden frei; es erübrigte die Pflicht ihre herangewachsene, reizende Tochter Anna zu versorgen, derselben Loos in materieller Hinsicht, von dem eigenen zu trennen. Diesen Zweck scheint sie völlig erreicht zu haben; sie verbindet das schöne, feingebildete Mädchen, das Balzac wie sein eigenes Kind liebt und verabgöttert, mit einem polnischen Grafen und ladet Balzac auf ihre Besitzung, die einen höchst barbarischen Namen führt (Wiersnowiska) im Gouvernement Kiew, bei Bertucheff*). Der dortige Aufenthalt Balzac's von 1847 bis an den Vorabend der Februarrevolution bildet in der Korrespondenz mit Schwester, Mutter, Freunden einen bedeutungsvollen Abschnitt. Abgeschlossen für ihn ist jedoch nichts, alles noch in der Schwebe; und während später, im Herbste 1848 Verwandte und Freunde im revolutionirten Frankreich ihn beglückwünschen im Asyl, wohin er zum zweiten Mal zurückgekehrt, muß Balzac jeden voreiligen Segen abweisen; seine Lage in der reichen Wolhynischen Residenz ist jedenfalls prekär. Mit dem französischen

*) Oder Berditschef, polnisch: Berdyczew.

Gesandten in Petersburg ist er der einzige in Rußland vorläufig geduldete Franzose. Er gibt überdies zu verstehn, daß er immer fürchten müsse, die Delikatesse seiner gastfreien Umgebung zu verletzen. Die Februarrevolution hat seine Privatinteressen noch mehr geschädigt.

Auch dem halbasiatischen Klima in Wolhynien ist er nicht gewachsen; er kommt nicht aus den Händen der auf oder bei dem Gute ansässigen Aerzte.

Der Reiz dieser in die Heimath mit genauer Noth abgehenden Berichte besteht in der photographischen Beschreibung des Lebens großer Gutsbesitzer in der halbbarbarischen Provinz. Ich betone den Ausdruck: photographisch, nicht daß ich aus eigener Ansicht beobachtet hätte, aber durch Freunde, welche dort längere Zeit als Erzieher einheimisch waren, gelangte ich zur genauen Kenntniß der dortigen Verhältnisse: die Frauen, wie Französinnen reizend und gebildet, die Männer weniger, und oft mit den häßlichen Lastern einer unbeschränkten Existenz behaftet; die Bauern als Leibeigene zu einem wahren Sklaventhum herabgedrückt; die Juden, durch ihre Kapitalien, als Wucherer allmächtig. Die dunkelste Nachtseite dieser Zustände umgeht jedoch Balzac. In wie fern die humanen Bestrebungen und Erlasse Alexanders des II. dieser früheren Lage ganz ein Ende gemacht, bescheide ich mich nicht zu wissen.

Balzac's und der Familie Hanska gegenseitige Lage, war wie gesagt, noch nicht geklärt. Gerade in jener Zeit wurde die Gräfin von verschiedenen Katastrophen heimgesucht, unter anderen hatte sie die Folgen zweier gewaltigen Feuersbrünste auf ihren

Gütern zu bekämpfen, unredliche Intendanten zu entfernen, konnte nicht über dem Knie abbrechen mit den Schuften; in Petersburg waren immer noch Prozesse anhängig. Die relative Unthätigkeit Balzac's treibt ihn zum Versuch unmöglicher, unsinniger Spekulationen. Riesenhafte Eichenwälder, die entweder zum Besitzthum Hanska oder verwandter Häuser gehören, und mehrere tausend Hektaren mit dem köstlichsten Holz bedecken, aber aus Mangel an Verkehrsmitteln unbenützt an Ort und Stelle vermodern, lassen der Imagination des Dichters freien Spielraum. Er wendet sich an seinen Schwager Surville, verlangt Berichte über die Kosten, welche durch das Ueberführen der Stämme, von einer Eisenbahn auf die andere, durch Deutschland entstehe, wenn einmal die Schwierigkeiten der Zufuhr bis an die Weichsel überwunden sind. Und da erweist sich dann zuletzt, durch vorläufigen Kalkül, daß die Ausgaben den erträumten Gewinn weit übersteigen, und der imaginäre Reichthum Balzac's wieder im Wasser oder auf den Schienen zu Grunde geht.

Aus einer Entfernung von sechs bis siebenhundert Wegestunden gibt der unverbesserliche Romancier Anweisungen, wie sein Haushalt in Paris einzurichten; denn dorthin will er mit seiner künftigen Gattin ziehen. Auf eigentliche Ersparniß oder Einschränkung ist nichts abgesehen; ein ansässiger Millionär hätte sich solches Verfahren kaum erlaubt; daß sich die Ungeduld der Mutter Balzac's in einigen Briefen abspiegeln mußte, wer möchte das tadeln. ... Nur er selber kann und will es nicht begreifen. „Man müsse

ihm, so behauptet er, durchaus freie Hand lassen, sich aus seiner verzwickten Lage herauszuarbeiten. Dabei geht durch Klima, Besorgniß, Ungeduld seine angegriffene Gesundheit immer mehr auf die Neige. Während einer unumgänglich nöthigen Reise nach Kiew erduldet er sehr bedenkliche Krankheitsanfälle (Ende 1849), wodurch die Zurüstungen zur definitiven Abreise nach Paris, nachdem der Zeitpunkt der Verheirathung festgesetzt, verspätigt werden.

In einer Kirche zu Bertuchef geht die Ceremonie, im Februar 1850, in Gegenwart hohen Zeugen und Persönlichkeiten vor sich; ein Vikar des Bischofs von Schitomir verbindet das gealterte Brautpaar, aber beide sind krank; denn auch die ehemalige Gräfin Hanska empfindet die traurigsten Symptome. Bestünde nicht das Interesse, das auf beide Seiten hin, eine seit sechzehn bis siebzehn Jahre bewährte Hingabe und Treue einflößt, der Leser der Briefe wäre fast geneigt den Abschluß zu tadeln oder doch zu bemitleiden. Balzac, im Glückstaumel, ahnet nicht, daß seine Tage gezählt, und er, am Ziele seiner Wünsche angelangt, das intime Leben mit einem verfrühten Hinscheiden vertauschen werde. Hatte es ihm, bei seinem letzten und vorletzten Aufenthalt in Paris ein vernünftiger und aufrichtiger Arzt doch geweissagt, daß er's nicht mehr lange treiben würde. Die Wolhynischen Doktoren frischten dagegen seine Hoffnung auf, sei's um den Hinsiechenden los zu werden, sei's aus purem Mitleid.

Im Laufe Mai's (1850) kommt er mit Frau Gemahlin und einigen tausend Kilos Gepäck aller

Art in Dresden an. Man sollte denken, durch langhin gedehnte Plackereien, Plagen und Entbehrungen, und zuletzt durch die Gefahren der Reise, wäre er gewitzigt und gebändigt, und seine Frau mit im ... Keineswegs; ganz naiv gesteht er, in einem unterwegs aus Dresden datirten Briefe, es sei da so viel Schönes und Kostbares zu erhandeln — und er kauft, etwa für 30,000 Francs eine Toilette für die Gemahlin; und Frau von Balzac erwirbt einen Perlenschmuck, „schöner als die Perlen der Herzogin von Parma." Unbezwinglicher Leichtsinn! weiß man doch nicht, ob man weinen soll oder lächeln, oder schlechtweg verdammen.

Balzac ist nunmehr in hohem Grade erschöpft; aus dieser letzten Periode liegen einige Geschäftsbriefe vor; der letzte ist aus Paris an Theophile Gautier gerichtet; der Kranke hat ihn seiner Gefährtin diktirt, und seine Signatur dazu hergegeben: „Ich kann nicht mehr sehen und nicht mehr schreiben."

Vielleicht habe ich nicht genug hervorgehoben, welche Schätze von wahrem innigen Freundschaftsgefühle für seine Frau in dieser Briefsammlung angehäuft liegen; freilich in etwas hyperbolischem Style, wie solcher auch in seinen Romanen vorkommt. Es wäre ein lohnendes Unternehmen, Auszüge daraus zu geben, d. h. die langweiligen Geschäftsdetails zu überspringen, damit wäre dem Schriftsteller und dem Manne ein Dienst geleistet. Ich bescheide mich die Beschreibung einer Klosterszene vorzulegen; sie fällt in den Dezembermonat 1845, und bezieht sich auf eine Angehörige der Gräfin. Die einzukleidende Nonne wird oft in Balzac's Briefen unter dem familiären

Namen Lirette erwähnt. War es eine Anverwandte, oder einfach ein Dienstbote? das macht übrigens nichts zur Sache; die Anspruchslosigkeit der Erzählung erhöht deren Reiz:

„Gestern konnte ich Ihnen nicht schreiben; sehr dringende Probebogen lagen da für die «Presse», welche die «Petites misères» auf einmal verlangt und dann auch für die «Comédie humaine». Um halb drei des Morgens aufgestanden; bis Mittags gearbeitet; in der Eile gefrühstückt; um ein Uhr ins Kloster: die lieben Nonnen meinen, die Welt sei nur für sie da. Die Pförtnerin — ich hatte von ihr zu wissen verlangt, wie lang wohl die Ceremonie dauern würde — antwortete mir: eine Stunde. Ich sagte mir: die Lirette kannst du dann nachher sehen, und komme noch zeitig genug für meine Geschäfte in die Bureaux der Presse. Nun, das dauerte aber bis um vier Uhr. Ich konnte nicht umhin die arme Lirette zu besuchen; ich verließ sie um halb sechs und die Presse um halb acht. Um neun Uhr dinirt. Nun bin ich erst um acht Uhr aufgestanden, und sollte doch um zwei Uhr früh an die Arbeit. Ich war deßhalb doch nicht böse auf die arme Lirette; die liebe Gräfin und ich mußten doch bei der Einsargung ihrer Freundin repräsentirt sein. Ich nahm mich zusammen; mein Platz war neben dem offizirenden Priester. Die Predigt — eine Stunde lang; schön geschrieben; schön vorgetragen; nicht ausgezeichnet, aber mit Glauben gesättigt. Der Offiziant schlief; er ist greisenhaft. Lirette regte sich nicht; sie war niedergekniet, zwischen zwei aufzunehmenden Schwestern ... sie hob die Augen

nicht auf; ein feines, bleiches Gesicht, von einem Heiligenschein übergossen. Ich hatte nie einer Einkleidung beigewohnt, beobachtete, forschte mit einer Aufmerksamkeit, die mich wohl für einen Frommen gelten ließ. Bei meinem Eintritt in die Kapelle hab' ich für sie und für die Ihren herzlich gebetet. Jedesmal beim ersten Anblick eines Altars erhebt sich meine Seele zu Gott; ich wage es, mich und die Meinen — d. h. sie, Gräfin und ihre Angehörigen, demüthig Seiner Güte zu empfehlen.

„Die Kapelle, mit weißem und goldenen Altar, ist niedlich; wie die Visitandines in Gresset's Gedicht. Die Ceremonie selbst ist imposant, dramatisch. Ich war sehr bewegt, als sich die drei Einzukleidenden zu Boden warfen, mit einem Leichentuche bedeckt wurden, und die Todtengebete ausgesprochen über die drei lebenden Kreaturen, die nachher wieder aufstanden, als Bräute mit weißen Rosen bekränzt, und den Eid leisteten; Jesu Christ anzugehören.

„Ein Zwischenfall! die jüngste der drei Nonnen, hübsch wie eine Liebesgöttin, fiel beim Aussprechen des Eides in eine grausame Verzückung, sie mußte innehalten, gerade bei dem Keuschheitseide. Es verliefen etwa dreißig Sekunden, mehr nicht; der Augenblick war ergreifend; man glaubte an ein Schwanken. Ich war bis auf der Seele Grund bewegt, zu viel für eine Fremde! Die arme Kleine kam bald wieder zu sich, und die Ceremonie verlief ohne weiteres Hinderniß.

„Hat man hier in Frankreich einer Schleiernahme

beigewohnt, da kommen einem fürwahr die Skribenten, die von erzwungenen Eiden sprechen, lächerlich vor. Sollte ein junges Mädchen in der That gezwungen sein, was könnte sie hindern, allem ein Ende zu machen? Unzählige Zuschauer sind gegenwärtig, der Offiziant fragt zweimal, ob man den Eid wohl überlegt? . . . Ich sah Lirette nach der Ceremonie, sie war lustig wie ein Finke. „Nun sind sie zur Madonna geworden," sagte ich ihr lächelnd. Sie antwortete: „Ich habe für euch alle gebetet." Ungemein glücklich fühlt sie sich; sie betet zu Gott, wir möchten alle ins Kloster gehn. Zuletzt sprachen wir sehr ernsthaft von Ihnen, Gräfin, und ihrer lieben Tochter.

„Sie müssen aus meinem Berichte eine unendliche Zuneigung für Sie herauslesen. Ich war mit Arbeit und Geschäften überhäuft. Lirette hatte mir geschrieben: „Ich weiß gewiß, nichts wird sie abhalten". Ich verstand allzusehr den Sinn dieser Worte und mußte ihr Recht geben. — Ich fühlte mich glücklich; denn nach meinem Gebete dachte ich nur an Sie. An Sie denken, die Sie meine Religion, mein Leben sind, das heißt für mich zu Gott beten. Ich fühle tief, daß ich, sollte mir Ihre Freundschaft entgehen, das Bewußtsein meiner selbst verlöre; ich würde wahnsinnig oder ginge zu Grund."

Es hieße ungerecht sein gegen Balzac, wollte man die wenigen bis jetzt gegebenen Andeutungen und Proben als hinlängliche Charakterisirung seiner Briefe, geschweige denn seines fruchtbaren Talentes hinnehmen. Nicht allein mit seiner Familie und mit näheren

Freunden war er in Verbindung: an viel intellektuelle Größen der Pariserwelt richtet er Begehren oder Wünsche oder Nachfragen oder Zeichen der Erkenntlichkeit; auch in den flüchtigsten Episteln ist irgend ein origineller Zug bemerkbar; nur ermüdet die Geschäftsatmosphäre, worin er sich bewegt. Etwas Auffallendes hat es für mich, wenn ich die Liste seiner Adressaten durchmustre, und keinen oder wenig Namen von Mitgliedern der französischen Akademie finde. So vermisse ich Casimir Delavigne, Pierre Lebrun, de Ségur. Balzac wollte sich nicht um die akademischen Ehren bewerben; wußte er doch, daß sein Schuldenregister ihn davon ausschloß; vielleicht auch flößten ihm die bekannteren Honorabilitäten eine gewisse Scheu vor ihrem ernsten Zirkel ein. Mußte er doch vermuthen, daß die Mehrzahl seiner Schriften in solchen puritanischen Kreisen so wenig als der Autor selber gut angesehen waren.

Mitunter sind aber die familiären Herzensergüsse Balzac's ungemein rührend. Dahin rechnen wir eine Einladung an Frau Zulma, die in bedrängte Vermögensumstände gerathen war und fern von Paris wie es scheint eine ziemlich traurige Existenz führte, und doch noch Mittel fand Wohlthaten um sich her auszustreuen. „Sie solle ihr Absteigequartier in dem neueingerichteten Hause Balzac's in Paris nehmen, und sich dort intellektuell erfrischen." Ob die nunmehr bejahrte Frau von dem Anerbieten Gebrauch gemacht hätte, steht zu wissen; sie mochte wohl dem wandelbaren Barometer des Balzac'schen Hauses nicht völliges Vertrauen schenken, und sich in ihrer ländlichen Ab-

geschlossenheit heimischer fühlen, als in einer luxuriösen polnischen Wirthschaft. Aber das Aufsuchen einer alten Freundschaft ist jedenfalls ein schöner Charakterzug in Balzac's Leben.

Wie viel Größeres hätte dieses reich angelegte geniale Talent geleistet, wenn es in richtiger Selbstbekenntniß und Beschränkung dauernde Schöpfungen statt ephemerer Photographien geschaffen. Kaum werden sich gewissenhafte Litterarhistoriker in hundert Jahren mit Balzac befassen, aus dem vielbändigen Wust seiner Schriften einige anerkannt kostbare Perlen herauslesen, und sich in einem allgemeinen Urtheil äußern, wie man etwa jetzt über die französischen Romane des 17. Jahrhunderts, über d'Urfé, Mlle de Scudéry u. a. sich ausläßt. Die Pietät der jetzt noch lebenden Verwandten Balzac's kann sich darüber nicht täuschen; er ist von der heutigen Generation bereits in den Hintergrund geschoben; die öffentliche Moral spricht gegen ihn, als einen vom plötzlichen Glück Verwöhnten. Niemand aber wird es je wagen an der Schöpfung von Michel Cervantès etwas abzumarkten, oder an den Hauptcharakteren William Shakespeares kalt vorüberzugehn.

Von Walter Scott's wunderbarer Größe war Balzac neidlos durchdrungen; er neigte sich vor ihm, demüthig. — Mit Deutschlands geistigen Größen mochte er nur ungenügend bekannt sein. Die Art, wie er Deutschland durchfliegt, und Berlin bespricht, beweisen hinlänglich seine vornehme Geringschätzung. Wo hätte er auch Zeit gefunden sich einzuführen in Regionen, die ihm völlig fremd, er, der seine katholi-

sirende Mystik in Seraphita, oder dem Lys de la Vallée niederlegte, und in seinem Louis Lambert den höchsten Gipfel der philosophischen Spekulation erreicht zu haben glaubte.

Unseliges, verschrobenes Genie! aber vielen seiner Mitbewerber um die Gunst des Publikums bei weitem überlegen! — dahin rechnen wir, auf dem Gebiete des Sensationsromans, den berüchtigten Verfasser der Parisermysterien, Eugène Sue und den litterarischen Fabrikanten, Alexandre Dumas den älteren. Diese reichen nicht an Balzac's Knie, waren auch keine Muster bürgerlicher Ehrenhaftigkeit oder Regelmäßigkeit, und doch wußten sie sich besser als der unselige Verfasser der Comédie humaine den Misèren des Schriftstellerlebens zu entziehen, ihre Editoren zu zähmen. Der erstere spielte überdies eine doppelte Rolle, eines anspruchsvollen Dandy's und eines Sozialisten. Diese Parallele schon beleuchtet die völlige Unverbesserlichkeit Balzac's. Sue und Dumas waren nicht wie er halbwahnwitzig; sie betrachteten ihre Umgebung mit offenen Augen, fühlten wo sie der Schuh drückte. — Wer weiß ob Balzac, hätte er länger gelebt, nicht ganz, durch sein unsinniges Leben dem Wahnsinne verfallen wäre! Ein merkwürdiger, raisonnirender Brief, den er an einen berühmten französischen Irrenarzt schrieb, gibt dieser Befürchtung einiges Gewicht. Den größten Beweis uneigennütziger Liebe, den Frau Hanska ihrem Anbeter geben konnte, war das Hintansetzen einer solchen Befürchtung.

So unbarmherzig die Rivalen und Kritiker Balzac's sich auf dem Terrain der Verläumdung und des

materiellen jokeyartigen Ablaufen des Ranges bewiesen, so neidlos blieb er im Grunde, so dienstfertig unter allen Umständen, und das ist wieder ein lieblicher Zug in seinem Charakterbild. Er war nicht gerade ermuthigend für Aufstrebende; mit seinem eigenen Beispiele konnte er den Beweis führen, auf welch' schwankendem Grunde sich die materielle Zukunft des jugendlichen Talents aufbaut; aber nie suchte er egoistisch zu unterdrücken, wie es der andern häßliche Gewohnheit. Gegen Henri Beyle, der ihm nicht näher stand, benahm er sich in einer eingehenden Analyse der „Karthause von Parma", wie es kaum ein langjähriger, liebreicher Patron gethan hätte. Beyle's letzte Lebensjahre wurden durch diese unerwartete Anerkennung wie durch einen Zauberschlag umgewandelt; er ging in sich, und gefiel sich nicht mehr in dem systematischen Mephistophelismus, der seinen Charakter und seinen Geist aus den Fugen gebracht.

— Auch so, unbewußt und unbemerkt, glaube ich von einer vorgefaßten Strenge gegen Balzac, fast in eine Lobrede hinübergeschweift zu sein. Bestechen ließ ich mich zuletzt durch seine sonderbare, nicht ganz aufgeklärte, langjährige Verbindung mit einer ihm kongenialen weiblichen Natur. Gerade von Balzac war nach seiner ersten jugendlichen Frühreife eine derartige Metamorphose kaum zu erwarten; daß sie sich durch bergeshohe und abgrundtiefe Schwierigkeiten hindurchwand, ihm Kräfte zur Ausdauer in seinem aufreibenden Tagewerke gab, spricht wiederholt zu seinen Gunsten; dabei trotzte er einem in der großen Welt nicht zu unterschätzenden Widersacher, dem, was die

Franzosen mit «ridicule» bezeichnen, und wofür die andern Nationen kaum einen ganz adäquaten Ausdruck besitzen, weil sie diesen Pfeil nur selten auf eine liebestreue Brust abdrücken.

XIV.

Mémoires von Philarète Chasles.

Paris 1876. 1 volume in 8.

In Deutschland ist oder war der etwa vor drei Jahren zu Venedig plötzlich vom Schlage gerührte Philarète Chasles besonders durch seine köstlichen deutschen Sprachschnitzer berühmt. Wer hätte nicht etwa von seiner Uebertragung eines Verses aus Schillers Wilhelm Tell etwas vernommen: „Hier steh' ich auf dem Meinigen." «Me voici placé debout sur le Meinigen.» Das war eben so drollig als die Uebersetzung eines Verses von Heinrich Heine durch den Juristen und Litteraten Lherminier: „durch die Haine" — «à travers la haine». Beide Litteraten konnten sich getrost gegenseitig die Hand schütteln.

Nichtsdestoweniger haben sich beide, Philarète Chasles absonderlich, zu perfekten Kennern der deutschen Sprache und Litteratur aufgeworfen. An mehreren Stellen seiner Mémoires kommt Philarète auf sein eifriges Studium des Deutschen zurück, an verschiedenen Oertlichkeiten, in Verbindung mit anderweitigen Studien. In Berlin gab er, vor Jahren, eine Probe

seines polyhistorischen Wissens, erntete aber kein frankes Lob ein.

Doch lassen wir dies bei Seite; er hat auch anerkennenswerthe Seiten in seinem Entwicklungsgang; das spanische Drama hatte er bearbeitet; die englische ältere und neuere Poesie kannte er genau; dazu befähigte ihn sein längerer Aufenthalt in England. Und seine ohnlängst erschienenen Mémoires (der erste Band), wenn sie auch den Menschen nicht durchweg in günstigem Lichte zeigen, und in einem tendenziösen, hyperbolischen Style geschrieben sind, enthalten für die Kenntniß der Zustände Englands in dem zweiten Dezennium des laufenden Jahrhunderts und für die Anschaulichkeit des Pariserlebens in derselben und der folgenden Zeit, Winke und Farben, die wir nicht unterschätzen wollen. Doch grell sind sie, und man möchte dem Maler zurufen, wenn man seine Portraite sieht: Mensch, oder Maler, du respektirest nur dich selber.

Ja! eine Portraitsammlung mehr als eine fortlaufende Biographie zeigt sich uns in diesen zum Theil schon vor vierzig Jahren hingeworfenen Skizzen. Das Leben des Verfassers läßt sich jedoch ebenfalls herauslesen, und dies werden wir in kurzen Zügen zusammenfassen; es ist eigenthümlicher Art. Zum voraus bemerken dürfen wir ebenfalls, daß Philarète Chasles eine Zeitlang uns persönlich bekannt war, und wir uns von seiner geistvollen Erscheinung zwar nicht angezogen, aber auch nicht abgestoßen fühlten. Erst diese indiskreten Mémoires enthüllten uns manche Schattenseiten seines Charakters.

Er wurde im Oktober 1799 bei Chartres auf einem Landgütchen an der Gränzscheide der einförmigen Beauce und des Maine geboren; sein Vater war ein Mitglied des Nationalkonvents und stimmte für den Tod Ludwigs des XVI.; mithin ein erklärter Jakobiner. Dieser Makel lastet auf dem ganzen Leben Philarètes. Die Mutter, eine geborene Protestantin, um ein Vierteljahrhundert jünger als ihr Gatte, der sie als Wittwe eines guillotinirten Royalisten geheirathet, war und blieb mit vollem Recht das Ideal des Kindes und des Jünglings Philarète — dieser Taufnahme schon trägt einen ächt revolutionären Stempel. Den Vater, einen strengen, ernsten, mürrischen Mann konnte das Kind nur zur Hälfte lieben. Im Laufe der Erzählung wird ihm kein gutes Zeugniß ausgestellt; nicht gerade weil dem Verfasser die Eigenschaft des „Königmörders" verhaßt war; nur konnte er das trübselige Leben seiner Kinderjahre nicht verwinden; und vermuthlich behagte ihm ebensowenig die pedantische Zucht des Vaters, der von einer rhetorischen Lehrerstelle in einem Provinzialcollège zu einer politischen halb militairischen Rolle übergegangen war, und bis zum Obristen — Philarète behauptet bis zum General — emporstieg. Er war ein guter Latinist, ein Ciceronianer; sein Auftreten schüchterte um ihn her alles ein und verrieth nicht die litterarische Kultur. Man habe ihm, von Seiten des ersten Konsuls die Senatswürde angeboten, behauptet der Sohn; der Vater schlug aus und lebte ärmlich, vernachlässigt auf dem Lande.

Mit der Regierung der Bourbonen besserte sich

seine Lage nicht. Der junge Philarète kam in einer Winkelbuchdruckerei in die Lehre. — Vielleicht ließ sich der Eigenthümer, ein armer Teufel, den Druck eines Pamphlets zu Schulden kommen; genug er wurde von der Polizei abgefaßt; mit ihm der Lehrling, der kaum die Knabenschuhe ausgelaufen. Der arme Knabe, von seiner kindlichen Mutter in einer puritanischen Atmosphäre auferzogen, von jedem unreinen Kontakte, von jedem unreinen Gedanken ferngehalten, fand sich nun, ohne Uebergang, in der damals verwahrlosten, scheußlichen Conciergerie, unter Dieben und Mördern; — in einer wahren Räuberhöhle, zwei Monate hindurch! Die Beschreibung dieser ersten Epoche seines Jugendlebens ist drastisch, erschütternd; — peinlich und burlesk zugleich das erste Verhör. Der Instruktionsrichter oder Polizist, eine häßliche Figur, ersteht zu neuem Leben unter Chasles Feder. Man legte dem Jüngling zur Last, in seiner Mappe oder seinem Carnet tyrannenmörderische Verse aufbewahrt zu haben, und Chansons von Béranger obendrein. Der Beweis, daß seine eigenen Verse Bruchstücke aus einer von ihm komponirten, schülerhaften Tragödie seien, war leicht zu führen; nach damaliger politischer Ansicht lastete dennoch eine Schuld auf ihm. Wohl mochte er auch dem Inquisitor nicht ehrerbietig genug antworten. Mit den Maximen Rousseau's war er erzogen, und litt nun für seine Ideale. Im häßlichen Loche wäre er zu Grunde gegangen, obgleich man ihm die «pistole», d. h., die Verpflegung auf eigene Kosten zugestanden, hätte ihn nicht die providentielle Dazwischenkunft Chateaubriand's aus der Klemme

gezogen und der todtkranken geängsteten Mutter zurückgegeben. Der Eindruck des Kerkers blieb ihm Zeitlebens, verbitterte sein Gemüth, und prägte der spätern Laufbahn einen eigenen Stempel auf, der ihn, so behauptet er, unter seinen Zeitgenossen abstoßend, eckig, fremdartig erscheinen ließ.

Sein Vater sagte zu ihm nach seiner Befreiung: „Hier ist deines Bleibens nicht!" Derselbe realisirte einen Theil seines kleinen Vermögens, gab ein Reisestipendium und Empfehlungsschreiben nach London, unter andern an die Gouvernante in einem adeligen Hause. Sieben Jahre lang blieb der Jüngling seinem engern Vaterland entfremdet, nahm englische Sitten und Anschauungsweise in sich auf, und lernte früh schon Frankreich von der Kehrseite kennen. Er sagt bestimmt, damals schon hätte er die Unterhöhlung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in Paris geahnt, und, als er in Heimath zurückgekehrt, die Bekräftigung seiner frühern Ansicht erlangt. Ich lasse dahingestellt, ob er ganz aufrichtig in dieser Behauptung; ob nicht sein Ehrgeiz nach einer viel höhern Stellung strebte? Zu dem Geständniß: er selber leide so sehr als andere an der Krankheit des Jahrhunderts, läßt er es nicht kommen; jedenfalls trugen seine aufgeblähten Rivalen in der Gelehrtenwelt zur Entwicklung des Krankheitstoffes bei.

In London wurde er zu allem Anfang von einem heftigen Spleen ergriffen.

— „Sie müssen auf der Stelle von hier fort", sagte ihm die Gouvernantin, oder sie gehen zu Grunde. Sie gab ihm eine Empfehlung an einen Puritaner

„Ezechiel", in einem einsamen Fischerdorfe, sechzig Miglien nordöstlich von London; dort unter diesen einfachen, ernstlich frommen, wenig expansiven Wesen wurde ihm in der That physische und moralische Stärkung zu Theil. Die Erzählung dieser Idylle, die Beschreibung der Oertlichkeit und deren Bewohner, gehört unter die anziehendsten Episoden der Mémoires; erschütternd tragisch aber ist der Schluß, da Chasles nach Verlauf einiger Jahre das Dach und die ehedem so glückliche Familie besucht. Es waren diese lieben Wesen durch einen Eingriff der Matrosenpresse in ihre Häuslichkeit, und durch den Wahnsinn und Selbstmord einer in ihrer Existenz zerrütteten jungen Frau in unaussprechliche Verzweiflung gestürzt. Ist diese novellenartige Erzählung lautere Wahrheit, da hätte es dem Erzähler geziemt, seine Panegyrik Englands mit einem ausdrücklichen Dämpfer, unter Hinweis auf die fürchterliche Schattenseite der damaligen Matrosenpresse, zu begleiten.

Die politischen Partheien in England, wie sie sich etwa um 1820 zeichneten, fallen zwar in den Cirkel der Besprechungen von Chasles, werden aber nur oberflächlich behandelt. Mehr ins Einzelne beschreibt er seinen Verkehr mit ausgezeichneten Männern. Ugo Foscolo, der italienische Exilirte, schien ihm nahe befreundet; ich kann seine Sympathien für den excentrischen Kopf nicht theilen, wie mir auch sein Jacopo Ortès, diese verfehlte bombastische Nachahmung Werther's, von Herzen zuwider ist. In Zürich, wo Foscolo ebenfalls einige Zeit verweilte, ließ er in der regelmäßigen Gesellschaft wenig oder gar keine an=

genehme Erinnerung zurück. Chasles Zuneigung vermag ich mir nur durch eine gewisse Seelenverwandtschaft zu erklären, durch die rhetorische, deklamatorische Tendenz, die Philarète von seinem Vater geerbt, und die noch jetzt in der französischen Litteratur nicht zu deren Vortheil eine breite Stelle behauptet.

Erklärlicher, gerechtfertigter scheint mir seine Vorliebe für den Dichter Wordsworth und dessen Genossen, die Lakisten, besonders für den philosophisch-mystischen Coleridge, der als begeisterter Redner, in camera caritatis auf Chasles eine große Anziehungskraft ausübte. Auf eine ganz andere Seite hin, mit Bentham, trat er auch in Verbindung, ließ sich aber nicht zu der herzlosen Doktrin hinüberziehen.

Philarète Chasles fristete in London sein Leben als Korrektor griechischer und klassischer Ausgaben, die bei demselben Editor erschienen, welcher sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts mit Chateaubriand's Essai sur les révolutions befaßt hatte, und von dem französischen Publizisten nur in den Ausdrücken wahrer Verehrung sprach. Chasles ebenfalls ist unerschöpflich im Lobe des berühmten Schriftstellers, dessen Portrait er ohne Schatten zeichnet. Hier ist keiner der hämischen Seitenblicke zu gewahren, die Chasles sich erlaubt, wenn er andere Persönlichkeiten charakterisirt. Zweifelsohne gedenkt er jener Intercession, die ihn aus einer Vorhölle befreite.

Worin ich mich durchaus nicht mit ihm verständigen kann, das ist wohl in seiner unbescheidenen Selbstüberschätzung; diese hatte er nach England und von dort wieder nach Frankreich verschleppt. Er

behauptet, über dem Kanale habe er männliche Würde und Achtung für die Individualitäten erlernt. Dies mag sein; aber an sich selber hat er nicht dargethan, daß ihm dieser Begriff in Fleisch und Blut übergegangen. „Für seine Ideen habe er allein gelebt“, so lautet sein Selbstbericht. ... „In Frankreich könne man zu nichts gelangen als durch andere; man müsse sich blindlings an irgend eine Koterie anschließen, jede eigene Ansicht und Würde verläugnen. ... Auch ist nichts in Frankreich aus mir geworden; hier muß man erobern oder besiegt werden. In Frankreich verachtet man jeden, der zu einem persönlichen Werth gelangt, man haßt ihn; man sagt, er schlägt sich nicht, er tödtet niemanden. Eines Abends traf ich zusammen mit dem angetrunkenen Spieler Malitourne; er sah mich in Gesellschaft der „Sterne“: Véron, Romieu u. a. Er warf sich in einen Fauteuil und sagte: „Chasles ist nichts“, d. h., er will nicht Minister werden; er schlägt niemand todt; er bestiehlt niemanden.

Chasles trägt in seiner ganzen Lebensart diese Unabhängigkeit zur Schau. Wenn sich dies in der ersten Zeit seiner Rückkehr nach Frankreich als reine Wahrheit erwies, so kam er später gar sehr von dieser abstrakten puritanischen Reinheit zurück, und begnügte sich nicht mehr mit Milch und Wasser, wie bei seinem ländlichen Aufenthalt zu Ecouen. Die Unverschämtheit Jules Janin's war ihm zwar nicht zu Theil geworden, doch übergab er seine Kritiken und Besprechungen in dem „Journal der Débats“ und anderen Zeitschriften auch nicht gern gratis et pro deo. Als ihm ein Straß-

burger honorabler Bürger, der sich in seinen Mußestunden mit deutscher Litteratur abgab, einen Band seiner Uebersetzungsproben ins Französische überreichte, fragte der Kritiker seinen Interlokutor über dessen „solide“ Verhältnisse in der Heimathsstadt aus. — „Ob er liegende Güter besitze? Mitglied des Generalraths oder Gemeinderaths sei?“ Aber als die Antwort, zwar zum Theil bejahend, nur nicht mit direkten Versprechen von solider Erkenntlichkeit ausfiel, blieb auch die nachgesuchte Besprechung in der Feder des „uneigennützigen“ Aristarchen eingetrocknet. Der naive Provinziallitterat konnte die werthvolle Ueberzeugung und Erfahrung mit nach Hause nehmen: Poesie fände in den Vorhallen des Instituts „wohlgefällige Beachtung und Ermuthigung“! ...

Mir wurde ebenfalls in den dreißiger Jahren die Gunst zu Theil mit Chasles zusammenzutreffen. Ein geistreicher Mitarbeiter der Encyclopédie des gens du monde, Fayot geheißen, versammelte bisweilen an seinem gastlichen, gut besetzten, feinen Tische, andere Mitarbeiter, angehende oder schon selbstständige Literaten; es war ein angenehmer Vereinigungspunkt, wobei der Wirth, der selber an einem Magenleiden erkrankt war, und nichts mehr genoß, seine Gäste durch seine Küche und seinen ausgezeichneten Esprit belebte. In der Encyclopädie schrieb er die witzsprühenden kulinarischen Aufsätze — es schien gleichsam eine Ironie auf sich selber — bekannte sich zu Brillat-Savarin's Schule, edirte die auffsehnerregenden Mémoires eines Kochs des Fürsten Talleyrand, und gab sich selber Preis als Exemplar eines Feinschmeckers,

der kein Ei mehr verdauen konnte! Eine tragikomische Erscheinung! Nun, an diesem ergötzlichen Tische erfuhr mir die unerwartete Gunst dem Feinschmecker Marquis de Cussy vorgestellt zu werden, einem Lebemann, der mit reicher Anekdotenlitteratur diese originellen Symposien würzte. Unter den Gästen, deren Zahl nach Fayot's und Savarin's Prinzip nicht über die heilige Zahl sieben steigen durfte, war auch Philarète Chasles gegenwärtig, und kehrte nicht im geringsten die misanthropische Seite heraus; er schien sehr lebenslustig, und, wie der Marquis mit belebendem anregendem Vorrath versehen. Meine Wenigkeit hatte sich, zu allem Anfang, nicht übel in seine Gunst versetzt, da ich und zwar mit gutem Gewissen von einem seiner Vorträge im Athenäum über Calderon belobend gesprochen. Allein im Laufe desselben Diners verdarb ich es wieder mit ihm und zwar auf einer ganz unerwarteten Fährte. Es war im Frühjahr 1835; die Reise Lamartine's in den Orient war eben erschienen; die Débats hatten an demselben Tage als Probeauszug den Besuch des großen Dichters bei Lady Esther Stanhope in extenso mitgetheilt, und mit einem natürlich panegyrischen Kommentar begleitet. Unbefangen erwähnte ich diesen Auszug aus der brillanten Reisebeschreibung. Es kam mir nicht entfernt in den Sinn, daß Philarète Chasles den ersten Dichter Frankreichs beneiden könne. Aber seine Stirn verfinsterte sich auf der Stelle, und Fayot, nachdem sich der Coredacteur des Débats entfernt hatte zum Besuch der Oper, wo ihn einige Freunde erwarteten, sagte mir:

„Sie haben nicht bemerkt, daß Sie unserem Tischgenossen durchaus keine Freude durch ihr Hervorheben Lamartine's gemacht.“ — Ich wiedersprach: — „Nein, fürwahr nicht,“ fuhr der Wirth fort, „es ist Schade, wir hatten ihn für die Inscenirung Ihres nächsten Romans in der Chronique de Paris vonnöthen“. Ich ließ mich von meiner naiven Zuversicht nicht abbringen und lächelte in meinem Unglauben. Wenig Wochen darauf kam mir ein zwar nicht ungünstiger, aber lauwarmer Aufsatz in oben angeführtem Journal, dessen Mitarbeiter ich war, unter die Augen, und Fayot gab mir überdies unbarmherzig zu verstehen, daß dieses halbe Todtschweigen durchaus nicht mit dem ästetischen Werth oder Unwerth des veröffentlichten Werkes zusammenhänge. . . . „Welchen Vortheil hätte es ihm gebracht, Sie hervorzuheben?“

Meine persönlichen Begegnungen mit Chasles dürfen indeß nicht maßgebend sein für mich; aber mit dem besten Willen kann ich ihm nicht zugestehen, daß er in der korrupten Parisergesellschaft zurückgedrängt, in dem Moraste erstickte, weil er die Mitlebenden und Mitstrebenden verachtete und man sein Urtheil auf der Stirne ablas. — Das ist keineswegs der Fall: Sein herbes Urtheil behielt er für seine geheimgehaltenen Mémoire's auf; im praktischen Leben, in seiner öffentlichen Laufbahn wurde er gewiß nach seinem Verdienst, wohl über sein Verdienst gewürdigt; nachdem er das Doktorendiplom erlangt, wurde er zum Bibliothekar der Mazarine befördert, und etwas später bestieg er den Katheder der auswärtigen Litteratur im Collège de France. Seine zahlreichen Werke über

ältere, mittelaltrige und neuere Litteratur, besonders über England, seine kulturhistorischen Skizzen, brachte er alle an den Mann, obgleich er sich durchaus nicht mit Estethikern und Kritikern wie Ste. Beuve oder St. Marc Girardin, geschweige denn mit Denkern wie Tocqueville (Chasles hat auch über die Vereinigten Staaten geschrieben) messen konnte. Die gehörige Berücksichtigung wurde ihm bestimmt zu Theil.

Es scheint mir er wollte, obgleich er das Gegentheil behauptet, als Coredaktor des Débats, eine politische Rolle spielen. Die ziemlich lange Audienz, die er bei Louis Philippe erhielt, da er einmal nach England abging zur Erforschung der Archive für seine „Geschichte Ludwigs des XIV.", mag als Beleg dazu dienen. Der Bürgerkönig war äußerst herablassend, nur ließ er den Literaten nicht zum Worte kommen, und weicht ihm, beim Verabschieden unter der Thüre, bei einem Gesuch um eine spezielle Rekommandation, mit den sarkastischen Worten aus: „Empfehlen S i e mich bei meinen Ministern." — Der Bericht von Chasles über den langen Monolog des Fürsten, und jede seiner Bewegungen ist übrigens in hohem Grade geistreich, und trifft ganz zusammen mit zahlreichen ähnlichen Referaten über das Benehmen des redseligen Königs.

Wie sich Chasles zu der Februarrevolution verhielt, ist bis jetzt nicht aus den Mémoiren herauszulesen, und bleibt vielleicht einem spätern Bande vorbehalten. Wir bescheiden uns hier, einige Schritte mit ihm durch die Bildergalerie zu machen. Sie läßt an interessanten Persönlichkeiten nichts zu wünschen

übrig; nur geht dem Cicerone die christliche Milde gänzlich ab; es fehlt ihm durchweg an Takt und Mäßigung.

Hören wir einmal sein Urtheil über die berühmte Aktrice Rachel:

„Das Kriegsfieber ist in Frankreich auf einen Grad der Wildheit gediehen, den es nicht überschreiten darf; sind doch sogar die Künste davon angesteckt ... als Schauspielerin bietet wohl Rachel den Kulminationspunkt.

„Ein kleiner Zigeunertiger, eine üppige Jüdin, breite Stirn auf den Schultern einer Hyäne; der zierliche Torso einer Mänade; sublime Intelligenz, aber durch ihre Seele den fleischfressenden Thieren näher als den Menschen. Ihre Zeitgenossen hat sie mit Recht verführt, waren sie doch berauscht durch ihre Grausamkeit. Der dicke Véron war in sie vernarrt (sie hat es ihm vergolten!) Ricort hätte sich für sie aufgehangen. Erzbischöfe haben sie gesegnet; Frankreich hat sie beweint. Im Anfang war sie eine halbnackte Bettlerin, mit einem Teller in der Hand sammelte sie Groschen im Schmutze der Bierkneipen; seit zehn Jahren mit Fusel getränkt, ans Fasten und an Oelquinquets gewöhnt; das krasse Laster und klingende Münze liebend; eine Repräsentantin der wilden Parias, „der Zigeuner"; ein Parisergamin in der Rolle einer Andromache, Berenice, Hermione, Phädra. ... Welch eine Lust! welch ein Genuß! Die Blasirten jubelten; der fade Racine war ja nun aufgeputzt; die steife Regel wurde natürlich; der Halbalexandriner heruntergeheult; der platte Reim blähte

sich auf; der Alexandriner auf seinen zwölf Füßen bäumte sich; die wilde Maid warf den Racine in Shakespearische Form und Tiegel; kein zärtlicher, sanfter, tröstlicher himmlischer Accent; aber auch kein falscher, übertrieben disharmonischer Ton. Phädra glich einem wüthenden Pantherthier, Hermione einer Jüdin mit dem Schwert am Bette des Holofernes, Monime einer von ihrem Beichtiger gezüchtigten Nonne. Eine wissenlose Materialistin, eine unwillkührliche Demokratin stand die Hyäne auf der Höhe der Zeit...."

Das ist nun ein wahrhaft gräuliches Abbild! mit der Realität steht es aber in einigem Widerspruch! Bei ihren ersten Débuts im Théâtre français gesehen, ehe die jugendliche Schauspielerin durch enthusiastischen Beifall und durch allzuvieles Herumziehen in der Provinz betäubt worden, war Rachel im Jahre 1838 reizend, unterlag sie nicht dem geringsten Tadel. Die unnachahmliche Natürlichkeit des Ausdruckes, die Wahrheit in der Leidenschaft, das ächtmenschliche, das sie aus der pompösen Poesie der großen französischen Dramatiker herauszufinden und hervorzuheben wußte, ist gewiß den noch Lebenden unter ihren erstern Bewunderern gegenwärtig. Es fiel damals dem strengsten Kritiker nicht ein ihr vorzuwerfen: sie breche die Cäsur des Alexandriners und ziehe den Rythmus der Verse zur platten Prosa herunter. Zärtliche Rollen freilich lagen wenig in ihrer Natur, mit ihr als Marie Stuart konnte ich mich nicht befreunden; aber im großen Ganzen entdeckte und offenbarte sie verborgene Quellen und Bahnen in der französischen Tragödie, theilweise sogar

in der Komödie. Später verflachte oder übertrieb sie ihre Rollen; die Provinzialstädte wurden ihr verderblich; das Handwerk fieng an zu überwiegen. Die Marseillaise nach der Februarrevolution recitirte Rachel wie eine tobende, doch immer schöne Mänade. Auf diese Umwandlung, die sich in der großangelegten Aktrice vollzog, mag Chasles anspielen und zum Theil Recht behalten. Das Sündenregister einer genialen Frau gehört aber nicht hieher. ...

Die volle Abendglorie Rachels ist am besten zu ersehen aus einem in der Revue de France (Nr. 59, 30. Nov. 1876) eingerückten, enthusiastischen Aufsatze von E. Masseras: Le dernier chapitre de Mlle Rachel; es ist der Bericht über die Reise der Gefeierten nach den Vereinigten Staaten (August 1855—Februar 1856). Freilich ergab sich die Reise als eine kolossale Thorheit, als eine Herausforderung des Schicksals, weil sie den Tod Rachels dritthalb Jahre hernach zur Folge hatte; aber ihre letzten Ovationen und Triumphe genoß sie vollauf, und sie konnte sich mit dem Ausspruch Hero's trösten: Das schönste Glück war mein.

Zwei andere Frauen, aus einer ganz anderen Sphäre, Damen der großen Welt, charakterisirt dagegen Chasles mit maliziöser Feinheit — ich meine Madame Recamier und Madame Lenormant. ... Nur von der ersten sei hier die Rede:

„Die affektirte religiöse Eleganz des Tempels der Madame Recamier, worin der majestätische Schatten Chateaubriand's, wie ein Heiligenbild herrschte, hatte doch noch Spuren von Natürlichkeit und Energie,

letzte Erinnerungen an das Direktorium und das Empire. Der einfache Charakter der Dame war unvergleichlich; Leidenschaft kannte sie nie; ihre physische Organisation befähigte sie nicht dazu; nur gefallen wollte sie; das gelang ihr vollkommen; sie verstand es zuzuhören, sich ganz zu vergessen, nie zu lügen; — neidlos, dem Ehrgeiz, dem Hasse fremd; eine weiße Rose, mit einer zarten blassen Röthe im Blumenkelch; groß, wohlgewachsen, immer in weißem Kleide, mit sanftem, feinem Blick, fast bewegungslos, nie ein heftiges Wort; der Reiz lag im moralischen Hauche ihrer zarten Einfachheit. Die Seele war sanft, der Geist fein, der Körper wunderschön, und immer, sei's ein Fehler oder eine Gabe der Natur, immer jungfräulich. Um sie herum kreuzten sich tausend Intriguen, entbrannten, gebärdeten sich Verdammte; ihre ruhige Seele fühlte nur Mitleid."

Auch Madame Gay, und ihre Tochter Delphine (Madame Emile de Girardin) gehen nicht leer aus, wir können sie füglich überschlagen.

Jouy, der erste einflußreiche Patron von Philarète, wird mit grellen Zügen gezeichnet. Chasles übte eine persönliche Wiedervergeltung an ihm aus; giebt er doch zu verstehen, daß sogar Jouy's Operntexte von ihm, seinem Secretär, komponirt sind.

... „In seinem (Jouy's) Kabinet glaubte man sich in das Directoire und das Jahr 1799 zurück versetzt. Die Glorie dieser Persönlichkeit stieg bis zu Barras hinauf. Bei seiner lächelnden Aufnahme glaubte ich mich fast in die Gegenwart einer gutmüthigen Kourtisane versetzt; kein Talent, kein politischer Führer

sah aus ihm heraus. Die Familiarität des Lagerlebens, der entschiedene, leichtsinnige Ton des Etatsmajors, etwas Offenes, Liebenswürdiges, Verführerisches spielte in eine leichte Gesprächsform hinüber, die ganz wohl zu seinem Koulissenleben paßte. Ein seltsames Compositum! Indien, England, eine originelle illegitime Geburt, eine aventuröse Jugend hatten ihre Schichten darin niedergelegt. Beleuchten wir diese vielseitige Existenz im Lichte des gesellschaftlichen Lebens, da finden wir bei Jouy eine unglaubliche Verführungsgabe; dabei bewahrte er, was unkeuschen Frauen bisweilen bleibt: ein gutes Herz, die Fähigkeit anderen beizuspringen. Aber bis auf das Mark der Knochen war alles bei ihm erkünstelt; nicht die mindeste literarische Kenntniß; kein Latein; die Unkenntniß seiner Muttersprache; aber von den Frauen gehätschelt, so war dieser Morny der Intelligenz vom Jahr 1800 zum König der Literatoren, und zum Voltaire seiner Epoche emporgestiegen!"

In cauda venenum! Nichts desto weniger bleibt der Hermite de la Chaussée d'Antin und der Hermite en Province, eine angenehme frivole Lekture und Sittenschilderung; damals war Chasles noch nicht sein Sekretär.

Bei Jouy ließ sich Benjamin Constant sehr oft sehen. . . .

„Ein langer, magerer Körper, mit einem kleinen, bleichen Kopf, einer Aureole von ehemals blonden, jetzt aschgrauen Haaren, mit bleichen, weißen, gelblichten Fäden untermischt; ein langer kastanienbrauner Ueberrock; in den blauen Augen eine unbeschreibliche

Schlaffheit; die Stimme sanft, gleichgültig; kein Accent, kein Mark in den Worten; Ueberdruß ohne Herabsetzung anderer; im Ideengang ein elegisches, räthselhaftes, graziöses Sichgehenlassen, wie eine absolute Verzweiflung aus Ermüdung; etwas Selbstquälerisches; etwas von einem Edelmann und einem Asceten lag in ihm, den der Wollustreiz und der Aerger über seine eigene Impotenz erschöpft hatten. Der Edelmann in ihm protestirte gegen den Adel. Ich mußte ihn anstaunen; lang unterhielt ich mich mit ihm, ich benannte ihn einen atheistischen Christus (!!)

„Er protestirte gegen den Protestantismus; spielte unbändig; die Langeweile schwitzte aus seinen Poren; er langweilte sich an seiner Langweile. Alles in ihm war leer; nur nicht sein herrliches Gehirn. ... Eine Klarheit ohne Brennpunkt, ein weitverbreitetes Licht ohne Wärme; diese lebende Verneinung war fast religiös, so sehr schien sie Ueberzeugung. Das 18. Jahrhundert hat keinen besseren Ausdruck seiner zerstörten Illusionen gefunden, als ihn. In ihm erkannte ich die ganze Generation der Byron, Obermann, Shelley. Die Entnervten und Verzweifelnden! Ein räthselhafter, ausgezeichneter Mensch!"

„Er krönte sein Leben durch eine feige Erniedrigung vor Napoleon während den Cent jours; und doch hatte er edle Thaten vollbracht, schöne Bücher geschrieben. Die Kälte seiner Seele, die Leerheit seiner erstorbenen Sinne ließen ihn im Zustande des öffentlichen Abortirens, dem Kennzeichen des Abenddunkels unserer Epoche. Ein glänzender Untergang!

... „Lord Byron affektirte den Satanismus;

dieser Fürst der modernen poseurs versteckte sein mächtiges Genie hinter einer rothen Mephistopheles-Dandy-Maske. Der Weltschmerz der Deutschen, die gæomemphy(*) der ersten Christen, nahmen alle Formen an; ein jeder brüstete sich mit Lastern; Nodier, der ausgezeichnete Lexikograph agirte den Werther; Mérimée, dessen Feder an Feinheit Callot's Griffel gleich kommt, spielte den Atheisten; Jules Janin, dieser eitle Schulfuchs, mit Musenalmanachen aufgefüttert, spielte den Diderot; der verzogene Musset grüßte und frisirte sich wie ein Haarkräusler, und geberdete sich doch wie ein Lauzun (!!); Balzac, bettelarm und in Schulden ersäuft, spielte den Krösus; Victor Hugo, der Ronsard und Dryden des 18. Jahrhunderts, strebte nach der Rolle eines Marat und Cromwell. Sie alle langweilten sich und „posirten"; sie wollten durch Annahme eines Ridicule oder Lasters sich selber entrinnen. Auch ich wüßte davon zu erzählen; nur gieng ich nicht wie St. Marc Girardin, Scribe u. a. von der leeren Klassenrhetorik zu der moralischen Leere eines Barême über. Ich liebte nur eine reelle Thätigkeit (!), ein aufrichtiges Eingreifen, ein uneigennütziges Studium (!!), ein ehrliches Ideal, ganz verschieden von dem in meiner Umgebung."

Beinah von alle dem bietet das praktische Verhalten Chasles nicht gerade die triftigsten Belege.

Folgendermaßen schildert er sein Eintreten in die Débats:

„Die Royalisten der Débats, nachdem sie Karl

(*) Weltverachtung.

den X. verjagt, mußten dann zum Herrn den Sohn eines Régicide annehmen; so mußte man auch mit mir, der ich nun einmal der Sohn meines Vaters war, in Güte sich abfinden; ich ein fauler Apfel desselben Stammes. Bertin, der ältere, ein ehemaliger Priester wie mein Vater, nahm mich nicht ungern auf; er verstund englisch; manche unserer Geschmacksrichtungen stimmten überein. Feletz, von Geburt ein Adeliger, und ebenfalls ein ehemaliger Priester, nun aber ein Weltmann, empfieng mich gut.

„Aber S*** der jüdische Pedant, der sich zum Sittenrichter aufwarf, aber Jules Janin, der leichtsinnige Pion, (*) der sich für gutmüthig ausgab, mochten mich nicht leiden. Für sie war ich ein Engländer und Teutscher. (Fürwahr, ein braver Teutscher!) Sie bekriegten mich, wie Lakaien und Sakristeisklaven thun; falsche Berichte, skandalöse Anekdoten, Bosheiten, giftige Schmähungen giengen aus von ihrem Laboratorium; die tödtlichen Dünste, die mich in ihrer Umgebung zernichteten, stiegen auf aus jenem stickenden Pfuhl.“ . . .

„Wie die Byzantiner lebten sie in einer Atmosphäre giftiger, niedriger Lügen, lächerlicher Spitznamen, in einem Gesumme von Klatschereien; damit beschäftigten sie ihr Nichtsthun, befriedigten sie ihren Haß. Nur ein Mittel gab es diese bösen Dünste zu zerstreuen: Frankreich frei zu machen; dazu war Frankreich nicht mehr fähig!“ . . .

Louis Philippe lebte noch der Hoffnung, mit

(*) Klassenaufseher in einem Pensionat.

einem konstitutionellen, halbfreien Frankreich auszukommen. Er bezahlte seinen Versuch! Chasles zieht eine Parallele zwischen den Machthabern in Frankreich von Napoleon dem I. ab bis auf Napoleon den III.

„Nicht einer von Ihnen besaß die Herzensgröße Heinrichs des IV., die Idealität Karls des Großen, keiner Trajans Zärtlichkeit, keiner Markaurels Liebe für das Moralischgute. Ueber allen stand Louis Napoleon durch seine versteckten, langsamen Kombinationen. Louis Philippe hatte für sich die Eigenschaften des Familienvaters; er hätte gut zu einem Gerichtsschreiber oder Gerichtsdiener (huissier) im Kanton Luzern oder Freiburg gepaßt (eine unerhörte, niedrige Frechheit!). Er hatte keine Autorität; seine Worte flossen dahin wie das Wasser an einem Abhang; sie strahlten nicht, sie hatten keinen Anhalt; wenn einmal die Schleuße geöffnet, lief alles bergab.“...

Obgleich schon oben von Balzac die Rede war, mag dieser seltsam befähigte Mann noch einmal in der Auffassung von Chasles vor uns erscheinen; in ungünstigem Lichte zwar, aber nicht carikirt, wie andere in dieser Bilderreihe; nicht mit giftiger Satyre kommentirt.

.... „Bei Dante finden wir als Grundton den Unterschied zwischen Bös und Gut ... bei Balzac in seiner ungeheuerlichen Comödie die Vermengung des Guten mit dem Bösen; seine Comödie muß zu Grunde gehen; die Gesellschaft und die Werke des Genies können nur durch die Anerkennung des moralisch und physisch Guten bestehen; Balzac ist ein raffinirter Materialist ... ein Rabelais in Marivaux Hülle ...

Pantheismus ist sein Grundsystem und als letzter Ausdruck, sein eigener Gedanke.

... „Genie hatte er vollauf; er war ein Schöpfer ... aber kein Beobachter . . (!) das Jahrhundert und dessen Sitten spiegelten sich nicht in ihm; Balzac drückte dem Jahrhundert sein eigenes Siegel auf; er kleidete es in seine Farbe; er erfand die sentimentale vierzigjährige Frau (eigentlich die dreißigjährige), den sentimentalen Wucherer und die chlorotisch-mystische Dame, den vornehmen Taschendieb. Sie alle waren inkomplete Ausnahmen; Balzac verwandelte sie in vollkommene Persönlichkeiten, absolute Typen, verführerische Urbilder, die zu hunderten als mittelmäßige Copien in der Gesellschaft herumliefen. Der Halbpoet, der hysterische Liebhaber von fünfzig Jahren . . . man bewundert diese präzisen Gestalten, die aber nur in der camera obsura seines eigenen Gehirns ein reelles Leben hatten. Balzac war ein Seher. Es lag eine wahrhafte Magie in den Werken dieses geblendeten Visionärs, den ich genau gekannt und der in seine persönlichen Handlungen die Halluzinationen seiner Gedankenwelt übertrug. — Er gehörte zugleich zu der guten und der schlechten Gesellschaft, war in seine Chimären vernarrt, glaubte an nichts, besaß ein durchdringendes Hellsehen und eine unglaubliche Leichtigkeit sich selbst zu betrügen.

. . . „Es lag etwas Frauen- und Kinderartiges in diesem aufgedunsenen Mönch; der Contrast war frappant, paradoxal . . . Balzac war cynisch, doch hatte er keine Maitresse; niemand weiß etwas von einem Kinde Balzac's. . . . .

.... „In zwei Werken erfand er mystische Typen, wie sie kaum Swedenborg gekannt. Bürgerlicher Abkunft, (*) bildete er sich ein, er sei adelich, ein d'Entraigues. Er badete in einer Marmorwanne und hatte keinen Stuhl in seinem Empfangszimmer. Zu Meudon baute er ein hübsches Haus (les Jardins) ohne Treppen (wir können hinzufügen ohne Grundmauern). Er verlor sich in riesenhaften Fehlgeburten; doch ist er der größte Faktor seiner Epoche in Frankreich; er führte sie dem Abgrunde zu."

Cum grano salis trifft diese Schilderung das Richtige; denn kann man unmöglich zugestehen, daß Balzac kein Beobachter war; nur verlor er sich, mit seiner Beobachtungsgabe, eben so leicht und schnell, als wäre er ein wachender Träumer, in's Phantastische. Er bezahlte seinen Wahn mit dem Leben. Man kann von ihm sagen, was Göthe von Schiller, nur in anderem Sinne:

Er setzte
das Leben selbst an dieses Bild des Lebens."

Der dicke plumpe Veron gehört zu den Karikaturen; gesehen habe ich ihn nie; doch für die Aehnlichkeit des Konterfei's können seine Zeitgenossen und Freunde einstehen. Seine vielgelesenen Memoiren eines Pariser Bürgers bestätigen die Ansichten Chasles. Doch wagte es Veron nicht, sich an anerkannten Größen zu vergreifen; so nimmt er den Hut ab vor den Salons der Doktrinär-Damen.

(*) Chasles behauptet, Balzac sei der Sohn eines Arztes von Vendôme; jedenfalls nicht der Abkömmling eines régicide.

„In Veron vermengten sich die Typen von Scapin, Frontin und Türcaret; er war zugleich ein Spekulant und affektirter Marquis; Mercadet (*) und Tuffière; ein bourgois-gentilhomme. Er war nicht böse und nicht verworfen, nicht ohne Intelligenz, doch ohne Prinzipien; sinnlich, egoistisch; den günstigen Wind, wie keiner, vorausspürend; den Profit entdeckte er mit aufgestülpter Nase, schnellfüßig obendrein, wie ein Spürhund. Seit Talleyrand und Beaumarchais existirte kein ähnliches Exemplar."

In diesem Pandämonium konnte wohl Béranger, der Chansonnier, nicht übergangen werden; auch widmet ihm Chasles eine lange Panegyrik, wovon wir hier den Eingang mittheilen: „Man wundert sich bei dem herrlichen Dichter Béranger cynische Andeutungen zu finden, Strophen, jeder Delikatesse baar. Schwer ist dies zu erklären, aber lehrreich. Béranger lebte mit wenigem, trank wenig, war ungemein mäßig, hielt sich fern von schlechten Häusern. Heuchelte er etwa die Unsittlichkeit? Wollte er damit verführen? ... Ja! der schlüpfrige, gesalzene, alte, gallische Humor lebt noch in der Race; sie blieb kalt bei dem Anklang an das heilige Heim und Home des Deutschen und Engländers ... man schwärmte für keinen Dynasten, für kein Prinzip. Margot und Margoton folgten auf Suzon; diese hatten früher die Belisen und Aramintinen ersetzt. Die militairischen Sitten hatten Suzon und Margoton beibehalten. Das Weib wurde

(*) Eine der Hauptpersonen in den Balzacschen Komödien.

in den Koth getreten; der Mann blieb dem Krieg, der Montur, der Flinte geweiht. Béranger, der Massen-betrüger, ein Camille Desmoulin als Bänkelsänger, konnte obiges Mittel nicht verschmähen; er legte sich ein Scheinlaster bei; er gab sich eine Flasche, eine Lisette; das gehörte zu seiner Ausstaffirung, zu seinem Verschwörer-Arsenal; er betrank sich zum Scheine; er stellte sich als ob er die Dirnen liebte; er besang die Mansarde, und spielte mit heroischer Leichtigkeit und Anmuth die Rolle eines Verführers.

„Dieser bürgerliche, erkünstelte Epikureismus brachte ihm Gewinn und Ehre; man fand daran Gefallen, der Universitätsprofessor und der Revolutionär, der Handelsreisende begafften sich in diesem „reinen, antiken Spiegel"; Ludwig der XVIII., Horazens Schüler, verglich die leichtbeschwingten Verse der jungfranzösischen Strophe mit dem schönen Rythmus der antiken. Das erotische Salz gab dem Allen einen herrlichen Beischmuck. Hatte man doch dem Voltaire und vielen anderen dieses Laster verziehen. Der Götterkrieg Parny's, die glühende obscöne Schöpfung eines Kreolen, eine Unverschämtheit ohne Gleichen, hatten früher auf den Tischen der feinsten Frauen gelegen; die Familie war so sehr zu Grunde gerichtet, daß man während einem ganzen Dezennium die heilige Mutterwürde einer modernen Magdalene in der Person der Zither-spielerin Fanchon, der jungen Savoyardin, beklatschte! Die Noblesse, die unter der Regence und Ludwig dem XV. ihre liebenswürdigen Orgien mit Witz und brillanten Kostümen verbrämte, hatte die Bürger auf eine neue Bahn gebracht, von der Parabère zu Suzon

herab; das alles wurde grob und schmutzig. Wenn in einem schönen Salon, ein Vater, ein Akademiker, vor seiner verheiratheten Tochter, die mit zwei Kindern beglückt war, sagen durfte: „er wisse nicht, warum der Incest verboten und strafbar sei," da, in der That, wußte ich nicht mehr was von einem Volke denken, das solche Lehrer nicht mit Füßen trat."

Wo Chasles in seinen Mémoires sich auf das Feld der allgemeinen Ideen begiebt, seine Ansichten über Gesellschaft, über die Kulturzustände Frankreichs darlegt, ist er bald paradoxal, bald treffend wahr, bald in Gemeinplätze verirrt. Meist ist seine Sprache affektirt und dem Individuum theilt er Hiebe aus, auch auf diesem theoretischen Boden. Hören wir ihn einmal an über das Verhältniß beider Geschlechter:

„In den Verhältnissen der beiden Geschlechter und der Familie enthüllen sich die wahren Charaktere einer Zeitepoche und eines Volkes.

„Die Frau! die Familie! die zwei Grundlagen des Staats! Wo fände man, wohin flüchtete sich wohl Glaube, Wahrheit, Enthusiasmus, wenn diese geheiligten Gefühle aus den Regionen der Liebe, der Seelenverwandtschaft, des moralischen oder physischen Reizes verschwänden? ... Nur andeuten will ich, oder verschweigen, mit der in England von mir erlernten Scheu, (!) was nicht zu nothwendiger Beleuchtung dienen soll.

„Eine sittenlose Gemäldegallerie, deren Mittelpunkt und Held man selber ist, wie Casanova hinzustellen, eine Wohlthäterin seinem Stolze, wie Jean Jacques zu opfern, oder als ein von hundert Frauen an=

gebeteter Mann, wie Byron, sich zu geberden, das ist des verfaulten achtzehnten Jahrhunderts würdig; das Publikum durch eine Hinterthüre in seine eigenen Liebschaften einzuführen, wie Frau D***, Madame d'A***, und Madame G. S. letzthin gewagt, den Abhub der Leidenschaft, den Ekel am angebeteten Gegenstand, ein wegwerfendes Gebahren nach der Achtung zu zeigen, sich auf ein erträumtes Postament stellen, mit einem vordem geliebten Gegenstande zur Unterlage, das ist eine Eigenschaft des häßlichen, verarmten, entarteten neunzehnten Jahrhunderts, nein, es ist der unreine Schweif des neunzehnten. Frauen allein konnten dies wagen; was wagen sie nicht in ihrer Wuth?!

„Frau von Solms hat die geheime Korrespondenz Ponsard's veröffentlicht.

„Die Vicomtesse (soll heißen die Comtesse) d'A*** die Impotenz von Liszt.

„Madame G. S. die Laster Alfred de Musset's.

„In meinem Leben wird man wenig Frauen finden, die eine Rolle spielen, und doch hat die Liebe in meiner Laufbahn großen Raum eingenommen. . . . Nur wenige werde ich entschleiern, . . . nur die Offenbarerinnen (les révélatrices); über das Unnütze gleite ich hinweg."

„Die Ideen waren meine einzigen Gefährten", behauptet er ferner, das lassen wir dahingestellt; aber wir haben kein Recht in die Geheimnisse eines Mannes einzudringen, der sich nicht ganz entschleiern will.

Sollen wir sein erstes Glaubensbekenntniß kurz zusammenfassen, das ließe sich auf die Essenz des

Christenthums zurückführen. Er behauptet, fürwahr nicht mit Unrecht, daß die Poesie allein, ohne die Moral, unfähig ist dem Leben einen Halt und einen Leitfaden zu geben, und daß die Moral nur in der Religion Wurzel fasse.

So kommen wir zuletzt durch allen Pathos hindurch auf Elementarideen zurück; den Beweis bleibt er schuldig, daß er sein Leben streng darnach geregelt.

Wozu dann der ganze Apparat?

XV.

Prosper Mérimée's Briefe
an eine Unbekannte.

Als vor bald dritthalb Jahren die ersten Briefe des berühmten Akademikers Mérimée an eine Unbekannte, mit Einleitung von Taine, erschienen, war die Neugierde des Pariser Publikums in nicht geringem Grade aufgeregt, wer diese Unbekannte wohl sein möchte; mehr aber als eine vulgäre Neugierde herrschte vor in der öffentlichen Stimmung; man war allgemein betroffen hinter der Hülle des verschlossenen, sarkastischen Skeptikers Mérimée einen Gemüthsmenschen zu entdecken, der sich Jahre lang, mit unglaublicher Geduld von einem enigmatischen weiblichen Charakter hinhalten ließ, die Zügel, die man dem wilden, unbändigen, jungen Pferd anlegte, mit seinem Schaum bedeckte, aber von seiner für einen wandelbaren Frauenliebhaber unerklärlichen Neigung nicht abstehen konnte. Fast möchte man die Briefe für erfundene pasticcio's halten, wenn Episteln dieser Gattung die Erfindung zuließen.

An deren Aechtheit besteht wohl kein Zweifel, und daß die sich Klugdünkenden beim Entziffern des

Räthsels auf einem Holzwege befanden, erklärt Taine mit der Autorität eines Halbeingeweihten, als er die Briefe desselben Verstorbenen an eine zweite „Unbekannte" ein Jahr darauf der Oeffentlichkeit übergab. Hier bietet das Errathen weniger Schwierigkeit. Die Episteln sind an eine vornehme Polin gerichtet, die am Hofe der Kaiserin Eugenie, wie Mérimée, wohl gelitten, dort in der raffinirten Spielerei der «Cours d'amours» als Präsidentin figurirte, und über den bereits gealterten Mérimée als Secretär verfügte. Auch nachdem die Expräsidentin zurückgekehrt war in ihre winterliche Heimath, setzt Mérimée das ergötzliche Witzspiel fort, schreibt galante Briefe, aber keine ungeduldige, passionirte, und erzeigt sich wieder als den spöttischen, verschlossenen Kumpan, wie ihn die liebe Mutternatur und anerzogener Wille geschaffen. Die zweite Sammlung steht nicht nur dem Inhalte nach weit unter dem psychologischen Werthe der ersten; die Briefe sind viel kürzer, sind in kleinerer Zahl vorhanden; es ist augenscheinlich die blendende Aufnahme der ersten, welche die folgenden ins Leben rief. Durch Taine's Einleitung erhält sie einen literarisch-historischen Werth.

Prosper Mérimée ist bekanntlich am Eingang des laufenden Jahrhunderts geboren, inmitten einer Künstlerfamilie, und erlangte sehr frühe eine pseudonyme Berühmtheit durch sein „Théâtre de Clara Gazul" einer fiktiven spanischen Schauspielerin, hinter deren Maske der Autor sich vorläufig versteckte. Zu Paris, durch die Coterie des „Globe", des von Goethe gewissenhaft gelesenen Wochenblatts, und die Débats

wurde die Hülle bald durchsichtig. Obgleich die pikanten dramatischen Skizzen durchaus nicht für das Theater bestimmt, fanden sie im ganzen gebildeten Publikum eine gute Aufnahme; nicht minder die „erfundenen" illyrischen Volkslieder, welche Mérimée unter dem Titel: „Guzla" der Oeffentlichkeit übergab.

Goethe bemerkte die lieblichen, kecken Gedichte, referirte darüber in höchst günstigem Tone, obgleich er sich keineswegs, wie manche hyperfeine Kritiker über die Quelle täuschen ließ. Des jungen Mérimée's Namen war bald auf allen Lippen, besonders durch seine kernhaften, drastischen, lakonischen Sittengemälde: «La prise d'une redoute» — „die Erstürmung einer Redoute" (im russischen Feldzug): «Matteo falcone», eine Vendetta-Szene in Korsika.

In französischen Revuen (Revue française, Revue de Paris, etc.) wurden diese Perlen zuerst zu Tage gefördert. Als Herr Guizot in seinem Salon zum ersten Male die prise d'une redoute eigenmündig vorlas, zündete in diesem eminent ausgewählten Kreise die Erzählung oder Schilderung wie ein elektrischer Funke. Eine Episode der großen Armee! auf diese objektive, doch tief ergreifende Methode vorgehalten! keine Spur von Manier, von Effekthascherei, von damaliger landläufiger Sensualität. . . . Ein geniales Talent lag unverkennbar in dem jungen Erzähler. Bald aber lenkten sich seine Schritte ebenfalls in das Gebiet der geschlechtlichen Leidenschaft; wie er denn schon in seinem ersten Werke Beweise seines tiefen Einblicks in das weibliche Herz gegeben, er selber anscheinend leidenschaftlos. Absichtlich barg sich der

Künstler hinter dem Epiker, hinter dem Rhapsoden. Eine grausame Ironie dominirte diese Gestalten alle: Puppen, deren feine Glieder an unsichtbaren Fäden hängen; Worte und Seufzer unwillkührlich hervorbrechend aus diesen farblosen Lippen, mit feinem Grabstichel auf dichtes Pergament gekritzelte Worte! Bei Henri Beyle war Mérimée augenscheinlich in vielem Betracht zu Schule gegangen. Ja! fürwahr der herzlose Materialist war sein erster Lehrer gewesen, nur schrieb Prosper Mérimée in Lapidarstyl, während Beyle ungezwungen, aus Furcht vor der Phrase, sich gehen ließ, und dadurch bisweilen verflacht. Beyle verstand es nicht einen Charakter konsequent durchzuführen, mit anderen Worten, er überraschte gerade durch diese Inkonsequenz. Bei Mérimée trifft das Gegentheil zu; man fühlt und sieht voraus: die Personen in seinen kurzgehaltenen Novellen, und in seinem etwas längeren Romane: Chroniques de Charles IX mußten so und so handeln. Worin sich aber beide begegnen, das ist in ihrem halb zur Schau getragenen, halb aufrichtig fanatischen Unglauben; sie waren Atheisten von der besten Sorte, und dabei ärgerlich über sich selbst, daß sie sich dennoch gedrungen fühlten, mit dem abstrakten Gott zu diskutiren.

Bei Mérimée that der Unglauben dem streng verschlossenen Herzen keinen Eintrag. Er war ein trefflicher, treuer, dienstfertiger Freund; auch dem Unbekannten, dem Gegner leistete er Dienste; nur wollte er nicht dafür gehalten sein, und besonders nicht zum Spielball seines eigenen Gemüthes werden; daß er es dennoch wurde, beweisen gerade die Briefe

an die räthselhafte Unbekannte. Wie Beyle hatte Prosper (ein verheißungsvoller Vorname!) die möglichst schlechte Meinung von der Frauenwelt; es war eine offenbare Ironie des Schicksals, daß er diese Sünde gegen den heiligen Geist der Liebe in der zweiten Hälfte seines Lebens schwer abbüßen sollte.

Mérimée hatte vor Beyle umfassende philologische Kenntnisse voraus und reelle Vorstudien in der Archäologie, und allen ihren Zweigen. Nicht weniger als sechs fremde Sprachen — die romanischen, die beiden altklassischen, das russische verstand er, und sprach einige derselben geläufig; er las deutsch; die Zigeunersprache der spanischen Gitanos war ihm werth. Von alle dem verstand Beyle — italienische Kunst ausgenommen — ohngefähr nichts.

Ich sah Herrn Mérimée zum erstenmale vor etwa dreiunddreißig Jahren, in kleinem comité bei dem Präfekten des Niederrheins. Selbstverständlich war der «inspecteur des monuments historiques» während seinem kurzen Aufenthalt in Straßburg fast ausschließlich mit dem Münsterbau beschäftigt und hatte, obgleich er Manuskriptenliebhaber, keine Zeit auf das modeste Departementalarchiv zu verwenden; doch sprach er mit vieler Sachkenntniß von alten Scharteken, besonders von Zins und Renten am Ausgang des Mittelalters. Die Abgabe an Hünern interessirte ihn; man hörte ihm an, daß er auch in dieser untergeordneten Parthie der lokalen Geschichtsforschung sich etwas umgesehen, und daß ihm keine Lebensverhältnisse gleichgültig. Bei alle dem war oder schien er der einfachste Mensch der Welt. Der damalige

kunstverständige Stadtarchitekt Fries, der ihn schon mehrere Jahre zuvor bei seinem Herumklettern auf dem Münster begleitet hatte, sagte mir: „Mérimée fühlt und lebt mit dem gemeißelten Baustein.“ Ein anderer, damals noch lebender hiesiger, buckligter Archäologe, der ebenfalls mit dem Verfasser des Matteo Falcone verkehrte, gab mir eine ande rebezeichnende Aeußerung des „Illustren“ Preis: „Was ihm besonders in Straßburg aufgefallen“, behauptete der Selige R***, seien die blauen Strümpfe der Marktweiber und Frauen aus dem Volke.“ Wir erkennen da gleich zwei Seiten von Mérimée's Charakter: den Kunstkenner und den Beobachter der Straßensitten. Ehe er nach Straßburg kam, hatte er die Blaustrümpfe blos metaphorisch, sinnbildlich als unausstehliche Salonsdamen gekannt: jetzt traten sie ihm verkörpert entgegen; er betrachtete mit naivem Wohlbehagen die neue Bekanntschaft.

Sechs Monate nach der Februarrevolution sollte ich Mérimée wiedersehen. Er überbrachte mir einen Brief von François Génin, der in jenem kritischen Jahre seinen altfranzösischen Studien zeitweilig entfremdet, in die ministerielle Verwaltung hinübergezogen, die Stelle eines Divisionschefs in der Instruktion publique versah. Meine Unterredung mit dem berühmten Schriftsteller gieng auf der Stelle zu lokalen Einzelheiten über. Er richtete Fragen an mich über den Zustand und die Zahl der Zigeuner im Elsaß. Statistisch exakten Bericht konnte ich ihm freilich nicht geben; doch hatte ich nicht lange zuvor, als Mitglied der Gefängnißkommission, im sogenannten Raspelhause,

mehrere Mal die junge, nicht unschöne „Gemahlin" eines Zigeunerhauptmanns gesehen. Sie war mit drei kleinen Kindern versehen, wovon eines noch nicht entwöhnt; einen Diebstahl hatte die interessante Wöchnerin abzubüßen, während ihr Kumpan, der Vater der Kleinen, desselben Vergehens schuldig, sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht: — „Der Bursche wird ihr treu bleiben", behauptete mein Begleiter, der Gefängnißdirektor; „wenn die Strafzeit der fast regelrechten Gattin vorüber ist, wird er sich schon wieder irgendwo anzuschließen wissen." Die Züge der Gefangenen, ihr ganzes Benehmen sprachen günstig für sie; auch hatten die barmherzigen Schwestern und die anderen weiblichen Inwohnerinnen des Hospitalsaales alle mögliche Rücksicht „für die Heidin." In den finstern Räumen des Distriktgefängnisses war dies eine episodische Idylle, deren Betrachtung ich mich indessen nicht hingeben durfte; Neues hatte ich aus dem Munde der Diebsbraut bei meinem raschen durcheilen der Säle nicht erfahren, und ich konnte an Mérimée nichts Bestimmtes über den damaligen Aufenthalt der Bande berichten. Er hatte auf seinen Wanderungen im klassischen Zigeunerlande, in Spanien, intimere Bekanntschaften gepflogen, und ich mochte ihm, bei seiner knapp gemessenen Zeit keinen Abstecher in die Umgebungen des Jägerthales rathen, zum Aufsuchen einiger vereinzelten, halbcivilisirten Kesselflickerfamilien.

Eine kleine literarische Beschämung sollte mir zugleich aus diesem erwünschten Zusammentreffen entstehen. Kurz zuvor war eine anziehende Reise nach

Rußland unter Mérimée's Namen erschienen; ich hatte das Bändchen mit Genuß durchlesen, nur weniger konzis gefunden als andere Veröffentlichungen des Autors. Ich glaubte mich verpflichtet ihm den Beweis zu liefern: „Ich hielte mich seit vierundzwanzig Jahren «au courant» all seiner Werke. Ohne die geringste Verlegenheit, ohne einen Halbärger zu äußern, erwiederte er mir ganz gelassen: das Werkchen komme nicht aus seiner Offizin; ein Vetter hätte sich unter seiner Firma in der Schriftstellerwelt eingebürgert. Was ich darauf hinstammelte wüßte ich nicht mehr; es sollte noch besser kommen, und Mérimée mochte über seine Begegnisse in Straßburg wenig Erfreuliches an seinen Freund Génin, den ersten Ueberseßer des Rolandliedes, berichten.

Die Thüre des einfachen Kabinets, in dem ich arbeitete, öffnete sich, und herein trat ein bereits greisenhafter Mann, den ich als Herrn von Lobstein, den pensionirten Geheimsekretär der Großfürstin Helene von Rußland Herrn Mérimée vorzustellen mich beeilte. — «Comment vous êtes M. Lobstein,» unterbrach mich auf der Stelle der berühmte Archäologe und Romancier; mais nous nous sommes connus dans les salons de feu Georges Cuvier; vous m'avez donné les premières leçons d'allemand. (*) — Auch von Seiten des Eintretenden erfolgte eine obligate Komödienscene des Wiederfindens und Wiedererkennens nach

(*) Wie! sie sind Herr Lobstein; da haben wir uns ja bei George Cuvier getroffen; und Sie gaben mir den ersten Unterricht im Deutschen.

einer mehr als dreißigjährigen Entfernung und Trennung. Nun sei mir noch die eingestreute Bemerkung gestattet, daß Lobstein die inkarnirte Zerstreuung war, und sein Gedächtniß, durch die drückende Petersburger Hofatmosphäre, und das fatale Klima beeinflußt, auf die Neige gieng. — «Ah! mon cher Mérimée», fuhr der in Ruhestand Versetzte, sind Sie denn nicht ein berühmter Mann geworden? sind Sie denn nicht der Herausgeber der „Burla". Ich bitte den nachsichtigen, mitleidigen Leser sich einen Augenblick in meine Lage und meine Verlegenheit zu versetzen. Ich saß, ohne metaphorisch zu sprechen, auf Stecknadeln und Kohlen. — „Sie wollen von der Guzla sprechen", fiel ich ein; ja, während ihrem langen Aufenthalt im Norden hat Herr Mérimée die ganze Lehr- und Gelehrtenwelt mit zahlreichen, gewichtigen Werken beschenkt." Mérimée's Physiognomie blieb unverändert; marmorkalt und fest; unter irgend einem Vorwand entfernte er sich wenig Minuten darauf, und ich hatte obendrein den Verdruß ihn nicht mehr im Gasthof zu treffen, wo ich ihm doch die nöthige Entschuldigung und Aufklärung über „den halb abgeschiedenen" Geist gegeben hätte. So verfolgte mich mein Mißgeschick, bei diesem wie bei manchem anderen Vorkommniß.

Herrn Lobstein über sein Versehen aufzuklären, wäre vergebliche Mühe gewesen. Ich sagte ihm blos beiläufig, welch' hohen Rang Mérimée bereits eingenommen, wie die Februarrevolution jetzt vielleicht seinen Aufschwung hemmen, doch er die verlorene Zeit gewiß wieder mit Zinsen einbringen werde. —

„Ja! ja! er ist noch in den Jahren der Kraft und der Illusion“, sagte halbseufzend der gebeugte Alte; „jeder hat und füllt seine Zeit aus.“ Wenig Jahre darauf ging Herr von Lobstein, der einst durch Eleganz, Witz und Anstelligkeit sich auszeichnete, in Baden-Baden mit Tode ab, nachdem er noch unsäglichen Kummer an seinem nächsten Anverwandten, seinem Sohne erlebt; für mich ein ahnungsvolles Vorbild der Nichtigkeit und Hinfälligkeit, auch des obskursten Wirkens.

* * *

Nach dieser kritischen Epoche verbreitete sich der Name und der Ruf Mérimée's immer mehr, obgleich die meisten seiner belletristischen Werke schon gedruckt und er bereits in die Académie française an Nodiers Stelle aufgenommen worden. Seine bevorzugte Lage am kaiserlichen Hofe, in der Gunst der Kaiserin Eugenie trug wohl dazu bei, minderte wenigstens nicht an seiner Schriftstellerglorie. Seine historischen Werke (Catilina, la guerre sociale; Don Pèdre, le faux Démétrius, etc. etc.), mit gewissenhafter Sachkenntniß, aber auffallender Kälte und Objektivität geschrieben, fanden indeß nur ein beschränktes Publikum. Seiner Pflichten und Verbindlichkeiten gegen Napoleon III. entledigte er sich mit ungemeiner Gewandtheit mittelst seiner Aufsätze über des Fürsten Commentaires der «Histoire de Jules César», im Journal des Savants; seiner Pflichten gegen die Regierung und die gelehrte Welt durch seine unausgesetzten Reisen in die französischen Departemente, und die Resultate

seiner Inspektionen, die er in speziellen handhablichen Bänden niederlegte. Während seinen spätern Lebensjahren befand er sich meist in leidendem Zustande, und verbrachte die Winterszeit im südlichen Frankreich, zu Cannes, sich methodisch pflegend, und, wie mir scheinen will, doch etwas vor der Auflösung zurückscheuend.

An dem Hofe behauptete er, seiner katholischen Umgebung und der devoten Kaiserin gegenüber, eine radikale Unabhängigkeit. Bekannt ist die Anekdote einer Soirée im Schloß zu Fontainebleau.

Einer der anwesenden Höflinge komplimentirte in offiziellem Style die Fürstin: „Majestät wirken wunderthätig; die Vorsehung überhäuft Majestät mit ihren Gaben.“ Eugenie unterbrach den banalen Schmeichler: „Eines leider hat mir der gütige Gott nicht gewährt: die Bekehrung Mérimée's.“ Dieser saß gerade, mit Zeichnen beschäftigt, an einem Seitentisch, in einer Fensterbrüstung. Er stand sogleich auf, und mit fester Stimme: „Immer Anzüglichkeiten, Madame“, ergriff er seinen Hut und entfernte sich. Streng ultramontan war unstreitig die Fürstin, aber dem bewährten Freunde und Anhänger wollte sie nicht übel; wie sie denn als liebenswürdige, für ihre Umgebung sorgsamfreundliche Dame, allgemein geschildert wird. Bekannt ist ebenfalls die Episode einer Schweizerreise, als bei der Ankunft an der Eisenbahnstation von Neuchâtel der zweite Wagen des Gefolges, worin die Lectrice der Kaiserin saß, umschlug, und die junge Gefährtin schwer verwundet herausgezogen wurde. Eine herzliche Pflege von Seiten der

Gebieterin wurde ihr zu Theil. Auch in den Straßen der kleinen pittoresken Schweizerstadt zeigte sich Eugenie ungemein leutselig, dem Geiste der republikanischen, zum Theil radikalen Bevölkerung sich anbequemend, und, wenn sie sich mit irgend jemand unterhielt, herzgewinnend. Kein Wunder, daß Mérimée, der anscheinend kalte Mérimée sich liebend anschloß. Zwei oder drei Jahre vor dem verhängnißvollen deutschen Kriege, im Schlosse zu St. Cloud, kündigte das kaiserliche Ehepaar dem Literaten eine hohe Beförderung mit einfachen Worten an: „Wir geben Ihnen die plaque de grand officier (der Ehrenlegion).“ In einem Brief an die „Zweite Unbekannte“ erzählt Mérimée die Scene, und fügt bei: „Ich war in der That ergriffen und beschämt; ich konnte nur den Wunsch äußern, man hätte die Auszeichnung einem Besseren verliehen; ich kann J. M. keinen Gegendienst leisten.“

Wie sehr sich der politische Horizont seit dem Sommer 1866 verfinsterte, konnte dem hellsehenden Auge Mérimée's nicht entgehen; er war mehr als beklommen, und wenn er von Zukunftsplänen des Hofes und seiner eigenen Persönlichkeit sprach, fügte er bitterlächelnd hinzu: „Wenn Herr von Bismark es erlaubt.“ Es war eine halb ironische, halb schmerzliche Ahnung. Schon die erste Erscheinung des Gesandten Bismark in Biarritz, der sommerlichen Lieblingsresidenz des Hofes, läßt tiefe Spuren im Geiste Mérimée's zurück; auch dort verbirgt er seine Vorempfindung hinter einem Pariser-Spötteln über die Damen des preußischen Delegirten; aber das Nahen

des Verhängnisses ahnt er in dem ehernen Auftreten des nordischen unwillkommenen Gastes.

Das langsame Hinsiechen des eminenten Schriftstellers in Cannes und in Paris, — wo er nur selten als Senator sich in den Luxembourg schleppt — läßt einen peinlichen Eindruck zurück. Aus seinem Beispiel erhellt zum tausendsten Male, daß auch der unbestrittene Ruhm, die Gunst der Großen und der Frauen keinen hinreichenden Schirm gewährt in der Zeit, welche der Psalmist mit den inhaltschweren Worten bezeichnet: „Es kommen die Tage, die gefallen mir nicht."

Wie stellt sich nun das Verhältniß des gepriesenen, von vielen beneideten Mannes während langen Jahren gegen die unbekannte, vertraute Freundin, vor deren Blick er unwillkührlich die geheimen Falten seines Herzens öffnet und die er um eine kleine Dosis gegenseitiger Neigung anfleht? . . . Er überschüttet die „Grausame", mit einer Lauge von Ironie, von Schelten, von Schmähung; aber die Kette, woran er sich selber geschmiedet, kann er nicht abschütteln; er kehrt wie Goethe in Lilis Park zu den Füßen der Zauberin im Menagerierevier zurück. Nur war Goethe stärker gebaut, und schüttelte das Blumenjoch ab, das ihm bei seinem unabhängigen Schaffen beschwerlich fiel. Wie nichtig mußte für Mérimée die errungene Celebrität scheinen, daß er wie ein verschmähter Liebender dennoch unwillkührlich die Fesseln der Tyrannei ertrug, und erst spät zum Selbstbewußtsein und männlichen Stolz sich erhob, mit . . . platonischer Freundschaft sich zufrieden gab, aber noch zwei Stunden vor

seinem in Cannes, den 23. September erfolgten Tode, mit zitternder Hand einige Zeilen als einfachen Abschiedsgruß an die Entfernte schrieb:

„Wertheste Freundin, ich bin sehr krank, so krank' daß das Schreiben mir schwer fällt. Doch geht's ein wenig besser. Ich werde Ihnen hoffentlich bald mehr ins Einzelne schreiben. Lassen Sie in meiner Wohnung in Paris die Sammlung der Briefe der Frau von Sévigné und einen Shakespeare holen; ich hätte Ihnen die Bände vor meiner Abreise schicken sollen; allein es gieng so schnell ... Leben Sie wohl! ich unarme Sie."

Noch drei Wochen zuvor, den 29. August, am Vorabend von Sedan, hatte er aus Paris einen Brief an die Freundin abgeschickt:

„Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Ich bin sehr leidend, sehr nervös; kein Wunder! ich sehe schwarz. Und doch stellt sich die Lage seit einigen Tagen etwas besser (!); das Militär ist hoffnungsvoll; die Soldaten und die Mobilgarden schlagen sich gut; die Armee des Marschall Bazaine hat sich, scheint es, wundervoll gehalten, Einer gegen drei. (!) Gegenwärtig, Morgen, Heute vielleicht glaubt man, es stehe eine große Schlacht bevor. Die letzten Zusammentreffen waren furchtbar. Die Preußen führen den Krieg mit massenhaften Opfern. Bis jetzt ist es ihnen gelungen; doch um Metz herum war das Schlachten so groß, daß ihnen die Besinnung kehrte. Die Berliner Jungfrauen haben, so sagt man, all' ihre Partner verloren. Können wir den Ueberrest bis über die Gränze zurückführen, oder sie bei uns einscharren (was noch

besser), so sind wir doch nicht auf dem Trockenen. Dieses gräßliche Gemetzel, verhehlen wir's nicht, ist nur der Prolog einer Tragödie, deren Ausgang der Teufel alleine kennt. Nicht ungestraft ist eine Nation so aufgeregt worden wie wir. Aus unserem Sieg oder unserer Niederlage wird gewiß eine Revolution hervorgehen. Das schon vergossene Blut, alles noch in der Zukunft fließende begünstigt die Republik, das heißt, die organisirte Unordnung.

„Leben sie wohl; bleiben Sie in S***, dort sind sie gut aufgehoben. Hier sind wir jetzt noch ruhig; wir erwarten die Preußen kalten Muthes; aber der Teufel wird nichts dabei verlieren. Nochmals leben Sie wohl!"

XVI.

Einige Briefe (*) Prosper Mérimée's an eine Unbekannte.

... Ohne Datum, etwa im November 1841.

„Mariquita de mi alma, (**) Ihr Unwohlsein stimmt mich ungemein traurig. Wenn Ihnen dieser Brief zukömmt, sind Sie hoffentlich hergestellt und können längere Briefe schreiben. Ihr letzter war trostlos kurz und ungewöhnlich trocken. Ehemals war ich an solchen Ton gewöhnt; jetzt wird er mir, mehr als Sie denken, peinlich. Schreiben Sie mir weitläufig, und sagen Sie mir viel Liebenswürdiges. Was bedeutet Ihre Krankheit? Haben Sie Ungelegenheiten oder Herzleiden? In Ihrem letzten Billet finden sich einige mysteriöse Wendungen wie all' Ihre Phrasen, die solches andeuten. Doch unter uns, ich glaube kaum, Sie seien mit der Muskel, die man Herz nennt, gesegnet. Sie haben Leiden oder Freuden in ihrem Kopf; aber, unter dem sechsundvierzigsten Grad nördlicher Breite entwickelt sich der Herzmuskel erst im

---

(*) Es sind dieselben aus der zweibändigen Sammlung ausgehoben, und könnten, wenn es der Raum gestattete, bedeutend vermehrt werden.

(**) Heißgeliebte Mariquita.

fünfundzwanzigsten Jahre. Schon seh' ich wie Sie ihre schönen, schwarzen Augenbraunen zusammen ziehen: „Der Freche! er glaubt, ich habe kein Herz!“ Heutzutage hat jedermann ein Herz! Seitdem man so viel Romane und leidenschaftliche, oder passionirt seinsollende Poesie verfertigt, behaupten alle Frauen, ein Herz zu haben. Warten Sie noch ein wenig! wenn Sie einmal ein wirkliches Herz haben, dann werden Sie mir was davon erzählen, dann werden Sie nach der guten Zeit sich sehnen, wo Sie nur mit dem Kopfe lebten, dann werden Sie sehen, daß die Leiden, worüber Sie jetzt klagen, kaum Nadelstiche waren, verglichen mit den Dolchwunden, die in der Zeit der reellen Leidenschaft Sie täglich anbohren werden.

„Ich beklagte mich über Ihren Brief, und doch enthält er etwas recht Liebenswürdiges: das erste und ziemlich freiwillige Versprechen Ihres Portraits. Das freut mich unendlich; dann werd' ich Sie besser kennen, und Sie erweisen mir damit mehr Zutrauen. Ich mache Fortschritte in Ihrer Freundschaft, zu meiner großen Beruhigung. Dies Portrait, wann erhalt' ich's? Geben Sie mir's von Hand zu Hand? ich werde kommen. . . . Wollen Sie's Herrn V*** geben? er schickt mir's mit der nöthigen Angabe. Fürchten Sie sich nicht vor ihm und seiner Frau. Lieber empfang' ich's doch aus Ihrer weißen Hand. Am Anfang künftigen Monat's verreis' ich nach London. Ich will die Wahlen mit ansehen, zu Blackwell white bait fish essen, die Carton's von Hamptoncourt wiedersehen, dann kehre ich nach Paris zurück.

Könnt' ich Sie sehen, ich darf es kaum hoffen — wie glücklich wär' ich! Wie dem auch sei, schicken Sie mir den versprochenen Schizzo unter Couvert an Herrn V***; auch Ihre Briefe; es wird mir alles schnell zukommen . . . wahrscheinlich bin ich zu London am 8. Dezember. Ich habe Ihnen Ihre Neugierde und Indiskretion vorgeworfen, da Sie Herrn V*** Brief geöffnet; doch muß ich ehrlich gestehen, Sie haben Fehler, die mir gefallen; dahin rechne ich Ihre Neugierde. Ich fürchte recht sehr, Sie werden meiner überdrüssig; wenn wir uns öfter sehen, das Gegentheil. In diesem Augenblick denk' ich an den Ausdruck Ihrer Physiognomie, der ist etwas hart: «a lioness though tame.(*) Leben sie wohl; ich küsse tausendmal ihre mysteriösen Füße. . . ."

*
* *

Blickt nicht aus jeder Zeile des Briefstellers die verhaltene Leidenschaft?

. . . Und gleich darauf folgende Missive:

„Gewiß, gewiß! schicken Sie an Herrn V*** was Sie mir schon so lang versprochen . . . mit einem Brief, einem langen Brief; am Ende der künftigen Woche werd' ich alles abholen. Noch liebenswürdiger wär' es (erschrecken Sie nicht) mich zu benachrichtigen wann ich Sie sehen kann. Ich zähle nicht darauf, leider kenne ich Sie zu gut und erwarte diesen Beweis Ihres Muthes nicht. Ich zähle nur auf den Zufall,

---

(*) Der Ausdruck einer zahmen Löwin!

der mir vielleicht einen Talisman oder einen Leitfaden in die Hand spielt.

„Ich schreibe Ihnen auf einem Ruhebett; die Farbe: eine sonnenverbrannte Wiese; ich spreche Ihnen von meiner Farbe, nicht vom Kanapee. Die See greift mich an. The glad waters of the dark blue sea (*) sind nur von Ufer aus gesehen erquicklich. Bei meiner ersten Reise nach England war ich todtkrank; ich brauchte vierzehn Tage eh' ich zu meiner gewöhnlichen Gesichtsfarbe gelangte, d. h., zur Farbe des blassen Pferdes der Apokalypse. Ich dinirte einmal der Madame V*** gegenüber; plötzlich rief sie aus: until to-day a thought you were an Indian. (**) Erschrecken Sie nicht! nehmen Sie mich nicht gerade für ein Gespenst. . . .

„Leben Sie wohl; ich habe schändlich weh am Ellenbogen, worauf ich mich stütze, während ich Ihnen schreibe; dann verdienen Sie auch keine drei Seiten kleinen Text. Sie schicken mir nur einige weit auseinander gespannte Linien, und von drei Ihrer Linien bringen mich immer zwei in Harnisch."

Bald darauf schreibt er in demselben halbsarkastischen, halbzürnenden Humor:

„Sie sind reizend, liebe Marquise, nur allzureizend. Ich empfange soeben den Schizzo. Ich besitze auf einen Schlag Ihr Portrait und Ihr Zutrauen: Doppeltes Glück! . . . Sie waren diesmal allzugütig; Ihr Brief

(*) Die lieblichen Wasser der dunkelblauen See.

(**) Bis auf heutigen Tag glaubte ich Sie seien ein Indier.

sogar war lang und liebenswürdig, nur etwas darin ist lückenhaft, er schließt nicht ab. Werd' ich Sie sehen, oder nicht: That is the question! Ich wüßte wohl wie zu schließen, Sie aber kommen zu keinem Ende. Sie haften, wie Sie ihr ganzes Leben hindurch bleiben werden, zwischen Ihrem Charakter und Ihren Klostersitten, alles Unheil kömmt daher. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie mir keinen Besuch erlauben, finde ich mich bei Ihnen ein, „im Auftrag von Madame D…"; sie kann Ihnen Zeugniß ablegen über meine Diskretion.

„Warum darf ich Sie nicht auf einem Spaziergang sehen? oder noch besser: im British Museum, oder in der Galerie Ingenstein? Es steht da ein Freund neben mir, den ihr Paket intriguirt; ich ließ' es in seiner Gegenwart uneröffnet; und Er sah gar wohl, daß in meinem ganzen Wesen eine Veränderung vorgieng. Ich sagt' ihm nichts, das der Wahrheit nahe kam; allein ich glaube, er ist auf der rechten Fährte. Leben Sie wohl; eigentlich wollt' ich Ihnen nur sagen, daß der Schizzo gut angekommen und mich unendlich beglückt. Wenn wir uns nicht sehen können, schreiben Sie mir, ich bin doch oft in London."

… London, 10. Dezember (1841?).

„Um Gotteswillen — wenn Sie zu Gott gehören querida (liebe) Mariquita, warum beantworten Sie meinen Brief nicht? Ihr vorletzter hat mich in einen solchen flutter gesetzt, daß mein erstes Schreiben ganz sinnlos war. Nun bin ich ruhiger; der Aufenthalt in London erfrischt mein Gehirn ganz absonderlich;

ich will versuchen mit Ihnen zu raisoniren. Warum wollen Sie mich nicht sehen? in Ihrer Umgebung kennt mich niemand; mein Besuch wäre sehr wahrscheinlich. Ihr Hauptbeweggrund liegt wohl in der Befürchtung etwas „improper", wie man hier sagt, zu machen. Ich nehme Ihre Furcht nicht im Ernste: Sie könnten, durch eine nähere Bekanntschaft, Ihre Illusionen über mich verlieren. Wenn das Ihr Hauptmotiv ist, so wären Sie das erste weibliche oder menschliche Wesen, das sich durch solche Rücksicht abhalten ließe von der Befriedigung eines Wunsches, einer Neugierde. Kommen wir auf die Improprietät zurück. „Die Sache an sich sei improper?" Nein, nichts ist unverfänglicher; zum voraus wissen Sie, ich esse Sie nicht auf. Also ist es nur „für die Welt" improper. Belieben Sie beiläufig zu bemerken, daß der Ausdruck: „Welt", uns von dem Tag an unglücklich macht, an dem man uns mit unbequemen Kleidern bedeckt, weil die Welt es so befiehlt — bis an unsern Sterbetag. ...

„Durch die Uebersendung Ihres Porträts geben Sie mir den Beweis Ihrer zureichenden Achtung; Sie glaubten an meine Diskretion. Warum sollten Sie nicht mehr daran glauben? Die Diskretion eines Mannes, die meine absonderlich, ist um so größer, je mehr man von ihm fordert. Dies festgestellt, so können Sie mich sehen; die Welt wird um keinen Schritt weiter sehen als jetzt, und kann also nicht über ImpropriEtät schreien. Erlauben Sie mir noch hinzuzufügen (die Hand auf's Gewissen, das heißt links) daß ich nicht die geringste Unschicklichkeit dabei sehe.

Noch Eins! Soll dieser Briefwechsel fortfahren, ohne uns zu treffen, so wäre dies ein ganz absurdes Ding. Ich überlasse das alles Ihrer Beachtung. Ich biete Ihnen eine herzliche Freundschaft, sie kann uns beiden hoffentlich einmal nützlich werden".

Paris, Samstags, November 1842.

... „Das Lied des Klärchen gefällt mir zu gar (*) (sic, er wollte vermuthlich schreiben: gar zu sehr), aber warum haben Sie nicht das Ende geschrieben? ... Wahrlich, es freut mich ausnehmend zu sehen, wie Ihnen dieser etrustische Stein gefällt, wie viel Backwerk ist er wohl werth? ... Sie suchen nicht einmal zu wissen was darauf gekritzelt ist; es ist ein Mann, der einen Topf dreht. Man sollte sagen: eine Hydria, das klingt griechischer und nobler. Vielleicht war es das Siegel eines antiken Töpfers, vielleicht eine mythologische Anspielung, die ich Ihnen erklären könnte, wenn es mir gefiele. Und das zweite Siegel? nun dessen Geschichte ist ganz sonderbar. Ich fand es in einem Kaminfeuer, in der Algiererstraße, mit einer Feuerzange. Es ist ein dicker, schwerer, eherner Ring, die Schriftzeichen sind kabalistisch, man glaubt, der Ring diente einem Magier oder einem Gnostiker. Wer weiß, vielleicht verdank' ich dem mysteriösen Einfluß des Rings Ihr Lied von Klärchen? Ich bin krank, aber das ist kein Hinderniß am Ausgehen. Wollten Sie, zum Beispiel, das etrustische Siegel aus meiner Hand empfangen, ich gäbe es Ihnen recht gern, in

(*) Mit deutschen Lettern geschrieben; es ist die Rede von Egmont's Klärchen.

einem Brief eingeschlossen; wäre das für Ihre Hausmeierin ein Skandal? Doch von Ihnen will ich nichts mehr verlangen; Sie werden jeden Tag heroischer und haben skandalöse Verfeinerungen in ihrer Koketterie. Sie bemühen sich ebenfalls mir die Farbe ihrer Augen, die ich nicht vergessen habe und doch nicht oft gesehen, ins Gedächtniß zu rufen. War es ihr deutscher oder ihr griechischer Sprachlehrer, der Sie auf diese von Ihnen ignorirte(!!) Eigenheit aufmerksam gemacht? Fürwahr, Sie sind keck! oder soll ich glauben, Sie hätten von selbst deutsch und griechische Kursivschrift gelernt? Das wäre also ein neuer Glaubensartikel zu ihrem Widerwillen gegen die Spiegel beizufügen; Sie thäten wohl daran die deutsche Blume: „Aufrichtigkeit" zu pflegen.

... „Soeben habe ich das Wort: „Ende" an etwas sehr Gelehrtes geheftet, das ganze verfaßte ich in sehr übelm Humor; doch fühle ich mich erleichtert und glücklicher seitdem ich zu Ende, drum bin ich für Sie so sanft und liebenswürdig, sonst würden Sie andere derbere Wahrheiten vernehmen. Sie sollten mich sehen, nur um aus der Atmosphäre der Schmeicheleien herauszukommen. Wir müssen einmal zusammen ein Museum, eine Gemäldegalerie, eine Italienische, sehen; das wäre eine Vergütung für die verfehlte Reise. Der Gewinn, mich zum Cicerone zu haben, ist unschätzbar. Das ist aber noch nicht m e i n e Bedingung; zum Ausliefern des etruskischen Steines stellen Sie die Bedingung und Sie werden alles erhalten."

Paris, den ... November 1842.

... „Herr von Montrond(*) behauptet, man müsse den ersten Inpulsen mißtrauen, denn sie seien fast immer ehrlich. Fast sollte man denken, Sie hätten viel über diesen schönen Grundsatz nachgedacht, denn Sie verfolgen mit seltener Standhaftigkeit diese Lehre; fassen Sie einmal einen guten Entschluß, da schieben Sie die Ausführung immer in die Länge. Wär' ich in Civita-Vecchia, da würde ich bei meinem Freunde Bucci(**) unter seinen Steinen, eine etruskische Minerva suchen, das wäre für Sie das schicklichste Siegel. Mein Töpfer steht immer zu Diensten, und ich sage immer mit Leonidas: Molôn labe.(***) Ich behalte den Stein, denk ich, bis zum Vorabend Ihrer Abreise. ... Es geht mir viel besser, ich sehe weniger blue devits, ich habe sogar mit Vergnügen gearbeitet, was mir schon seit lange nicht begegnet. Für den Winter faß' ich große Pläne, für mein moralisches Wesen ist dies ein gutes Zeichen. Das alles stimmt mich heiter; hätte ich dagegen Ihnen unter dem Eindruck Ihres deutschen Briefes geschrieben, so hätten Sie derbe Wahrheiten, so derb als möglich gehört. Ich will es aber einbringen, denn seh' ich heute durch rosenfarbne Brillen, so ist das ein Zeichen, daß ich bald schwarz sehen werde. Gerne möcht' ich wissen, was Sie thun, wie Sie die Zeit vertreiben. Indem ich Sie so gelehrt im Griechischen und Deutschen finde,

(*) Ein damals sehr bekannter Weltmann.

(**) Der Antiquitäten-Händler.

(***) Komm und nimm.

schließ' ich, daß Sie sich sehr langweilten, daß Sie den Tag mit Büchern und einigen gelehrten Professoren zubrachten. Aber nun frag' ich mich, ob das nicht ganz anders ist zu Paris; jetzt, denk' ich, geht ihre Zeit ganz anders vorüber. Lebte ich nicht seit langem in strenger Einsamkeit, dann wüßte ich um Ihr Thun und Lassen; die Berichte, die mir dann zukämen, würden ganz anders lauten als Ihre Briefe. Sie rühmen sich nicht wenig, und doch glaub' ich, daß Sie mit mir offenherzig sind, d. h. weniger Heuchlerin als in der Welt. Es finden sich bei Ihnen so große Kontraste, daß ich zu keinem genauen Resultate gelangen kann:

„+ (plus) so und so viel gute Eigenschaften — (minus) so und so viel schlechte = X. Dieses X verwirrt mich.

„Vor Ihrer Abreise von Paris, da ich Sie bei unserer Freundin Madame de V*** sah, war ich sehr betroffen über Ihre ausnehmende Eleganz; noch mehr bewunderte ich, wie viel Backwerk Sie verschlangen, als Heilmittel gegen die Erkältung in der Oper. Nun hab' ich zwar immer vor allem Koketterie und Gourmandise unter Ihre Fehler gerechnet; allein ich glaubte diese Fehler zeigten sich unter einer moralischen Form; ich glaubte: Sie dächten nicht an Ihre Toilette, und daß Sie nur aus Zerstreuung essen; daß Sie durch Ihre Augen und Ihre blendenden Witze Eindruck auf uns arme Teufel zu machen wünschten, nicht durch Ihre Roben. Nun weiß ich, wie sehr ich mich täuschte! diesmal aber werden Sie mir nicht vorwerfen, daß ich schwarz sehe. Sie werden täglich schlimmer, ich

besser, so glaub' ich wenigstens. ... Es ist ganz unerlaubt spät; ich habe mich von einer gelehrten Gesellschaft von Griechen und Römern getrennt, um Ihnen zu schreiben. Der Gedanke, daß ich morgen, d. h., heute früh aufstehen muß, durchzuckt mir den Kopf, und verhindert mich Ihnen zu erklären, warum ich jetzt mehr werth bin als letzthin, da es Ihnen beliebte mich mit Madame *** zu mystifiziren. Mein Lob ein andermal; auch geht mein Papier zu Ende." ...

... Dezember 1842.

... „Schon lange wollt' ich Ihnen schreiben. Die Nächte bring' ich noch mit der Redaktion von Prosa für die Nachwelt zu. Dies kömmt daher: Ich war mit Ihnen unzufrieden, und mit mir ebenfalls; das letztere ist was Ungewöhnliches. Heute bin ich nachsichtiger, ich habe diesen Abend Madame Persiani (*) gehört, sie hat mich mit der menschlichen Natur versöhnt. Wär' ich König Saul, da nehme ich sie zum David.

„Man sagt mir, Herr von Pongerville, der Akademiker, sei am Absterben; das schmerzt mich, denn ich werd' ihm nicht nachfolgen. Er sollte warten bis meine Zeit gekommen. Dieser Herr Pongerville übersetzte in Versen einen lateinischen, Lukrezius geheißenen, Poeten, der 43 Jahre alt starb, an einem Liebestrank, den er genommen, um Liebe zu gewinnen oder sich liebenswürdig zu machen. Zuvor jedoch hatte er ein

(*) Eine damals sehr beliebte Sängerin.

großes Poem: de natura rerum hinterlassen, ein atheistisches, gottloses, abscheuliches Gedicht.

„Herr Pongerville's Gesundheit quält mich mehr als billig, dann muß ich übermorgen um zehn Uhr Morgens aufstehen, zur langweiligen Vorbereitung auf den Neujahrstag. Wie kömmt es, daß nicht jedermann sich an jenem Tag zu einer Reise ins Teufels Namen anschickt? Ich habe noch andere Ungelegenheiten; Sie würden mich verspotten, drum sag' ich nichts.

„Wissen Sie wohl, wenn wir fortfahren, so liebenswürdige vertrauliche Briefe zu wechseln, so sollten wir unseren Styl überwachen, und einmal unsere Korrespondenz herausgeben, wie mit Voiture und Balzac geschehen. Sie haben absonderlich eine Art als nicht Uebereingekommen zu betrachten das, woran Sie nicht denken wollen; Ihrer Diplomatie macht das alle Ehre.

„Es scheint Sie werden immer schöner, früher hielt ich das für unmöglich; das Meer bekommt keinen neuen Zufluß; das beweist: Sie gewinnen einerseits, was Sie anderseits verlieren. Man wird schöner, wenn man sich wohl befindet, Wohlbefinden ist das Produkt eines bösen Herzens und guten Magens. Essen Sie immer viel Backwerk? Adieu, ich wünsche Ihnen ein gutes Jahresende, guten Jahresanfang. Am Festtag werden Ihre Freunde Sie wundküssen.

„Wenn ich mit dem Text, wovon ich oben gesprochen, zu Ende bin, werd' ich etwa zehn Tage, zu meiner Strafe, in London zubringen, das soll um Ostern geschehen."

... Dezember 1842.

„Sie müssen wissen, daß ich, seitdem wir uns gesprochen, sehr krank war. Ich hatte ein fürchterliches Katzenjucken im Hals, ein Höllenfeuer in der Brust und brachte einige Tage mit Betrachtungen über den Weltlauf im Bette zu. Ich fand mich am Abhang eines Bergs, dessen Gipfel ich mit Mühe und wenig Genuß überstiegen; das Heruntergleiten schien mir hart und langweilig, und eine Grube in der Mitte sehr wünschenswerth. Ein einziger Trost am Abhang wäre mir willkommen: ein wenig Sonnenschein, fernab in Italien, Spanien oder Griechenland; ein totales Vergessen der Außenwelt und besonders der Zukunft; das ist nicht sehr belustigend.

„Da bringt man mir vier Bände des Doktor Strauß: „Das Leben Jesu." In Deutschland heißt man das: „Exegese", ein griechisches Wort zur Bezeichung einer Diskussion auf einer Nadelspitze. Aber es ist amusant; ich bemerke, je weniger eine Sache abschließt, um so amusanter ist sie. Denken Sie nicht ein wenig wie ich, sennora caprichosa?"

Paris, 3. Januar 1843.

„Nun das ist doch einmal hübsch! wenn Sie wollen, sind Sie wahrhaft liebenswürdig; warum denn so oft vorsätzlich schlimm? Nein, der schriftlich ausgesprochene Dank ist nichts werth; die Diplomatie, die ich anwandte, Ihrem Bruder so dringende Empfehlungen zu verschaffen, verdient wohl etwas Angenehmes aus Ihrem eigenen Munde.

„Die Persiani zu meinem David zu stempeln hab' ich kein anderes Mittel, als jeden Donnerstag in die italienische Oper zu gehen. Mademoiselle Rachel betreffend, bin ich nicht aufgelegt, Verse eben so oft als Musik zu genießen; Sie, — die Rachel, nicht die Musik — ruft mir ins Gedächtniß, daß ich Ihnen eine Erzählung schulde. Soll ich das hier, oder es für unsere nächste Zusammenkunft aufsparen? Lieber gleich aufschreiben, mündlich werde ich Ihnen gewiß was anderes zu sagen haben.

„Vor etwa zwölf Tagen dinirte ich mit Ihr bei einem Mitglied der Akademie. Man wollte ihr Béranger vorstellen. Es waren viel große Männer gegenwärtig. Sie kam spät. Ihr Auftreten mißfiel mir. Die Herren sagten Ihr so viel Dummheiten und die Damen begiengen so viel Absurditäten, daß ich in meiner Ecke blieb. Ueberdies hatte ich ein Jahr lang nicht mit ihr gesprochen. Nach Tische sagte ihr der aufrichtige Béranger mit seinem gesunden Menschenverstand, Sie hätte Unrecht ihr Talent in den Salons zu verzetteln; für sie gelte nur ein Publikum: das Théâtre Français u. s. f. Mademoiselle Rachel schien die Moral sehr zu beherzigen, und zum Beweis, daß die Belehrung angeschlagen, spielte sie den ersten Aufzug der Esther.

„Man brauchte einen Interlokutor; sie ließ mir zeremoniös einen Racine durch einen Akademiker, der das Amt des sigisbeo versah, überreichen. Ich erwiederte etwas derb, daß ich mich nicht auf die Verse verstünde, und daß im Salon Personen gegenwärtig, die, in dieser Partei ganz einheimisch, besser

als ich skandiren würden. Victor Hugo schützte seine Augen vor, ein anderer was anderes. Der Hausherr gab sich her. Nun denken Sie sich die Rachel schwarz gekleidet, zwischen einem Piano und einem Theetische, hinter sich eine Thüre. Sie nimmt einen theatralischen Ausdruck an. Diese extemporirte Figur war sehr belustigend und sehr schön; das dauerte ungefähr zwei Minuten, dann begann sie:

„Bist Du's, theure Elise? . . .

„Die Vertraute (confidente), läßt während der Gegenrede, Brille und Buch zu Boden fallen; zehn Minuten (!) vergiengen, bevor sie die Seite und die Augen wieder fand. Die Zuschauer bemerken, daß Esther etwas unwillig wird. Sie fährt fort. Die Thüre öffnet sich im Hintergrund, ein Diener tritt herein, man winkt ihm sich zu entfernen. Er flieht; es gelingt ihm nicht die Thüre zu schließen; die Thüre begleitet Mademoiselle Rachel mit einem melodischen sehr angenehmen cric-crac. Da das Intermezzo nicht zu Ende gehen wollte, legte Rachel die Hand auf's Herz und fiel in Ohnmacht, doch mit ihrer theatralischen Angewöhnung gab sie gehörige Zeit ihr zu Hülfe zu eilen. Inzwischen hatten Victor Hugo und Thiers eine Dispute über Racine begonnen. Hugo sagte: Racine sei nur ein kleiner Geist, Corneille ein großer. „Sie sagen das, erwiederte Thiers, weil Sie ein großer Geist sind; sie sind der Corneille (Hugo nahm eine modeste Miene an), der Corneille einer Epoche, deren Racine Herr Casimir Delavigne ist." — Ich gebe Ihnen zu denken, ob die Modestie an Ort und Stelle war. Fräulein Rachels Uebelbefinden bessert sich

inzwischen; der Akt wird zu Ende geführt, aber fiascheggiando. Jemand, dem Rachel wohlbekannt, sagte im Fortgehen: „Wie Sie doch heute Abend beim Nachhausegehen ergrimmt sein mußte!“ Das Wort gab mir zu denken. Da haben Sie meine Historie; ich bitte, verrathen Sie mich nicht bei den Akademikern, mehr begehre ich nicht.

„Sonntags hab' ich Sie erst erkannt, als ich ganz in Ihrer Nähe war. Meine erste Bewegung war Ihnen entgegen zu kommen; dann aber, da ich Sie in so großer Umgebung sah, gieng ich meines Wegs. Ich that wohl daran, nicht wahr? ... Ich glaube Ihre Wangen sind gewöhnlich blaß; daraus zog ich den Schluß, daß der festliche Tag Sie rosenroth färbte.

„Gute Nacht, oder vielmehr guten Tag; — Montag oder Dienstag — es ist drei Uhr Morgens.“

Hier der Brief über seine Bewerbung und Eintritt in die Akadémie française.

... 1. März 1843.

... „Den 14. März wird sich mein Loos in der Akademie entscheiden. Vernunftsgründe gebieten mir zu hoffen; doch eine gewisse Vorempfindung sagt mir das Gegentheil. Mittlerweile stellte ich sehr gewissenhaft die nöthigen Besuche ab. Ich finde sehr höfliche Personen, in ihre Rollen sehr gut einstudirt, und ernsthaft in ihrem Benehmen. Ich gebe mir alle Mühe meine Rolle ebenso ernsthaft abzuspielen, doch fällt es mir schwer. Finden Sie's nicht drollig, daß man zu einem Mann sagt: „Mein Herr, ich halte mich für einen der geistreichsten unter den vierzig

ersten Intelligenzen Frankreichs; ich habe gleichen Werth wie Sie" — und ähnliche Albernheiten. — Das muß man in honette, höfliche Ausdrücke umsetzen, je nach den Interlokutoren. Dies Handwerk praktiziere ich; es würde mich langweilen, sollte es nicht bald zu Ende gehen. Der 14. fällt auf die Iden des März, den Todestag eines seligen Helden: Cäsars, das ist etwas ominös? nicht wahr?"

... 15. März 1843.

„Nun das macht mir viele Freude, so mehr, da ich auf eine Niederlage gefaßt war. Man brachte mir, von Stunde zu Stunde, das Resultat des Bulletins; der Succes schien mir unmöglich. Meine Mutter litt seit einigen Tagen an einem heftigen Rheumatismus; mit einem Schlag war sie geheilt. — Ich sehne mich sehr Sie zu sehen, und so schnell als möglich stellen Sie mich auf die Probe, ob ich Sie nun mehr oder weniger liebe. Die schon abgestatteten Besuche haben mich zerrüttet; nun kommt es an das Danksagen, bei Freund und Gegnern; nur Großmuth gilt es an den Tag zu legen. Glücklicherweise gaben verhaßte Persönlichkeiten schwarze Kugeln (j'ai été black-boulé), denn es ist ein wahres Glück die Last des Dankes nicht an wenig geachtete Leute abtragen zu müssen. Schreiben Sie mir, ich bitte; wann können wir uns begegnen?

„Ich sehne mich nach einem langen Spaziergang.

„In der That, Sie sind eine Hexenmeisterin, dies Resultat so bestimmt errathen zu haben! — Mein

Homer betrog mich, aber dies Orakel bezog sich auf Herrn Vatout. (*)

„Leben Sie wohl, dearest friend. Ich habe keine Zeit zum Schlafen gefunden, seit drei Tagen. . . . Probebogen! Berichte! und die Unruhe! — Jetzt will ich's versuchen. — Es bleiben mir ziemliche drollige Dinge über Land und Leute zu erzählen."

. . . 17. Mai 1843.

„Ich danke Ihnen für Ihren Glückwunsch, doch will ich etwas mehr und besseres. Sie haben die Sache etwas tragisch genommen. Warum weinten sie? Die vierzig Fauteuils waren nicht eine Ihrer Thränen werth. Ich bin bis auf's Knochenmark zerrüttet, demoralisirt und out of my wits . . . alle sogenannten tugendhaften Leute werden gegen mich aufgeregt, besonders die Modedamen, welche die Polka tanzen, und den Predigten des Pater Ravignan folgen. Man sagt, ich ahme den Affen nach, die auf die Bäume klettern, und, auf den höchsten Aesten angelangt, mit den Zähnen fletschen. . . . Akademiker, die mir sieben Mal schwarze Kugeln gaben, sagen, sie hätten für mich gestimmt, unter den Ersten. Wozu solche Nothlügen! für mich den Undankbaren?! Die Leute, mit welchen ich seit vierzehn Tagen verkehrte, lassen mich sehnlich eine Zusammenkunft mit Ihnen wünschen. Wir sind wenigstens einer des anderen sicher; wenn Sie mir was vorlügen, kann ich Ihnen doch Vorwürfe machen, und Sie verstehen sich darauf, Pardon zu erhalten.

(*) Den Bibliothekar und Freund Ludwig Philipps, Verfasser einer Monographie über das Schloß Eu.

„Lieben Sie mich, wenn ich auch ehrwürdig seit drei Tagen geworden.“

Vezelay, 8. August 1843. 8 Uhr Abends.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir ein Wort vor meiner Abreise geschrieben. Nicht der Ausdruck Ihres Briefs, Ihre wohlwollenden Hintergedanken erfreuten mich, Sie sagen mir außerordentliche Dinge. Ist die Hälfte wahr, da wäre es besser nicht mehr zusammenzutreffen. Ihre Zuneigung für mich ist eine Geistesgymnastik. Sie sind ausschließlich Geist. Sie gehören unter die silly women of the North, Sie leben nur mit Ihrem Kopf. Was ich Ihnen zu sagen hätte, würden Sie nicht verstehen. Ich wiederhole nur, daß ich es bereue Sie gekränkt zu haben, es war gegen meinen Willen, ich bitte Sie um Verzeihung. Unsere Charaktere sind eben so verschieden als unsere stamina. Was wollen Sie? bisweilen errathen sie meine Gedanken, verstehen werden Sie mich nie.

„Ich bin hier in einer häßlichen kleinen Stadt, auf einem hohen Berge, von den Eingeborenen belästigt; mit einem Speech, den ich morgen zu halten habe, sehr beschäftigt. Ich repräsentire; Sie kennen mich hinlänglich, Sie wissen wie sehr ich die Rolle eines öffentlichen characters hasse. Zum Troste hab' ich einen sehr liebenswürdigen Reisegefährten, und eine prächtige Kirche, die ihr jetziges Fortbestehen mir allein verdankt. Ich sah diese Kirche zum ersten Mal kurze Zeit, nachdem ich Sie, zu *** getroffen. Heute fragte ich mich, ob wir damals oder jetzt thörigter waren.

„Das ist gewiß: wir hatten damals vermuthlich eine ganz andere Idee von einander, als jetzt. Hätten wir gedacht, daß wir uns gegenwärtig so sehr über einander ärgern würden, glauben Sie wohl, daß wir uns wieder aufgesucht hätten? Es ist sehr kalt, dabei regnet es, Blitze mitten hindurch. Ich habe ein paar Bogen offizielles Papier zu besudeln, und ich wende mich so lieber von Ihnen ab, da ich Ihnen keine Zärtlichkeiten zu sagen hätte. Ich bin ebenso unzufrieden mit Ihnen als mit mir. Am meisten bin ich über das Verhängniß ergrimmt. In einigen Tagen werd' ich zu Dijon sein; Sie machen mir Freude, wenn Sie mir dorthin schreiben, besonders wenn Sie etwas weniger Brutales in ihre Feder diktiren als letzthin. Sie bilden sich nicht ein, wie unsere Wirthshausabende vergehen. ... Eh' ich abreise, hab' ich Herrn von Saulcy (*) gesprochen; er hatte einen Brief von Metz erhalten, worin ihrem Bruder viel Lob gespendet wird; er gefällt ausnehmend den Personen, denen er empfohlen worden. Die Ungelegenheiten einer Reise hielten mich ab, Ihnen das früher zu schreiben.

„Adieu, mir scheint ich fühle mich besser, seitdem ich ein wenig mit Ihnen gesprochen. Hätte ich etwas mehr Papier, und weniger Berichte zu verfassen, wär ich fast in einer zärtlichen Stimmung; all' mein Zürnen läuft gewöhnlich darauf hinaus, Sie wissen das wohl.“

(*) Der berühmte Archäologe, Mitglied des Instituts, Entdecker der Städte des Todten Meeres.

Paris, 15. April 1844.

„Heute Morgen und gestern hatte ich so fürchterliches Augenweh, daß ich Ihnen nicht schreiben konnte; diesen Abend geht es etwas besser, und ich weine nicht mehr. Ihr Brief ist ziemlich liebenswürdig, gegen Ihre Gewohnheit; er enthält sogar ein oder zwei zärtliche Phrasen, ohne Aber, ohne Hintergedanken. Unsere Ideen über sehr viele Dinge weichen ganz von einander ab. Sie begreifen meine Opferfähigkeit für Sie gar nicht. Mich zu ermuthigen, sollten Sie mir danken; aber Sie denken, es gebühre Ihnen alles. Warum treffen wir so selten in unseren Gefühlen überein? Sie haben wohl daran gethan, nicht von Katull zu sprechen. Man liest diesen Autor nicht in der Charwoche. In seinen Werken ist mehr als eine Stelle unübersetzbar in's Französische. Man sieht sehr wohl, was die Liebe anno 50 vor Christus in Rom war. Doch schon etwas besseres, als zu Athen unter Perikles. Die Frauen galten schon etwas, die Männer begiengen Dummheiten, ihnen zu liebe. Ihr Einfluß kam nicht vom Christenthum, wie man gewöhnlich behauptet; ich glaube die Nähe der nordischen Barbaren war schon in der Gesellschaft Roms fühlbar. Die exaltirten Germanen liebten die Seele, die Römer liebten nur den Körper. Lange auch hatten die Frauen keine Seele, noch jetzt sind sie seelenlos im Orient, leider! Sie wissen wie zwei Seelen sich besprechen; doch Ihre Seele schenkt der meinen kein Gehör.

„Es ist mir lieb daß sie Alfred de Musset's Verse schätzen, mit Recht stellen sie ihn mit Catull

zusammen. Dieser letztere versteht und schreibt seine Sprache besser, und Musset hat Unrecht nicht mehr an die Seele zu glauben, als Catull; dieser ist durch sein Zeitalter entschuldigt. Es ist ungewöhnlich spät, ich sag' ihnen Adieu, ich muß ein Augenbad nehmen; während ich Ihnen schreibe, geht mein Auge über. Auf künftigen Montag. Beten Sie um günstige Sonne. Ich bringe Ihnen ein Buch mit. Legen Sie Ihre Siebenmeilenstiefel an."

Hier ein Brief über eine seiner Inspektionsreisen nach Straßburg: er war in mürrischer Stimmung.

Straßburg, den 30. April 1844.

„Ich bin immer noch hier; die Schwachheit der Munizipalräthe hält mich zurück. Einen ganzen Tag mußte ich mit erhabenen, eloquenten Phrasen sie zur Reparation einer alten Kirche bewegen. Wissen Sie, was man mir erwiedert? . . . sie haben mehr Tabak als Monumente nöthig, aus meiner Kirche werden Sie ein Tabakmagazin machen.

„Morgen verreise ich nach Colmar; Donnerstag denk' ich in Besançon zu sein. Ich werde nicht lange dort bleiben, nur einige Blumen auf Nodiers Grab streuen, dann komm ich schnell zu Ihnen zurück und zu unsern Waldungen. Hier scheint mir die Jahreszeit etwas vorgerückter als zu Paris; das Land ist herrlich, ein grünes Laub und Rasenteppich, kein Maler giebt das wieder.

„Mir ist lieb Sie so heiter zu wissen; ich kann nicht dasselbe von mir aussagen. Mir scheint, ich habe jeden Abend das Fieber, meine Laune ist häßlich. Das Münster, das ich früher so sehr liebte, scheint

mir häßlich(!); Sabinens weise und thörigte Jungfrauen finden kaum Gnade vor meinen Augen. Sie lieben Paris mit vollem Rechte, es ist die einzige Stadt, wo sich's leben läßt. Wo fänden wir anderswo die Spaziergänge, die Museen, wo wir uns so viel zu sagen hatten, auch einige Zärtlichkeiten, nicht wahr? Ich möchte an Ihr Versprechen glauben, an das Wiederaufnehmen unseres abgebrochenen Gesprächs, als ob wir nicht getrennt gewesen. Aber ich weiß was mich erwartet; die Eiskruste hat sich unterdeß gebildet; Sie werden mich nicht einmal mehr erkennen. Doch, sollte ich auch mit Ihnen zanken, jedenfalls ist das besser als Sie gar nicht zu sehen. Adieu."

Poitiers, 5. September 1844.

„Wenn ich Ihnen so spät auf Ihren Brief vom letzten Monat den ich hier finde, Antwort gebe, so ist es doch keine Wiedervergeltung für ihre langsam gegebene Nachrichten; Ihr Gewissen macht es Ihnen keine Vorwürfe? Sie haben wenigstens zehn lange Tage gebraucht, eh' es ihnen einkam, mir nur eine Zeile zu schreiben; ist das nicht sehr übel? Sie sprechen nur von ihren tiefen Betrachtungen zu D***; ich glaube sie haben sich dort sehr belustigt, und ich muß glauben, daß Ihnen die Zeit gut vergeht, wenn sie kokett sein können. Ich habe seit meiner Abreise von Paris ein betrübtes Leben geführt. Wie Ulysses hab' ich der Menschen Städte und Sitten viele gesehen; alles hab' ich häßlich gefunden. Dann bekam ich mehrere Fieberanfälle, die mich betrüben und an mein nahes Alter mahnen. Das Land hier ist platt, eine der langweiligsten Gegenden Frankreichs,

doch fehlt es nicht an Wäldern, großen Bäumen, Einsamkeiten, wo ich Ihnen gerne begegnet wäre. Ihr Andenken verfolgt mich an unzähligen Orten; doch knüpfe ich es besonders gern an Wälder und Museen. Sollte es Ihnen einiges Vergnügen machen, wenn sie eine Stelle, eine bedeutende Stelle einnehmen in meinem Gedächtniß, so mögen Sie sich wohl einbilden, daß bei dem Leben, das ich führe, ich Sie nicht vergesse. Ein so und so gewachsener Baum erinnert mich an eine unserer Unterredungen. Ueber unsere Spaziergänge denk' ich oft und gerne nach. ... Ich bewundere Scribe, weil es ihm gelang ein tugendhaftes und neukatholisches Publikum mit den Tugendpreisen zum Lachen zu bringen. Ebenso erstaune ich über seine jetzige Art zu lesen. Sie sagen mir's, ich muß es glauben; ehemals las er wie ein Fiacre. Das akademische Kostüm giebt vermuthlich diese Zuversicht; nun hoff ich ein wenig zu reüssiren.

„Seit meiner Abreise hab' ich meine Rede nicht zweimal vorgenommen; geht das sofort, da glaub' ich keine Linie streichen zu können. Ich erschrecke gewiß im letzten Augenblick über die zahlreichen nicht gestrichenen Ungereimtheiten. So lang' ich nicht mein Steuerruder auf Paris hinwende, kann ich die Epoche meiner Rückkunft nicht genau bestimmen. Befiehlt mir meine Regierung nicht weiter als Saintes zu gehen, da kommen wir ungefähr in demselben Augenblick an. Wie glücklich, könnte ich Sie gleich am folgenden Tage treffen. Adieu! schreiben Sie mir nach Saintes, ich denke bald dort zu sein, und mich einige Tage aufzuhalten."

Parthenay, 17. September 1844.

„Ihr Brief, den ich in Saintes erhielt, bot mir einige Zerstreuung in der Unruhe, die mich dort ergriffen. Es kam mich schwer an, viertausend meiner Mitbürger, die mir Deputationen zuschickten und fabelhafte Reden an mich hielten, zur Verzweiflung zu bringen.

„Eingeklemmt zwischen meine Pflicht und meine angeborene Delikatesse, fühlte ich mich sehr unglücklich. Zuletzt schlug ich den besten Weg ein, ich spielte den Prokonsul. Während einem Jahre wage ich's nicht durch Saintes zu reisen. Ich sehe gern daß Sie zu D*** an Paris denken; fürchten müßt' ich sie hätten unsere Wälder und den Blumenschmelz unserer Wiesen vergessen; ich denk' immer lebhafter daran, seitdem ich einen Schritt auf der Straße nach Paris gemacht. Wahrscheinlich komm' ich früher an als sie; in zehn Tagen spätestens bin ich dort, wenn nicht unvorgesehene Zufälle dazwischen treten. Und Sie? ... das ist die Hauptsache. In Paris sein, ohne Sie, wäre viel verdrießlicher, als jetzt auf dem Lande herumschweifen. Ich dürste nach Ihrem Wiedersehen, Sie begreifen das nicht. Kommen Sie, wollen Sie zurückkommen, mit mir Abschied nehmen von Ihren Domänen auf dem linken Seineufer? Ich will nicht daran denken und muß doch. Zur Vorbereitung auf Enttäuschungen, wie Scapin wenn er von Reisen wiederkehrte, such ich mir your ladyship vorzustellen, wie eine Bildsäule im Kuiraß, so böse war sie mir einige Male erschienen.

„Aber nein! ich muß Sie immer in der guten

Stimmung sehen, als wir uns so bequem auf einen Felsblock niederließen. Ich glaub' ein wenig daran, Sie haben mir's ein wenig versprochen, dann will es mir nicht einleuchten, wir könnten beide uns so sehr verändern, nachdem wir so eins in Gedanken waren. Denken Sie in der That zurück zu kommen, so schreiben Sie mir nach Blois, ich werde bald dort sein, oder nach dem 25ten zu Paris. Sagen Sie mir wenn ich sie sehen kann, so bald als möglich. Ich schreibe Ihnen von einer häßlichen Chouansstadt aus(*), und in einem abscheulichen Wirthshaus, man macht einen Höllenlärm, und in mein Mittagessen mischt man so viel Haare, daß ich beinah verhungere. Heute hab' ich zu Saint-Maixant Frauen mit dem Haarschmuck des vierzehnten Jahrhunderts gesehen, und fast eben so alle Kinder, welche das Hemd aus grobem Zwillich, bis unter den Hals zugeknüpft, sehen lassen, und einen Schlitz, wie bei Mannshemden, eine dunkelbraune Honigkuchenhaut dahinter, doch schien mir das nicht übel. Ich habe mir heute die Hand verrenkt und schreibe mit Mühe."

Barcelona, 10. November 1844.

„Da bin ich am Zeile meiner langen Reise, ohne trabucayres (Wegelagerer) oder ausgetretene Flüsse anzutreffen, das letztere ist noch alltäglicher. Ich bin von meinem Archivar liebevoll empfangen worden, er hat mir Tisch und Bücher zubereitet; die schwachen Augen, die mir noch blieben, werden dabei auf die

(*) Er denkt an die Partisankriege während der ersten Revolution.

Reige gehen. Zu dem despacho (Arbeitszimmer) zu gelangen, muß ich durch einen gothischen Saal aus dem vierzehnten Jahrhundert und über einen mit Orangenbäumen bepflanzten Hof. Die Goldfruchtbäume sind hoch wie unsere Linden, und hängen voll reifer Frucht. Das ist sehr poetisch, ebenso meine Wohnung, die etwa so komfortabel und luxuriös wie die asiatischen Caravanserails. Man ist hier zwar etwas besser als in Andalusien, aber die Barcelonesen stehen weit unter den Andalusiern. Ueberdies haben Sie in meinen Augen, oder vielmehr in meinen Ohren einen Hauptfehler; ich verstehe nichts von ihrem Kauderwelsch. Zu Perpignan hab' ich zwei prächtige Zigeuner gelassen, welche die Schur an zwei Mauleseln vornahmen. Ich habe Calò mit Ihnen gesprochen, zum großen Widerwillen eines Artillerieobersten, der mich begleitete; es kam heraus, daß ich das Calò besser verstand als meine Zigeuner; sie statteten meiner Wissenschaft ein gutes Zeugniß aus; ich war nicht wenig geschmeichelt. Das Resultat meiner Reise ist leider, daß ich mir sie wohl ersparen konnte; zu meiner Geschichte (Peter von Aragon) brauchte ich nicht den ehrwürdigen Staub des barzelonesischen Archivs einzuathmen. In meiner Laufbahn ist dies ein Zug von Gewissenhaftigkeit, den mein Biograph hoffentlich citiren wird. Unterwegs, wenn ich nicht schlief, und das war mehrentheils der Fall, baute ich Luftschlösser(*), denen nur ihre Beglaubigung mangelt.

(*) Chateaux en Espagne.

„Bitte antworten Sie mir gleich, und schreiben Sie die Adresse deutlich mit großen Buchstaben.“

Madrid, 18. November 1845.

„Da bin ich nun seit mehr als einer Woche eingebürgert bei sehr großer Kälte, bisweilen mit Regen, eine Witterung wie die Pariser. Nur seh' ich täglich schneebedeckte Berge und besuche herrliche Velasquez. Die Menschen hier sind so unaussprechlich langsam, daß ich erst heute dazu komme, die Manuskripte, die ich durchsehen will mit der Nase zu berühren. Dazu war eine akademische Erlaubniß vonnöthen, und Gott weiß wie viel Intriguen, nur um deren Existenz zu erfahren. Ueberdies scheint mir das unbedeutend, kaum die lange Reise werth. Vor Ende des Monats denk' ich damit fertig zu sein.

„Ich finde Spanien sehr verändert seit meiner letzten Reise. Die Leute, die ich als Freunde verließ, hassen sich auf den Tod. Mehrere meiner alten Bekannten sind Herrn geworden, und sehr grob. Mit einem Worte, Madrid anno 1845 gefällt mir weniger als anno 1840. Hier denkt man laut, und berücksichtigt niemanden. Man ist frank und frei; wir Franzosen finden das sonderbar, ich erstaune darüber, um so mehr da Sie mich an ein anderes Benehmen gewöhnt. Sie sollten eine kleine Reise über die Pyrenäen machen und Sinzerität erlernen. Sie können sich nicht einbilden wie man Gesichter schneidet, wenn der geliebte Gegenstand nicht zur erwarteten Stunde kömmt, sich nicht einbilden welche Seufzer man ausstößt, freiweg; an solche ganz gewöhnliche Szenen kehrt sich niemand; kein Skandal! kein Gerede! Jeder und jede weiß, daß

man künftige Woche in demselben Falle sein kann. Ist's gut? ist das böse? diese Frage leg' ich mir jeden Tag vor, und schließe nicht ab. Ich sehe die Liebenden glücklich und muß finden, daß sie Mißbrauch treiben mit der Intimität und dem Zutrauen. Der eine erzählt, was er zu Mittag gegessen, der andere spricht von seinem häßlichen Schnupfen, in unverblümten Ausdrücken. Hier hat der romaneskeste Liebhaber keinen Begriff von unserer Galanterie. Die Liebenden sind hier im Grunde nur Gatten, welche die Kirche duldet. Sie sind die wahren Gatten, besorgen die Aufträge, und pflegen die Hausfrau wenn sie Arznei nimmt. Es ist so kalt daß ich nicht nach Toledo gehen werde wie ich mir vorgenommen. Aus demselben Grunde giebt man keine Thiergefechte. Uebermorgen gehe ich zu Narvaez, wo ich vermuthlich Ihre katholische Majestät sehen werde. Sie können mir Ihre Briefe hieher adressiren, wenn Sie mit Rückkehr des Kuriers schreiben, wo nicht, nach Bayonne, poste restante. Wenn ich mich langweile, d. h. täglich, denk' ich Sie werden mich bei meiner Ankunft besuchen; dieser Gedanke erfrischt mich. Ihre satanische Koketterie und ihr Abscheu gegen die Wahrheit sollen mich nicht abschrecken, Sie mehr zu lieben, als all' diese Aufrichtigen. Mißbrauchen Sie dies Geständniß nicht. Adieu."

Bonn, 4. September 1846.

„Seit sechs Tagen bin ich in diesem schönen Land, damit ist nicht Bonn gemeint, sondern Rheinpreußen, wo die Civilisation sehr fortgeschritten, nur die Betten nicht, die haben immer vier Fuß Länge und die Lein=

tücher drei. Ich führe ein ächt deutsches Leben, d. h., ich stehe auf um 5 Uhr, lege mich schlafen um 9, nachdem ich vier Mal gespeist. Bis jetzt gefällt mir dieses Leben so ziemlich, ich brauche nur Mund und Augen zu öffnen. Nur sind die deutschen Mädchen und Frauen, seit meiner letzten Reise, fürchterlich häßlich geworden. . . . Hier folgt die Abbildung des Hut's der Schönsten, die mir begegnet, auf einem Dampfer zwischen Trier und Coblenz; ich setze die Illustration auf die Kehrseite. . . . Die Deutsche hat eine weiße Gesichtsfarbe, und Füße wie folgt:

NB. Meine Zeichnung giebt einen Centimeter per Meter. Ich wünsche, Sie möchten solche Hutmoden einführen, Sie würden sie patroniren! (*) Die Monumente, die ich gesehen, gefallen wir wenig; die deutschen Architekten sind noch unerträglicher als die Unseren. Man hat den Münster von Bonn verwüstet, und die Abtei von Laarh (sic) so angestrichen, daß mir die Zähne klapperten. Die Ansichten der Mosel werden viel zu sehr belobt, im Grund ist das alles sehr unbedeutend. Seitdem ich den Tmolus passirt, finde ich nichts mehr schön. Meine Bewunderung haftet an den dortigen Schattenwäldern und an der dortigen Küche; hier heißt das große Tagesgeschäft: Speisen. Alle ehrlichen Leute, nachdem sie um 1 Uhr zu Mittag gegessen, trinken um 4 Uhr den Thee mit Backwerk; um 6 Uhr essen sie in irgend einem öffentlichen Garten wieder eine Semmel mit Wurst; damit erreicht man die Abendglocke, um 8 Uhr, tritt man in

(*) Die Beschreibung fällt in die Karrikatur.

einen Gasthof und soupirt. Was unterdeß aus den Weibern wird, weiß ich nicht; jedenfalls bleibt kein Mann von 8 bis 10 Uhr zu Haus, ein jeder ist in seinem bevorzugten Gasthof, trinkt, ißt und raucht. Daran sind glaublich die Füsse dieser Damen schuld und der Rheinwein.

„In zwei oder drei Tagen sind Sie hoffentlich zu Paris. Die Wälder am Rhein und der Mosel sind noch so grün; ich kann nicht glauben daß sie bei uns schon zu Besenstielen geworden, doch möglich ist es. Sie haben es gewollt.

„Leben Sie wohl; ich bereue nicht was ich da sage. Schreiben Sie mir nach Coblenz, hieher ist's zu spät."

Folgendes ist der Eindruck, welchen die fürchterlichen Junitage auf ihn machen:

... 27. Juni 1848.

„Ich komme heute morgen nach Hause, nach einem kleinen viertägigen Feldzug, wobei ich keine Gefahr gelaufen, aber all' die Gräuel dieser Zeit und dieses Landes gesehen. Inmitten meines Schmerzens fühle ich absonderlich die Dummheit dieses Volkes, sie geht über allen Begriff. Ich glaube nicht, daß man es je abhalten wird von der grausamen Wildheit, wohin seine Neigung es unwiderstehlich zieht. Ich hoffe, Ihrem Bruder geht es gut; ich denke nicht daß seine Legion ernsthaft betheiligt gewesen; aber wir sind todmüde, seit vier Tagen schliefen wir nicht. Doch glauben Sie nicht an alles was Ihnen die Journale über Todesfälle und Zerstörungen sagen. Vorgestern hab' ich die Rue St. Antoine durchstreift;

die Fenster waren durch die Kanonade zersplittert, viele Außenseiten von Boutiken zerstört, doch ist die Verheerung nicht so groß als ich dachte und man verbreitet hatte. Ich beeile mich niederzuschreiben was ich am auffallendsten gesehen, dann will ich schlafen gehen.

1) „Das Gefängniß La Force ist einige Stunden durch die Nationalgarde bewacht worden; die Insurgenten umzingelten diese letzteren, und riefen ihr zu: Schießt nicht, und so schießen wir auch nicht; bewacht die Gefangenen.

2) „Ich betrat ein Haus an der Ecke des Platzes der Bastille, den Kampf zu übersehen. Das Haus war gerade den Insurgenten entrissen. Hat man euch viel genommen? fragte ich die Bewohner. — „Man hat nichts entwendet." — Dazu denken Sie sich, daß ich ein Weib in die Abbaye abführte; das häßliche Ding schnitt mit seinem Küchenmesser den Mobiles die Köpfe ab. Ein anderer Mann hatte zwei blutrothe Arme, einem Verwundeten hatte er den Bauch aufgeschlitzt, und die Hände in der Wunde gewaschen. Begreifen Sie etwas an „dieser großen Nation?" Eines ist sicher, wir gehen zu allen Teufeln! Wenn kommen Sie? — wenigstens während sechs Wochen werden wir uns nicht mehr schlagen."

Paris, 18. August 1848.

„Das schöne Wetter geht zu Ende; in wenig Tagen beginnt die kalte Jahreszeit, die mir so antipathisch ist. Ich kann Ihnen kaum sagen, wie ich erzürnt bin. Aprikosen und Pflaumen sind vorüber, ich freute mich so sehr, mit Ihnen welche zu genießen.

Ich bin gewiß, wenn es Ihnen Ernst gewesen wäre, so konnten Sie längst in Paris sein. Ich langweile mich fürchterlich, und hätte fast Lust abzureisen, und nicht auf Sie zu warten. Alles was ich thun kann, wäre Ihnen Zeit zu lassen, bis zum 25. August, um 3 Uhr, nicht eine Stunde mehr. Wir sind sehr ruhig. Man spricht zwar von einem Krawall, den Herr Ledru (Rollin) anstiften wolle, als Protestation gegen die gerichtliche Untersuchung (über den Juniaufstand), es kann nicht ernsthaft gemeint sein. Das allererste Erforderniß zu einem Kampfe, wäre wohl das Vorhandensein von Flinten und Pulver auf beiden Seiten. Jetzt findet sich das nur auf einer Seite. Vorgestern, beim Generalkonkurs, erhielt ein Knabe Leroy einen Preis. Seine Kameraden riefen: Vive le Roi. General Cavaignac, der, ich weiß nicht weßhalb, der Ceremonie beiwohnte, geruhte zu lächeln. Allein, da derselbe Knabe einen zweiten Preis davontrug, wurde das Beifallrufen so stark, daß der General die Fassung verlor, und seinen Schnurrbart heftig zwickte. Adieu! ich bin sehr böse auf Sie. Schreiben Sie mir bald."

* * *

Bagnères de Bigorre (Basses-Pyrénées)
Samstag, 15. August 1862.

„Werthe Freundin, seit drei Tagen bin ich hier mit Herrn Panizzi, nach einer sehr ermüdenden Reise und fürchterlicher Sonnenhitze. Vorgestern verbarg sie sich (ich meine die Sonne); wir haben eine londoner Atmosphäre, Nebel und einen kaum sichtbaren Regen,

der bis auf die Haut näßt. Hier hab' ich einen Kameraden getroffen; er ist Badearzt, hat mich auskultirt, Faustschläge in den Rücken und auf die Brust gegeben, und zwei tödtliche Krankheiten erkannt, die er zu heilen verspricht, wenn ich täglich zwei Gläser Thermalwasser trinke; es scheint nicht übel, eckelt nicht an wie gewöhnliches Trinkwasser — dann nehm' ich ein Bad in ziemlich warmem Quellwasser, mir scheint es oder meiner Haut sehr wohl zu bekommen. Des Morgens hab' ich verdrüßliches Herzklopfen, schlafe schlecht, doch hab' ich Hunger; nach Ihrer Art zu urtheilen, werden Sie behaupten daß ich bald genesen werde. Es sind nicht viele Leute hier, fast keine Engländer, desto besser. Engländer und Pflaumen fehlen dieses Jahr. Von schönen Damen, haben wir hier M^lle D***, die ehemals auf den Prinzen N*** und die Cocodès (*) großen Eindruck machte. Ich habe sie nur im Rücken gesehen, sie trägt die massivste Krinoline in der ganzen Landschaft; zweimal in der Woche giebt man Ballfeste und Liebhaber-Concerte, wovon ich nur eines hören werde. Gestern hat man mich mit einer musikalischen Kirchenscene behelligt; ich begab mich dahin in Begleitung der Gendarmerie. Die Einladung zu einer Soirée des Unterpräfekten hab' ich ausgeschlagen; das wären für einen einzigen Tag zu viel Katastrophen gewesen. Die Gegend scheint sehr schön, ich habe sie nur im Fluge gesehen; ich werde Zeichnen sobald die Sonne scheint. Was wird aus Ihnen? schreiben Sie mir. Gern möcht' ich das

(*) Spitzname der damaligen Wüstlinge.

herrliche Grün und die kristallklaren Wasser — nein, das ist für letztere ein unzureichender Vergleich, — Ihrer Bewunderung vorzaubern; wie gern würde ich im Schatten der großen Buchen mit Ihnen schwatzen. Sind Sie immer noch im Bereich des Meeres und der Seekälber. Adieu, beste Freundin."

Biarritz, villa Eugenia, 27. Sept. 1862.

„Werthe Freundin, ich schreibe Ihnen immer nach ***, obgleich mir ihre Projekte unbekannt; mir scheint, Sie kehren noch nicht in die Hauptstadt zurück. Sie haben hoffentlich günstiges Wetter wie wir, und mögen so spät als thunlich dem Geruch des Asphalts nachgehen. Hier bin ich am Meeresufer, und athme leichter als seit langem. Das Wasser von Bagnères fieng an mich zu plagen; desto besser, sagte man, das beweist dessen Wirkung. Sicher ist, daß mit meiner Abreise von Bagnères ich meine Wiedergeburt feierte; die Seeluft, vielleicht die kaiserliche Küche brachten mir Heilung. In Hotel zu Bagnères ißt man verwünscht schlecht; man hat mich und Panizzi langsam vergiftet. In der Villa (Eugenia) sind wenig Personen, meist alte liebenswürdige Bekannte. In dem Städtchen (Biarritz) finden sich wenig Franzosen; Spanier und Amerikaner bilden die Mehrzahl. Donnerstag ist hier der Empfangtag; die Nordamerikaner pfercht man auf eine Seite, die Südlichen auf die andere, sonst würden sie sich auffressen. An diesem Tag, muß man sich „ankleiden", in der ganzen übrigen Woche, keine Toilette; die Damen diniren bis an den Hals verhüllt, wir, das häßliche Geschlecht, en redingote. In keinem Schloß, französischen oder englischen, lebt man

so frei, so ohne Etiquette; nirgends ist die Schloßdame so graziös, so liebenswürdig für ihre Gäste. Wir machen hübsche Spaziergänge in den Seitenthälern der Pyrenäen und kehren heißhungrig nach Hause. Gewöhnlich ist die See hier sehr bewegt, seit einer Woche ungemein ruhig, allein nichts im Vergleich mit dem Mittelländischen Meer, und der See von Cannes. Die badenden Damen sind in ihrem Kostüme wie immer ganz erstaunlich. Da ist eine Madame ***, gelbrübenfarbig, blau gekleidet und bepudert. Man behauptet sie streue Asche auf ihr Haupt, weil ihr Vaterland unglücklich ist.

„Ich arbeite ein wenig zwischen den Promenaden und der köstlichen Mahlzeit. Ich habe, sowohl in den Pyrenäen als zu Biarritz, mehr als die Hälfte eines Bandes geschrieben. Es ist wiederum die Geschichte eines heldenhaften Kosaken, für das Journal des Savants. Weil wir doch von Literatur sprechen, haben Sie Victor Hugo's Speech gelesen, den Speech, den er beim Mittagessen der belgischen Buchhändler und anderer Spitzbuben zu Brüssel hielt? Schade, daß dem Redner dem so schöne Bilder zu Gebote stehen, der Menschenverstand fehlt! Wie kann er sich nicht der Plattheiten enthalten, die einem ehrlichen Mann nicht ziemen. Sein Bild vom Tunnel und der Eisenbahn enthält mehr Poesie, als ich deren seit fünf oder sechs Jahren in einem Buche gefunden, aber es sind nur Bilder, nichts gründliches, nichts vernünftiges; es ist ein Mensch, der sich mit seinen eigenen Worten betäubt, und sich nicht die Mühe giebt zu denken.

„Der zwanzigste Band von Thiers gefällt mir

wie Ihnen. Es war unendlich schwierig, meiner Ansicht nach, etwas aus den unendlich langen Gesprächen von Sankt Helena, wie Lascases sie giebt, heraus zu ziehen; Thiers thut das mit großem Geschicke. Was mir ebenso gefällt, das sind seine Urtheile und seine Parallelen zwischen Napoleon nnd anderen großen Männern. Er ist etwas streng für Alexander und Cäsar, doch ist etwas wahres in dem was er über den Mangel an Tugend bei Cäsar sagt. Hier beschäftigt man sich sehr mit dem letzteren, vielleicht zu sehr; man läugnet die Anekdote des Nikomedes ab, Sie ebenfalls, denk ich!

„Leben Sie wohl, theuere Freundin; opfern Sie sich nicht allzusehr für andere, man wird sich daran gewöhnen, und was Sie jetzt gerne thun, werden Sie vielleicht einmal gezwungen leisten. Noch einmal Adieu.“

Cannes, 5. Dezember 1862.

„Werthe Freundin, ich bin hier inmitten zweier Ueberschwemmungen angekommen; während vier Tagen glaubte ich die Sonne schiene nicht mehr, auch zu Cannes nicht. Wenn es hier zu regnen anfängt, das ist kein Scherz! Die Ebene zwischen Cannes und l'Estérel war in einen See umgewandelt, unmöglich auszugehen.

„Indeß war, mitten in der Sündfluth, die Luft weich und zum Athmeu bequem. Seitdem ich engbrüstig geworden, bin ich, wie die Römer für das Wasser, für die Atmosphäre sehr delikat. Zum Glücke, hielt der Regen nicht an; die Sonne glänzt seit drei Tagen, ich lebe bei offenem Fenster, habe fast zu

heiß. Die Fliegen allein gemahnen mich an die Ungelegenheiten des Lebens. Eh' ich Paris verließ hab' ich einen berühmten Doktor konsultirt; seit meiner Rückkehr aus Compiègne, fühlte ich mich sehr übel, und wollte wissen, wie lang ich noch an mein Leichenbegängniß zu denken bequem Zeit hätte. Sein Ausspruch befriedigt mich: 1) weil er mir gesagt, die Ceremonie würde sobald nicht begangen werden; 2) weil er mir anatomisch und deutlich meines Uebels Grund erklärte. Ich glaubte herzkrank zu sein, keineswegs; die Lunge leidet. Ich werde nie ganz genesen, aber es giebt Mittel gegen allzuherbes Leiden; das ist viel, das ist die Hauptsache.

„Sie bilden Sich nicht ein, wie schön nach all' dem Regen, die Landschaft. Ueberall Mairosen. Jasmin fängt an zu blühen, und viel Feldblumen, eine schöner als die andere. Gern würde ich in den hiesigen Wäldern Botanik mit Ihnen studieren; Sie würden die waldige Umgebung so hübsch finden wie in Bellevue.

„Ich erhielt letzthin, ich weiß nicht wie, das letzte Buch von Gustave Flaubert, dem Verfasser der Madame Bovary; Sie hatten dies gelesen, glaub ich, wollten es aber nicht eingestehen. Ich fand daß er einiges Talent hätte, aber, unter dem Vorwand realistisch zu sein, damit schlechte Writhschaft treibt. Er hat soeben mit einem zweiten Roman, Salammbò gesündigt. An jedem anderen Orte als zu Cannes, wo nur ein bürgerliches Kochbuch zu finden, hätte ich diesen Band nicht aufgeschlagen. Das Werk besteht in einer karthaginensischen Geschichte, die einige Zeit vor dem

zweiten ynischen Kriege spielt. Der Autor hat sich eine Scheingelehrsamkeit aus Bouillet (*) angeeignet, vielleicht aus irgend einer anderen analogen Kompilation; der schlechte Lyrismus Victor Hugo's bildet den Generalbaß. Einige Seiten werden Ihnen gefallen; Sie gleichen hierin den andern Frauen, Sie lieben die Emphase. Dieser Ton ist mir widerwärtig, ich bin durch Salammbò zur Wuth gereizt. Seitdem ich hier bin, besonders seit der Regenzeit, arbeite ich an meiner Kosakentorte; das wird', fürcht' ich, etwas lang gerathen. In wenig Tagen schick ich einen zweiten Artikel nach Paris, und zwar nicht den letzten. Ich bemerke jetzt, daß ich keine Karte von Polen mitgenommen. Ich bin etwas in Verlegenheit, wenn ich die polnischen Namen, die mir nur in russischer Benennung vorliegen, schreiben soll. Wenn es Ihnen möglich, suchen Sie zu erfahren ob eine Stadt, die sich russisch Lwow schreibt, nicht dieselbe wie Lemberg in Galizien ist. Sie würden mir einen großen Dienst leisten.

„Leben Sie wohl, beste Freundin, ich hoffe der Winter geht leidlich mit Ihnen um, und Sie sorgen dafür nicht am Schnupfen zu leiden. Ist Ihre kleine Nichte immer liebenswürdig? Verwöhnen Sie sie nicht zu sehr, später müßte Sie's büßen. Können Sie nicht das Stück meines Freundes Augier mit ansehen und mir Ihre Meinung freiweg darüber sagen? Noch einmal, leben Sie wohl."

(*) Mérimée ist im Irrthum befangen; Flaubert hatte Movers über die Phönizier gelesen.

Cannes, 28. Januar 1863.

„Ich war, liebe Freundin, auf dem Sprunge nach Paris abzureisen, hoffte dort zu sein am 20ten, da bin ich wieder von einem Magenkrampfe geplagt; ein tüchtiger Schnupfen mit schmerzhaftem Ersticken hielt mich acht Tage im Bette. Mein Arzt sagt mir, wenn ich nach Paris abreisen wollte, bevor ich ganz hergestellt, würde ich tiefer herabkommen als zuvor, ich bleibe noch etwa vierzehn Tage hier. Die Debatten über die Adresse werden kein Interesse bieten, alles ganz glatt vorübergehen. Jetzt geht es mir ziemlich gut, ich fange an auszugehen, und kehre zu meiner gewöhnlichen Lebensweise zurück. Das Wetter ist herrlich, und doch ist dieses Klima etwas verrätherisch. Weniger als irgend wer sollte ich mich gehen lassen. So lang die Sonne am Himmel steht, glaubt man sich in den Juni versetzt. Fünf Minuten später, sinkt eine durchdringende Feuchtigkeit herab. Meine letzte Krankheit verdank ich meiner Vorliebe für die herrlichen Sonnenuntergänge. Man sagt mir, bei Ihnen habe Nebel und Regen vorgeherrscht. In unserer Umgegend ist sehr viel Schnee gefallen, nichts ist schöner als die Ansicht der weißen Berge um unsere kleine grüne Oase her. Wie bringen Sie Ihre Zeit hin? ich schreibe des Abends Prosa für das Journal des Savants. Der verwünschte Chmelnieski (*) geht nicht zu Ende; er kostet mir wohl noch zwei Artikel vor seinem Tode und meiner Leichenrede. Schon hab' ich drei lange Artikel, eben so lang als der Ihnen

(*) Der Kosake, dessen Lebenslauf Mérimée verfaßte.

bekannte, geschrieben; Pfählungen, Abschinden und andere Lieblichkeiten finden sich drin massenweis. Ich fürchte es wird der Salammbò ähnlich werden. Geben Sie mir Ihre Meinung darüber, wenn sie das Journal des Savants auffinden; die Ignoranten lesen diese verdienstvolle Revue nicht.

„Wir haben in unserer Umgebung eine Tragödie erlebt. Ein hübsches englisches Mädchen ist auf dem Ball verbrannt; die Mutter wollte ihr Kind retten, verbrannte sich ebenfalls. Beide sind nach drei oder vier Tagen gestorben. Der Gatte, der sich ebenfalls angebrannt, ist noch bettlägerig. Achtzehn Fälle der Art haben sich in meinem Bekanntenkreise zugetragen. Warum tragen Sie eine Krinoline? Sie sollten mit gutem Beispiel vorangehen. Ein Kehrdichum vor dem Kamin, ein Blick in den Spiegel — (Spiegel sind immer über dem Kamin), und man ist lebendig geröstet. Doch stirbt man ja nur einmal, und es ist immer angenehm einen ungeheuren Höcker zu zeigen! als ob man jemand mit einem leeren Ballen betröge! Warum haben Sie kein Metallgitter vor ihrem Kamin? Es scheint man wird in Paris immer religiöser. Ich erhalte Predigten von Personen, die mich ganz was anders erwarten ließen. Man sagt mir Herr von Persigny hätte sich als ultrapäpstlicher in der Senatskommission für die Adresse gerirt. Ich glaube kaum daß irgendwann die Welt dummer gewesen ist als jetzt. Das alles wird so lang dauern als es mag, aber das Ende ist etwas schreckhaft.“

Paris, 20. Mai 1863.

„Beste Freundin, ich schreibe Ihnen mit einer abscheulichen Grippe. Seit vierzehn Tagen huste ich die Nacht durch, und erſticke. Laudanum ist das einzige Heilmittel; mir bringt es Kopf und Magenschmerzen, fast eben so unausstehlich wie der Husten. Genug ich fühle mich schwach und avvilito (elend); wir gehen zum Teufel, meine Gesundheit und ich. Ich hoffe mit Ihnen geht es nicht so. Ich glaube Ihnen gesagt zu haben, wie sehr die Feuchtigkeit in Rom gefährlich; bewahren Sie sich vor jeder Erkältung, sollten Sie auch zu warm haben. Ich beneide Sie um Ihren Aufenthalt in dem schönen melancholischen Land, mit den lieben Erinnerungen, die man nach Hause bringt. Nur wünsche ich, Sie brächten eine Woche zum Vergleich in Neapel zu. Von allen raschen Uebergängen ist dies die amusanteste; es ist die Komödie nach der Tragödie; man geht mit burlesken Ideen zu Bette. Ich weiß nicht ob in den päpstlichen Staaten die Küche besser geworden. Zu meiner Zeit war Sie über die Maßen abscheulich; in Neapel fand man wenigstens etwas; möglich daß die politischen Revolutionen über beiderlei Küchen dahingezogen. Eine Feinschmeckerin, wie Sie, mag wohl eine wie die andere schlecht finden.

„Hier leben wir mit dem Abhub der Anekdoten, die man über Madame *** erzählt oder erfindet. Eins ist gewiß; sie ist zum Einsperren wahnwitzig. Mad. X*** schlägt ihre Domestiken, sie theilt Ohrfeigen und Faustschläge aus, sie liebelt mit mehreren Cocodès auf einmal. Die Anglomanie treibt sie bis zum

brandy und water, d. h., mehr zum ersten als zweiten. Letzten Abend stellte sie dem Präsidenten Troplong ihrer Quartalkokodes vor, mit den Worten: „Herr Präsident, ich bringe ihnen meinen Darling.“ Herr Troplong antwortete: Ich finde mich glücklich mit Herrn Darling Bekanntschaft zu machen. Ist alles was man mir über die Sitten der Löwinnen des Tages vorbringt, wahr, so ist auch das Weltende nah. Ihnen darf ich nicht mittheilen was sich in Paris im Kreise der jugendlichen Generation, die uns beerdigen wird, zuträgt.

„Ich hoffte Sie würden mir einige Geschichten erzählen und ihre Eindrücke mittheilen. Es macht mir immer Freude zu erfahren, wie Ihnen dies und jenes erschienen. Lassen Sie sich ja die Statue des Pompejus zeigen, vermuthlich der nämlichen, zu deren Fuß Pompejus getödtet wurde. Kennen Sie die Boutike eines gewissen Cades der nachgeahmte Antiken und Vasen verfertigt? kaufen Sie für mich ein hübsches intaglio. Kommen Sie durch Civita-Vecchia, da gehen Sie, ich bitte, zu dem Kuriositäten-händler Bucci, grüßen Sie ihn und bringen ihm meinen Dank für die Büste von Beyle, die er mir zugeschickt. Sie können bei ihm für einen Spottpreis schwarze etruskische Vasen, intagli u. s. w. erhandeln und mit den Vasen eines ihrer Kamine zieren. Adieu, liebe Freundin, leben Sie wohl und denken bisweilen an mich.“

Errata:

S. 193 letzte Zeile: zu lesen 1854 statt 1856.
S. 211 letzte Zeile: zu lesen 7. u. 8. Oktober 1876 statt 1875.

Straßburg, Buchdruckerei H. L. Kayser.

Doſe